Montag, 24. November 1986 - D ***

Axel Springer Verlag AG, Postf. 10 08 64, 4300 Essen 1, Tel. 0 20 54 / 10 11
Wichtige Telefon-Nummern der WELT: Zentralredaktion Bonn (02 28) 304-1 / Anzeigenannahme Kettwig (0 20 54) 10 15 24 / Vertriebsabteilung Hamburg (040) 347-1 – Pflichtblatt an allen deutschen Wertpapierbörsen

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Nr. 273 - 48.W.- Preis 1,20 DM - I H 7109 A

Belgien 38,00 bfr, Frankreich 7,00 F, Griechenland 150 Dr, Großbritannien 65 p, Italien 1500 L, Jugoslawien 600,00 Din, Luxemburg 28,00 lfr, Niederlande 2,20 hfl, Norwegen 8,50 nkr, Österreich 14 öS, Portugal 150 Esc, Schweden 8,00 skr, Schweiz 2,00 sfr, Spanien 170 Pts, Kanarische Inseln 185 Pts, Türkei 850 TL

DIE WELT IM GESPRÄCH

Leonard Bernstein: Ich fühle mich einsam beim Komponieren

Der Komponist („West Side Story"), Stardirigent („New Yorker Philharmoniker"), Pianist und Kosmopolit Leonard Bernstein im Interview mit der WELT: „Das Alleinsein beim Komponieren ist für mich sehr leidvoll. Ich fühle mich einsam dabei. Aber sobald ich begonnen habe, fühle ich mich wie im Himmel und möchte niemanden sehen. Das kann dann Monate dauern." Seite 7

Morgen in der WELT

Wer liegt in der Wählergunst vorn?

Wer macht in der Gunst der Wähler – wenige Wochen vor der Bundestagswahl – das Rennen: Bundeskanzler Helmut Kohl oder sein Herausforderer Johannes Rau? Wie zuversichtlich gehen die Bürger in das Wirtschaftsjahr 1987? Zwei Fragen, auf die Frau Professor Elisabeth Noelle-Neumann, die international anerkannte Meinungsforscherin aus Allensbach, morgen exklusiv in der WELT Antworten gibt.

POLITIK

Bukarest: Der rumänische Staats- und Parteichef Ceausescu hat einen Abbau der Streitkräfte um 10 000 Mann angekündigt. Die Truppenreduzierung steht im Zusammenhang mit der Kürzung des Militäretats um fünf Prozent.

Kabul: Kanada hat fünf sowjetische Deserteure aus Afghanistan geschmuggelt, die bereits vor drei Jahren übergelaufen waren. Bei der Rettungsaktion soll der britische Geheimdienst MI5 eine wichtige Rolle gespielt haben.

Prag: Zu drei Jahren Gefängnis ist in Nordmähren ein 62jähriger CSSR-Bürger deutscher Herkunft verurteilt worden, weil er in einem Brief an CSU-Chef Strauß Klage über die Situation der Deutschen in der CSSR geführt hatte.

Österreich: Nahezu 5,5 Millionen Österreicher haben gestern ein neues Parlament gewählt. Bislang war die seit 16 Jahren regierende SPÖ mit 90, die ÖVP mit 81 und die FPÖ mit zwölf Abgeordneten im Nationalrat vertreten.

Saudi-Arabien: An der Spitze einer Wirtschaftsdelegation, darunter Vertreter der Luft- und Raumfahrt, Optik und Elektronik, ist der bayerische Ministerpräsident Strauß zu einem mehrtägigen Besuch nach Saudi-Arabien gereist.

Anschläge: In mehreren Städten der Bundesrepublik ist es am Wochenende im Zusammenhang mit Hausräumungen zu schweren Krawallen gekommen. Erhebliche Verwüstungen richteten 100 Vermummte allein in Göttingen an.

WIRTSCHAFT

Versicherungen: Im Gesundheitswesen wird 1986 mit einem Mehraufwand von etwa fünf Prozent zu rechnen sein; Beitragserhöhungen dürften unumgänglich werden. (WELT-Report S. 14 und 15)

BIG-Tech: Die großen Konzerne entdecken jetzt auch BIG-Tech – zum dritten Male findet in dieser Woche in Berlin die Spezialmesse für junge Unternehmer und neue Technologien statt. (S. 13)

KULTUR

Rodin: Daß Bleistift, Tinte und Wasserfarbe den größten Bildhauer des 19. Jahrhunderts ebenso anfeuerten wie Ton, Marmor oder Bronze, das zeigt die Londoner Hayward Galery. (S. 21)

Auktion: Das Interesse war enorm, der Berliner Branchenneuling „Villa Griesebach Auktionen" konnte bei seiner ersten Versteigerung am vergangenen Wochenende zufrieden sein. (S. 21)

SPORT



Tennis: Die 17jährige Steffi Graf (Foto) erreichte beim Masters-Turnier in New York das Finale. Im Halbfinale hatte sie Helena Sukowa (CSSR) mit 7:6, 3:6, 6:1 besiegt. Ihr Endspielgegnerin. Martina Navratilova (USA) bezwang Pam Shriver 6:2, 4:6, 6:4. (S. 17)

Boxen: Der Amerikaner Mike Tyson ist jüngster Schwergewichts-Weltmeister aller Zeiten im Profi-Boxen. In Las Vegas gewann der 20jährige durch K.o. in der 2. Runde gegen Titelverteidiger Trevor Berbick aus Kanada. (S. 18)

AUS ALLER WELT

Geiselnahme: Ohne Blutvergießen ist nach mehr als 14 Stunden in Wuppertal eine Geiselnahme zu Ende gegangen, bei der ein Arbeitsloser sieben Menschen in seine Gewalt gebracht hatte. (S. 22)

„Kranich": Auf Umwegen nur konnte eine betagte Boeing 707 der Lufthansa jetzt nach Berlin reisen – ein Museumsstück. Der Schriftzug „Lufthansa" mußte überklebt werden. (S. 22)

Der Aufschwung hat „solide Basis"

Die Fünf Weisen legen heute Gutachten vor / Prognose: Anhaltendes Wachstum über 1987 hinaus

HEINZ HECK, Bonn

Die Fünf Weisen bescheinigen der deutschen Wirtschaft in ihrem Gutachten, das heute veröffentlicht wird, eine gute Verfassung und rechnen mit anhaltendem Wachstum sogar noch über 1987 hinaus. „Der nun ins fünfte Jahr gehende Aufschwung hat eine solide Basis", heißt es in dem Papier. Der Zuwachs des Sozialprodukts wird für den Verlauf 1987 auf 2,5 Prozent geschätzt. „Ende 1987 werden 800 000 Menschen mehr erwerbstätig sein als im Herbst 1983."

Die voraussichtlichen Merkmale der wirtschaftlichen Entwicklung 1987 sind nach diesem Gutachten eine anhaltend gute Binnenkonjunktur, die ihre Impulse von steigenden Investitions- und Konsumausgaben erhält, weiter zunehmende Beschäftigung und ein nahezu stabiles Kosten- und Preisniveau. Der Aufschwung behalte sein „solides Fundament".

Die Lohnzurückhaltung der Tarifparteien 1986 wird ausdrücklich gelobt. Die Weisen setzen darauf, daß Arbeitgeber und Gewerkschaften auch im kommenden Jahr „das Ganze im Blick behalten und zu einem Kompromiß über Lohnerhöhungen und Arbeitszeit finden, der die Chancen für eine Fortsetzung des Aufschwungs nicht verbaut". Der Verhandlungsrahmen sei allerdings deutlich enger gezogen: Denn die Kostenbelastung aus Tariflohnerhöhung und Lohnausgleich für eine Arbeitszeitverkürzung haben die Weisen in ihrer Prognose „etwas unterhalb" der 86er Ergebnisse gezogen.

Zur Begründung: „Das Einkommensgeschenk der Importpreissenkung kann im kommenden Jahr nicht noch einmal verteilt werden. Ähnlich hohe Lohnabschlüsse wie in diesem Jahr blieben unter den absehbaren Bedingungen nicht ohne Schaden für die gesamtwirtschaftliche Entwicklung."

Die Perspektiven für 1987 seien „günstig", der Wechsel zu einer kräftigeren Binnenkonjunktur in vollem Gange. „Anstelle des Exports ist der private Verbrauch, neben den Investitionen, zur Stütze der Konjunktur geworden." Der Aufschwung habe sich als „robust" erwiesen und auch Belastungen aufgrund von Strukturkrisen in wichtigen Branchen verkraftet. Es sei bedeutungsvoll, „daß der Aufschwung nun auch auf die Bauwirtschaft übergreift".

Im Export erwarten die Gutachter zwar wieder einen „Umschwung zum Besseren"; die deutsche Wirtschaft könne aber auch 1987 nicht auf ein kräftiges Exportwachstum setzen. Die Höherbewertung der D-Mark sei nicht nur als Negativposten zu werten. Dem Verlust an preislicher Wettbewerbsfähigkeit stünde die Verbilligung der Einfuhr gegenüber, die die Unternehmen in der Kostenrechnung entlaste und ihre Position im Wettbewerb stärke.

Die Weisen sehen die Geldpolitik auf einem weniger expansiven Kurs. Ende 1987 dürfte die Zentralbankgeldmenge etwa fünf Prozent höher sein als ein Jahr zuvor. Gravierende außenwirtschaftliche Spannungen oder ein weiterer Kursverfall des Dollar werden nicht erwartet. Eine moderate Höherbewertung der D-Mark sei nicht auszuschließen. Der Spielraum für Zinssenkungen im Ausland wie in der Bundesrepublik werde vermutlich klein bleiben. Bisher sei die günstige Entwicklung zur Haushaltskonsolidierung genutzt worden. Die Weisen sehen darin eine „wesentliche Voraussetzung" dafür, daß der Aufschwung sich „ohne Verspannung fortsetzen kann".

In einem Minderheitsgutachten plädiert Rüdiger Pohl in der Beschäftigungspolitik für „rascher wirkende Maßnahmen", während die übrigen Gutachter den Beschäftigungseffekt staatlicher Programme immer auf Dauer als „negativ" bewerten. Pohl begründet dies auch damit, daß er die Kraft des Aufschwungs „als weniger robust" und die Entwicklung über 1987 hinaus „weniger optimistisch beurteilt als die Mehrheit".

Matthias Wissmann, wirtschaftspolitischer Sprecher der Unionsfraktion, sieht die Bundesregierung mit ihrer Wirtschafts- und Finanzpolitik „auf dem richtigen Kurs". Auch die Union sei der Auffassung, daß es zur Sicherung der Auftriebskräfte „auf Kontinuität und Stetigkeit in der Wirtschafts- und Finanzpolitik ankommt ... Die Verbesserung der Arbeitsmarktlage bleibt für die CDU auch im kommenden Jahr die wichtigste wirtschaftspolitische Aufgabe". Der Abbau der Arbeitslosigkeit sei um so erfolgreicher, je mehr die Tarifparteien ihn unterstützten.

Die große Übereinstimmung

Die wirtschaftlichen Prognosen für das nächste Jahr weisen in diesem Herbst kaum Unterschiede auf. Sowohl die fünf führenden wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsinstitute und das Institut der deutschen Wirtschaft als auch die Banken rechnen für 1987 mit einer Zunahme des Bruttosozialprodukts um drei Prozent. Eine Ausnahme macht das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut des DGB: Es erwartet nur einen Anstieg um 2,2 Prozent.

Auch nach der Analyse des Wirtschaftsministeriums geht der Aufschwung in der Bundesrepublik 1987 ins fünfte Jahr, und zwar mit einem unverminderten Tempo von drei Prozent. Mit ihrer Vorhersage, daß sich die Entwicklung in der zweiten Jahreshälfte 1987 leicht abschwächen wird, stehen die fünf Institute bisher allein. Im Gegensatz zu früheren Konjunkturzyklen vollzieht sich der Aufschwung diesmal spannungsfrei; die Preise bleiben stabil. Die Zahl der Beschäftigten steigt 1987 um rund 300 000. (Mk.)

DER KOMMENTAR

Unbeirrt auf Kurs

HEINZ HECK

Die Wirtschaft bleibt auf Wachstumskurs, ihre Ermüdung ist nicht abzusehen. Diese Botschaft geben die Fünf Weisen Bundesfinanzminister Stoltenberg an die Hand, der morgen in der Haushaltsdebatte des Bundestages die wirtschafts- und finanzpolitische Bilanz der ausgehenden Legislaturperiode ziehen will. Besser könnte der von ihm im Herbst 1982 eingeleitete Kurswechsel, den er gegen unterschiedliche und widersprüchliche Kritik der SPD wie der Grünen unbeirrt durchgehalten hat, gar nicht bestätigt werden.

Das gilt nicht nur für die Bewertung der bisherigen Leistungen. Es gilt mindestens ebenso für die Bewältigung künftiger Aufgaben, allen voran für die große Steuerreform, die die Gutachter zu Recht als „Kernstück der Wirtschaftspolitik für mehr Wachstum und mehr Beschäftigung" bezeichnen. Bis auf Nuancen wird das sich in Umrissen abzeichnende Konzept Stoltenbergs voll unterstützt.

Die wesentlichen Forderungen der Opposition, etwa nach staatlichen Beschäftigungsprogrammen, „gleich unter welcher Bezeichnung", finden keine Zustimmung. Die Weisen plädieren – wie Stoltenberg – für Senkung der Staatsquote und Stärkung der Marktkräfte. Denn die Richtigkeit dieser Politik ist nach den Erfolgen heute für jedermann offenkundiger als noch vor vier Jahren. Eine Zahl macht dies besonders griffig: Ende 1987 wird die Zahl der zusätzlichen Arbeitsplätze gegenüber Herbst 1983 um rund 800 000 gestiegen sein.

Rau warnt seine Partei: 1991 wird es nicht leichter

Gedanke an SPD-Vorsitz zurückgewiesen / WELT-Interview

PETER PHILIPPS, Bonn

Der SPD-Kanzlerkandidat Johannes Rau demonstriert zwar unverändert Siegeswillen, hat aber zugleich in einem Interview mit der WELT angekündigt, im Falle einer Niederlage bei der Bundestagswahl werde „in der SPD über alle Fragen" gesprochen. In diesem Zusammenhang betonte Rau, das Kapitel der öffentlichen Zweifel von Parteichef Brandt am Wahlziel der absoluten Mehrheit sei „endgültig abgeschlossen". Er, Rau, sei der „Kanzlerkandidat mit dem Ziel des Regierungswechsels – und nicht nur mit dem auch wünschenswerten Ziel der Optimierung der Stimmen".

Wenn er nicht gewinne, „will ich Ministerpräsident in Nordrhein-Westfalen sein. Darüber hinausgehende Überlegungen habe ich nicht", auch nicht in bezug auf die Möglichkeit, als Brandt-Nachfolger SPD-Vorsitzender zu werden.

SEITE 4:
Das Interview

Rau setzt darauf, daß es im Januar „zu einer sehr viel höheren Wahlbeteiligung und darum auch zu einem anderen Ergebnis" als in Bayern und Hamburg kommen wird. „Jetzt muß jeder das ihm Mögliche tun. Ich versuche zu zeigen, daß ich das jedenfalls tue, und hoffe, das steckt an."

Auf die öffentlich geäußerten Überlegungen des im Juni bei den Landtagswahlen in Niedersachsen unterlegenen SPD-Spitzenkandidaten Gerhard Schröder, daß wohl erst ein „Enkel" wie Lafontaine nach 1987 den Weg ins Kanzleramt schaffen werde, ging Rau in dem WELT-Interview zwar nicht ausdrücklich ein. Aber er warnte unmißverständlich vor der „Spekulation, '91 ist es leichter als '87". Er halte die Erwartung für falsch, „die Bundesregierung verschleiße sich weitere vier Jahre, und dann sind wir dran mit einer gewissen Automatik".

Sicher seien heute die Zweifel am Erreichen der absoluten Mehrheit für die SPD „verständlicher, aber nicht berechtigter" als zur Zeit seiner Nominierung. Aber wenn er eine Zwischenbilanz aller bisherigen Landtags- und Kommunalwahlen ziehe, „dann finde ich keinen Anlaß, mutlos zu sein. Ich finde Anlaß, noch stärker zu motivieren als bisher." Und: „Ich bin von der Sache, für die ich stehe, wirklich überzeugt."

Gerade weil die Mehrheit der Bürger mit ihrer wirtschaftlichen Lage zufrieden sei, müsse eine Partei mit der Tradition der SPD „sich dafür stark machen, daß mehr Gerechtigkeit Platz greift", und die Menschen „für eine stetige Reformpolitik gewinnen". Denn die Sozialdemokraten „leben nicht davon, daß es den Menschen schlechtgeht und wir dann gerufen werden".

Eher zurückhaltend hat Rau die Berufung des ehemaligen FDP-Generalsekretärs Verheugen zum neuen SPD-Sprecher kommentiert: Er habe „keine Zweifel" an dessen Loyalität. Im übrigen frage er nicht danach, woher die Menschen „kommen, sondern danach, ob sie meine Politik unterstützen wollen". Auch hätten Verheugens „jetzige Politik und seine jetzigen Aussagen" als SPD-Genosse und Bundestagsabgeordneter „stärkeres Gewicht als das, was er als junger Generalsekretär der FDP geschrieben hat", etwa über die SPD.

Nach Enriles Ablösung ist Ramos der starke Mann

Philippinen: Gefahr für Regierung Aquino nicht gebannt

JOCHEN HEHN, Hongkong

Die philippinische Staatspräsidentin Corazon Aquino hat den Machtkampf gegen ihren schärfsten Widersacher in der Regierung, Juan Ponce Enrile, vorerst gewonnen. Mit der gestrigen Auflösung des Kabinetts entband sie den Verteidigungsminister von seinen Aufgaben. „Wir brauchen einen neuen Staat", begründete Aquino in einer Fernsehansprache ihre Entscheidung. Zum neuen Verteidigungsminister wurde der bisherige Stellvertreter Enriles, der 66jährige General Rafael Ileto, bestellt.

Die Entscheidung Aquinos wurde im Anschluß an eine siebenstündige Dringlichkeitssitzung des Kabinetts gefällt, auf der Generalstabschef Fidel Ramos der Präsidentin die uneingeschränkte Unterstützung des Militärs zusicherte. Ramos hatte zuvor in einem Tagesbefehl die Armee angewiesen, nur noch seinen Befehlen Folge zu leisten, Anordnungen des Verteidigungsministeriums dagegen zu mißachten, da sie mit der nationalen Politik unvereinbar seien. Ramos sagte, diese Maßnahme sei notwendig geworden, weil Anhänger des früheren Staatschefs Marcos einen Putsch mit dem Ziel planten, die aufgelöste Nationalversammlung wiedereinzusetzen und Präsidentin Aquino abzusetzen.

SEITEN 2 UND 3:
Weitere Beiträge

In der Nacht zum Sonntag waren im Militärcamp Aguinaldo, dem Hauptquartier des Verteidigungsministeriums, bewaffnete Marcos-Anhänger zusammengezogen worden, um dort offenbar auf ihren Einsatz zu warten. Frau Aquino gab daraufhin sofort den Befehl, die staatliche Fernsehstation und den katholischen Sender Veritas militärisch zu sichern. Die Präsidentin warnte in ihrer Fernsehansprache am Sonntag jene Elemente in der Armee, die beabsichtigten, die angespannte Lage auszunutzen. General Ramos hat inzwischen mehrere Offiziere, die Enrile unterstützten, von ihren Pflichten entbunden.

Nach der Entlassung des Verteidigungsministers, der aufgrund seines großen Einflusses im Militär noch eine potentielle Gefahr für die Regierung Aquino bleibt, ist Ramos zum wichtigsten Mann nach der Präsidentin aufgerückt. Unterstützt wird der Generalstabschef von dem neuen Verteidigungsminister Ileto, der wie Ramos als intelligenter und absolut „sauberer" Offizier gilt. Enriles Nachfolger, ein in Fort Leavenworth ausgebildeter Generalleutnant, war unter dem früheren Präsidenten Marcos zum stellvertretenden Stabschef aufgerückt, dann jedoch wegen Differenzen mit Marcos als Botschafter nach Iran abgeschoben worden.

Die Auflösung des Kabinetts durch Frau Aquino folgte auf eine Serie von Putschdrohungen, Bombenattentaten und Mordanschlägen, deren letztes Opfer am Sonntag der prominente Moslemführer und frühere Parlamentarier Ulbert Ulama Tugung wurde. Vorher waren ein linker Gewerkschaftsführer und ein Freund Enriles umgebracht worden. Die Ermordung des Gewerkschafters hatten die Kommunisten zum Anlaß genommen, ihre Friedensverhandlungen mit der Regierung abzubrechen. Frau Aquino will jedoch keine weitere Verzögerung hinnehmen. Sie hat den Kommunisten ein einwöchiges Ultimatum für die Vereinbarung eines Waffenstillstands gestellt.

Genscher geht auf Distanz zu Kohl

D.G. Bonn

Indirekt hat sich jetzt Außenminister Genscher von den „Newsweek"-Äußerungen des Bundeskanzlers distanziert. Auf dem FDP-Parteitag sagte er, ohne den Vergleich zwischen Gorbatschow und Goebbels zu erwähnen: „Die Menschen in der Sowjetunion, ob sie Kommunisten sind oder nicht, erwarten von unserer Politik gegenüber der Sowjetunion, daß sie die 20 Millionen Toten nicht vergißt, die der Überfall Hitlers in diesem Land gefordert hat." Die Besuchsabsagen aus Moskau nehme er nicht auf die leichte Schulter. Die „Prawda" schrieb gestern, die Koalition mit Kohl an der Spitze habe intensiv „nationalistische und revanchistische Tendenzen entfacht".

Beim „Kronzeugen" hofft die FDP auf neue Gespräche

Kohl lehnt Änderungswünsche der Freien Demokraten ab

DIETHART GOOS, Bonn

Ungeachtet der scharfen Kritik aus der Union am „Kronzeugen"-Beschluß ihres Mainzer Bundesparteitages vom Wochenende rechnet die FDP mit neuen Koalitionsgesprächen über eine einvernehmliche Regelung. Mit großer Mehrheit hatten die Delegierten Straffreiheit für aussagebereite Mörder aus der Terroristenszene abgelehnt und sich für eine Strafminderung ausgesprochen.

FDP-Fraktionschef Mischnick kündigte neue Gespräche mit der Union an und verwies neben dem Parteitagsbeschluß auch auf die massive Expertenkritik an der ursprünglichen „Kronzeugen"-Regelung. Mischnick meinte, jetzt sei die CDU/CSU zum Entgegenkommen aufgefordert, da die FDP bei anderen Koalitionsentscheidungen nachgegeben habe.

Auch FDP-Generalsekretär Haussmann sieht noch Chancen, daß die abgeschwächte „Kronzeugen"-Regelung in das Gesetzespaket aufgenommen wird. Es sei nichts Ungewöhnliches, daß ein zunächst von den Koalitionspartnern vereinbarter Gesetzentwurf aus triftigen Gründen nachgebessert werde. Die Union müsse sich die Frage stellen, ob sie die „Kronzeugen"-Regelung zum Wahlkampfthema machen wolle. Haussmann verwies auf Informationen, wonach auch in den Unionsparteien starke Vorbehalte gegen die Straffreiheit für Mörder aus der Terrorszene bestehen.

Bundeskanzler Kohl und der CSU-Vorsitzende Strauß zeigten keine Bereitschaft, auf die Änderungswünsche der FDP einzugehen. Auf dem CSU-Parteitag sagte der Kanzler, eine halbe Lösung bei der „Kronzeugen"-Frage sei gar keine Lösung. Daher wolle man auf die „Kronzeugen"-Regelung ganz verzichten, die übrigen Maßnahmen zur Verbesserung der Terroristenbekämpfung jedoch verabschieden. CSU-Chef Strauß nannte den FDP-Parteitagsbeschluß reine „Augenwischerei". Die FDP blockiere aus parteipolitischer Opportunität ständig CSU-Vorschläge zur Verbesserung der inneren Sicherheit.

Seiten 2 und 3: Weitere Beiträge

Chlorbenzol im Main. Minister der EG beraten

DW. Bonn

Im Mittelpunkt der Beratungen der EG-Umweltminister heute in Brüssel steht die Verschmutzung des Rheins nach einer Serie von Chemie-Unfällen in den vergangenen drei Wochen. Nur einen Tag nach dem Zwischenfall bei BASF in Ludwigshafen, bei dem am Freitag 2000 Kilogramm eines Unkrautvernichtungsmittels in den Rhein geflossen waren, kam es bei dem Frankfurter Chemie-Konzern Hoechst zu einem Zwischenfall. Aus dem Werk Kelsterbach sind nach Angaben des hessischen Umweltministeriums rund 50 Kilogramm Chlorbenzol in den Main gelangt. Das Unternehmen sprach von lediglich 850 Gramm. Die Menge liege unterhalb der Meldeschwelle. Der Störfall war erst durch Hinweise einer Bürgerinitiative zur Reinhaltung des Mains bekannt geworden.

Wegen des Zwischenfalls bei BASF haben die Wasserwerke am Rhein in Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen am Wochenende vorsorglich die Trinkwasserversorgung aus Uferfiltrat eingestellt.

Seite 22: Entscheidender Hinweis

Besuch des Papstes enttäuscht Erwartungen in Neuseeland

Johannes Paul II. hält sich mit politischen Aussagen zurück

DW. Wellington

Der Besuch des Papstes in Neuseeland ist sowohl für die Bischöfe als auch für viele Gläubige zu einer Enttäuschung geworden. Bei Messen unter freiem Himmel in der Hauptstadt Wellington fanden sich nur 25 000 und in Auckland nur 50 000 Teilnehmer ein. Das waren jeweils nur halb so viele wie die Organisatoren erwartet hatten.

Neuseeländische Kommentatoren äußerten sich enttäuscht, daß der Papst in seiner Predigt den Begriff Frieden ausschließlich theologisch definierte und sich politischer Anspielungen enthielt. „Der Frieden des Herzens ist das Herz des Friedens," sagte der Papst. Der innere Frieden, der Frieden der Familien, der Dörfer und der Nationen werde ständig durch menschliche Leidenschaften wie Haß, Eifersucht, Machtgier, Stolz und unkontrollierte Besitzgier in Frage gestellt.

Die Katholiken Neuseelands hatten den ersten Papstbesuch in ihrem Lande unter das Thema „Frieden" gestellt. Dies entspricht der politischen Diskussion in Neuseeland, die in jüngster Zeit von Auseinandersetzungen über Atomwaffentests, eine atomwaffenfreie Zone im Südpazifik, der Versenkung eines Greenpeace-Schiffes und dem Austritt Neuseelands aus dem Anzus-Pakt bestimmt war.

Vor der Messe in Wellington hatte der Papst die knapp 300 000 Ureinwohner, die Maoris, durch die Teilnahme an einer traditionellen Begrüßungszeremonie geehrt. Dabei versuchen Krieger mit Speeren, Drohgebärden und Fratzen zu erforschen, ob der Gast mit friedlichen Absichten kommt. Am Ende der Feier steht der „Hongi", das Aneinanderreiben der Nasen von Gästen und Gastgebern.

Rund 20 Prozent der Maoris sind katholisch. Insgesamt beträgt der Anteil der Katholiken an der Bevölkerung Neuseelands etwas mehr als 14 Prozent.

Heute fliegt Johannes Paul II. nach Christchurch auf der Südinsel und nach Australien. Anschließend beendet er seine Pazifikreise mit einem Besuch auf den Seychellen.

DIE WELT
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Supermann erwünscht?

Von Leonid Hoerschelmann

Der Journalist, der sich in diesen Tagen pflichtgemäß informierend oder kommentierend mit den täglichen Umweltnachrichten zu befassen hat, kommt sich vor wie ein Postbote. Er bekommt einen großen Sack mit Verlautbarungen, Behauptungen, Meinungen und Beschuldigungen ausgehändigt. Er muß diese Post im Grunde ungeöffnet und ungeprüft dem Adressaten, seinem Leser, in den Briefkasten stecken.

Gewiß, er kann sich, wie in anderen Bereichen auch, bei den Experten kundig machen. Er kann sich von dem einen erklären lassen, ob und warum – um beim aktuellsten Fall zu bleiben – die Produktion so giftiger Produkte nötig ist. Von einem zweiten, ob und bis zu welchem Grenzwert das unter welchen Auflagen erlaubt ist. Von einem dritten, wie eine Kühlwasserleitung so einfach durchrosten kann. Von einem vierten und fünften, welche kurz- oder langfristigen Folgen sie für einen Fluß, für das Trinkwasser, für das Ökosystem, für die Gesundheit der Menschen erwarten oder auch nur für denkbar halten.

Dazu kommt dann noch das Heer der Politiker. Sie haben sich das alles meist auch nur angelesen. Oft müssen sie – ängstlich zwischen den beiden Gefahren Panikmache und Verharmlosung pendelnd – öffentlich Stellung nehmen, noch ehe sie zum Lesen gekommen sind. Andere drängen sich vor, ohne sich überhaupt zu informieren. Statements werden verkürzt oder falsch verstanden. Aus Hypothesen werden Prophezeiungen, aus Fragen Tatsachen. Man weiß nicht einmal, ob die Kette der Unfälle Schlamperei, Zufall oder nur Auswirkung verschärfter Meß- und Meldeverfahren ist. Und alle, alle, ob Experten oder Politiker, sind bewußt oder unbewußt irgendwie Partei, sei es aus geschäftlichen, aus beruflichen oder aus politischen Gründen.

Da ist die Gefahr groß, daß beim Adressaten, dem wir journalistischen Briefträger unsere tägliche Post abliefern (müssen), die Sehnsucht nach einem Supermann entsteht, der den ganzen Wust durchschauen und mit unumschränkter Vollmacht die nötigen Entscheidungen treffen möge. Vielleicht ist dies, politisch gesehen, sogar die größte der Gefahren.

Die Reichen reicher

Von Gernot Facius

Die Eile ist verräterisch: Der WDR, der reichste Sender der ARD, will möglicherweise schon 1987 in die Hörfunkwerbung einsteigen, auf die er bislang verzichtet hat. Natürlich sind es nicht materielle Nöte, die den Rundfunkrat zu diesem „Grundsatzbeschluß" getrieben haben, eher handfeste politische Gründe. Radio Luxemburg und der Südwestfunk strahlen seit langem in das NRW-Gebiet ein, demnächst kommen private Stationen aus Niedersachsen hinzu. Und dem Düsseldorfer Landtag liegt ein (umstrittener) Gesetzentwurf vor, der auch dort werbung-finanzierten Privatfunk zulassen soll.

Es hätte genügt, wenn sich der WDR eine Option auf Werbung offengehalten hätte. Nein, es mußte ein „Grundsatzbeschluß" sein. Das Ziel ist klar: Wenn die Ministerpräsidenten am 18. Dezember zusammentreten, um zum x-ten Mal einen Anlauf für einen „einheitlichen Medienstaatsvertrag" zu nehmen, dann soll Werbung im Hörfunk des WDR als Tatsache gelten. Allenfalls die Modalitäten wie Zeitpunkt der Einführung und Umfang der Werbezeiten sind noch verhandelbar.

Der stellvertretende Rundfunkratsvorsitzende Ottmar Pohl berichtete nach der Sitzung: „Die CDU-Mitglieder hätten einer bloßen Option, um die Möglichkeiten zur Werbung offenzuhalten, auch zugestimmt. Einer Grundsatzentscheidung konnten wir aber nicht zustimmen." Pohl erinnerte daran, daß auch manche Ja-Stimme „nur mit sehr langen Zähnen" gegeben worden sei. Den Räten ist offensichtlich nicht wohl in ihrer Haut, obwohl Intendant Friedrich Nowottny sie mit dem Hinweis zu trösten versuchte, die Finanzierung aus Werbung sei schließlich auch im neuen WDR-Gesetz vorgesehen.

Hier wird es pikant. Denn dieses Gesetz steht noch auf dem Karlsruher Prüfstand. Und aus dem vierten Medienurteil, am 4. November verkündet, ergibt sich, daß Werbung im öffentlich-rechtlichen Rundfunk nicht weiter ausgebaut werden darf. „Interessanterweise", so Ministerpräsident Bernhard Vogel kürzlich vor dem Mainzer Landtag, „leiten auch die Karlsruher Richter den umfassenden Programmauftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks allein aus der allgemeinen Rundfunkgebühr ab, die Werbung wird überhaupt nicht erwähnt."

Gespenster-Diskussion

Von Joachim Neander

Die Progressiven werden vielleicht genüßlich darüber herziehen, daß beim Deutschen Philologentag in Frankfurt die Versuche gescheitert sind, den Begriff der Allgemeinbildung, wie sie das Gymnasium zu vermitteln habe, an seinen Grenzen genau zu definieren. Natürlich wird Allgemeinbildung an den Rändern, dort also, wo es darum geht, was noch dazugehört und was nicht, ziemlich unklar. Doch wer mit diesem Argument gleich das Ganze über Bord werfen will, zeigt damit nur, daß er sie nicht besitzt.

Allgemeinbildung, soviel wurde im Laufe der Diskussionen in Frankfurt klar, orientiert sich nicht an Inhalten (die Pluralisierung dieses Worts ist allein schon ein Symptom für Begriffsverdrehung), sondern an Werten und an einem Bild des Menschen. Und über das Bild dieses „gebildeten Menschen" – fern vom negativen Unterton, der sich da immer einzuschleichen droht – herrscht eigentlich unter den ernst zu nehmenden Fachleuten verhältnismäßig große Einigkeit.

Er muß über umfassendes Grundwissen verfügen – und gelernt haben, es sich auch unter Erschwernissen geduldig zu erarbeiten. Er muß seine Gedanken ordnen und anderen gegliedert und verständlich in Wort und Schrift mitteilen können. Er muß das Fremde oder Ungewohnte nicht nur in dem, was ihm darin vertraut vorkommt, sondern auch in dem, was ihm fremd bleibt, verstehen lernen. Er muß Zusammenhänge im Auge behalten, nach Kontinuität streben, Vorbildern nacheifern und doch neugierig bleiben.

Daß man einem solchen Bilde weder mit curricularem Vollständigkeitswahn noch mit schulorganisatorischer Gleichmacherei oder Massenproduktion von Abiturienten näherkommt, versteht sich von selbst. Insofern ist die einem Teil der Bildungsreformer immer noch aktuell erscheinende Diskussion über die integrierten Schulformen eigentlich eine Gespensterdiskussion. Sie ist durch die Realität und durch die allgemeine Rückbesinnung auf Bildungswerte statt Bildungsinhalte, auf Qualität statt Quantität, beendet worden. Das Gymnasium hat so, wie es ist, viele Mängel. Aber ein besserer Weg, sich dem erkannten Ziel zu nähern, ist nirgendwo in Sicht.



Dist. News America Syndicate, 1986

„Enrile? Ich muß Sie noch mal sprechen . . . Enrile???" BOB TAYLOR DALLAS TIMES HERALD

Parteitag des Wankelmuts

Von Herbert Kremp

Es ist sicher kein „übler Wahlkampf", wenn die Union den Kronzeugen-Parteitag der FDP als eine Manifestation des Wankelmuts bezeichnet. Das Desaster der Liberalen ist hausgemacht: Man kann im Angesichte des Terrorismus nicht zuerst einer rechtspolitischen Maßnahme zustimmen und sich dann von ihr distanzieren. Eine Partei beweist damit nicht „Sensibilität", wie das Modewort der Schwachen lautet, sondern Unzuverlässigkeit.

Die FDP hat ihren Parteivorsitzenden Bangemann auf offener Szene desavouiert. Der so unbefangen wirkende, freundliche Politiker operiert mit offener Flanke. In Mainz wirkte er hilflos. Einer ins Ungewisse zerfließenden Basis der Delegierten und (gerade noch sechzigtausend) Parteimitglieder ist der aus Straßburg hereingeschneite Vorsitzende zu koalitionstreu. In der Tat: Wer Martin Bangemann, seine Entwicklung und seine heutige Meinung kennt, weiß, daß ihm die Rolle des „Opponenten in der Regierung" nicht liegt. Die FDP kann mit ihm auf die Dauer aber nur zu seinen Bedingungen rechnen. Der Zugluft unverschließbarer Türen setzt Bangemann sich nicht aus.

Die Schwächezeichen der FDP mitten im Wahlkampf geben dem Argument Auftrieb, die Unionsparteien könnten bei entschlossener Anstrengung die absolute Mehrheit (zumindest der Mandate) im nächsten Bundestag erringen. Der CSU erscheint dieses Ziel verlockender als der CDU, weil sie in diesem Falle die lästige „Partner-Konkurrenz" der FDP los wäre und nicht nur, wie seit 1982, einen quantitativen, sondern einen qualitativen Anteil an der Bonner Macht beanspruchen könnte. Helmut Kohl wäre mit einem Freund allein.

Absolute Mehrheiten sind anregende Natur-Erscheinungen. Sie treten selten auf, halten nicht vor und vermitteln somit Augenblicks-Chancen, die den Begünstigten einer besonders harten Probe der Selbstbeherrschung aussetzen: Er verfügt plötzlich über einen außergewöhnlich großen Handlungsspielraum und muß diesen so klug und erfolgreich nutzen, daß er auch das nächste Mal das Ziel der absoluten Mehrheit erreichen kann. Wenn er es verfehlt, steht ihm eine lange Zeit der Opposition oder besonders schwieriger Koalitionen bevor.

Die Allein-Regierung ist ein Tigerritt. Stolz und erhaben kann man die Sache beginnen – das Ende ist sehr ungewiß. Helmut Kohl würde sich, so viel weiß man von ihm, auf dem gefleckten Fell nicht wohlfühlen. Sein Sinn für politische Abmessungen der Gegenwart signalisiert ihm, daß es für die CDU/CSU besser, wenn nicht sogar notwendig ist, einen bürgerlich-verwandten Bündnispartner zu haben, ein zusätzliches, nuanciertes Angebot für den geschmäcklerischen, etwas unsicheren Wähler. Ist nicht die SPD in ihrem heutigen Zustand ein abschreckendes Beispiel dafür, wohin man als „Single", ohne vertragsfähigen Partner, kommen kann?

Helmut Kohl würde am Wahlabend des Januar die Natur-Erscheinung der absoluten Mehrheit mit dem Stolz des Erfinders präsentieren, aber der Gegenstand der Lobpreisung würde ihm dennoch wie ein Danaer-Geschenk vorkommen. Daß Regierungen der absoluten Mehrheit besonders effiziente und geschlossene Administrationen wären, kann niemand (von vornherein) behaupten. Regierungen dieser Art sind eher aufgeregt, vom Übermaß innerer Diskussionen bedroht und von den Verrenkungen eines unmäßigen Erfolgszwanges gekennzeichnet. Unter günstigen Bedingungen kann alles gutgehen – wie etwa 1957, als der erste Glanz der westlichen Allianz und der als Wunder titulierte wirtschaftlich-soziale Aufschwung der Bundesrepublik Deutschland die Gemüter erheliten. Das waren Adenauer-Zeiten.



Zukunft durch Leistung


Der Zugluft unverschließbarer Türen setzt er sich nicht aus: Bangemann (am Rednerpult bei der Eröffnung des FDP-Parteitags) FOTO: DPA

Solche Zeiten kommen (zunächst) nicht wieder. Weder innen- noch außenpolitisch. In der Allianz und in der Weltwirtschaft, vor allem in der amerikanischen Wirtschaft sieht es eher anders aus. Der Schwierigkeitsgrad der Politik, der sich in Begriffen wie Abrüstung, Ost-West-Politik, Präsidenten-Wechsel in den USA, Schuldenkrise und Terrorismus zum Ausdruck bringt, erfordert Entscheidungen, die nicht ohne weiteres mehrheitsfähig sind. Die Politik der kommenden vier Jahre wird sich die Mehrheit mühsam suchen und unter Mühen erhalten müssen. Das Regieren in Bonn wird nicht leichter, es wird schwerer werden.

Kohl hat nie einen Zweifel daran gelassen, daß ihm die Fortsetzung der bisherigen Koalition lieber ist als eine naturgemäß knappe absolute Mehrheit. Die Meinungen im breiten (breiter werdenden) bürgerlichen Lager der Bundesrepublik weisen Facetten auf. Die CDU ragt sozialpolitisch, die FDP rechtspolitisch über die Mitte nach links hinaus. Leute aus den Sozialausschüssen mögen die Wirtschafts-Liberalen nicht, Entspannungs-Freunde aus Genschers Umgebung kritisieren die härtere außenpolitische Gangart in Teilen der Union. Diese Widersprüche verhindern Harmonie. Aber Harmonie ist keine Kategorie der Politik.

Voraussetzung für eine langfristige Erhaltung der bürgerlichen Mehrheit ist die Fähigkeit, Meinungen zusammenzuführen, die sonst nicht zusammenkämen. Das geht nicht ohne Grundkonsens, aber der ist ja für die Union und FDP vorhanden – verglichen mit anderen politischen Kräften. Und das geht nicht ohne Konsens-Schaffen des Kanzlers, dessen Partei-Glauben man nicht zu teilen braucht, um ihn als Wähler akzeptabel zu finden.

IM GESPRÄCH Mordechai Vanunu

Der wirre Atom-Spion

Von Peter M. Ranke

Im Sicherheitstrakt eines israelischen Gefängnisses wartet Mordechai Vanunu (32) auf seinen Prozeß. Wie der Atom-Spion, der Unterlagen aus dem Forschungszentrum Dimona an eine britische Sonntagszeitung verkauft hat, am 30. September aus England nach Israel gekommen ist, weiß man nicht. Angeblich soll ihn die blonde Agentin Cindy auf einer Kanalfähre „entführt" haben.

Der Mann, von dem sein orthodoxer Vater Salomon heute sagt, er sei nicht mehr sein Sohn, kam 1963 als Neunjähriger aus Marokko nach Israel. Die Familie mit ihren acht Kindern bezog ein Einwanderer-Quartier im südlichen Beersheba. Mordechai wurde in eine religiöse Grundschule gesteckt, ging dann auf eine „Yeshiva" für angehende Gelehrte. „Aber er ließ niemanden an sich heran", sagte ein früherer Lehrer, „immer war er verschlossen und in sich gekehrt."

Als Mordechai 1972 zur Armee mußte, hatte er schon die Kippa abgelegt, die traditionelle Kopfbedeckung strenggläubiger Juden. Er wurde Sergeant und Zugführer bei den Pionieren, war als Reservist dann in Libanon, aber seine Kameraden erinnern sich kaum an ihn. Nach dem Militärdienst fand „Motta" einen Techniker-Job in Dimona und verschwand für Eltern und Geschwister, bei denen er sich nicht mehr blicken ließ.

1978 tauchte er an der Universität von Beersheba auf und wechselte erfolglos die Fakultäten. Erst Wirtschaft, dann Geographie, dann Philosophie. Dort an der Uni tat er sich in den nächsten Jahren mit radikalen arabischen Studenten zusammen, predigte Haß und Widerstand gegen die angebliche Vorherrschaft der europäischen Juden in Israel, um schließlich ein Fürsprecher der Palästinenser gegen Israel, ja gegen die Juden schlechthin zu werden.

„Mordechai wechselte die Persönlichkeit und wurde arabischer als ein Araber", sagt heute ein früherer Kommilitone. Vanunu bewarb sich um Aufnahme bei der KP Israels und stand letztes Jahr zweimal nackt Modell für eine Malklasse in Beersheba, während er in Dimona weiter gutes Geld verdiente. Gleichzeitig nahm er Kontakt zu anglikanischen Geistlichen in Ramallah auf.


Wurde erst arabisch, dann Christ: Vanunu. FOTO: DPA

Ohne Freunde, ohne Rat verrannte sich Mordechai, der niemals eine Freundin hatte, in ausweglose politische und religiöse Phantasien. Anfang dieses Jahres hörte er auf, in Dimona zu arbeiten, flog nach dem Fernen Osten und trat in Sydney bei Reverend John McKnight zum Christentum über. Kurz darauf verkaufte er sein Material an die „Sunday Times".

„Mordechai wollte immer sich selbst finden", meinen ehemalige Bekannte. Hat er sich gefunden, oder hat nur der Geheimdienst ihn gefunden? Zumindest eine Antwort ist, daß die Sicherheitsbehörden in Dimona fahrlässig handelten und Vanunu nicht rechtzeitig überprüften. Es scheint, daß bei dem kommenden Prozeß nicht nur gute Verteidiger, sondern auch erfahrene Psychologen vonnöten sind.

DIE MEINUNG DER ANDEREN

DONAU KURIER

Die Ingolstädter Zeitung kommentiert das bayerische Medien-Urteil:

Es ist zu befürchten, daß im Freistaat „privater" Rundfunk ins Hintertreffen gegenüber der Konkurrenz in anderen Bundesländern gerät. Die bayerischen Verfassungsrichter haben nämlich, wie es ihres Amtes ist, die bayerische Verfassung zum Maßstab ihrer Entscheidung gemacht. Und in dieser steht nun einmal als Artikel 111 a, daß in Bayern Rundfunk – also Fernsehen und Radio – nur in öffentlich-rechtlicher Verantwortung betrieben wird.

BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG

Sie schreibt zum Verhältnis Bonn–Moskau:

Vermutlich haben jene politischen Beobachter recht, nach deren Einschätzung die Eskalation der Verstimmung durch Moskau eine verärgerte Reaktion der Sowjets auf die Gelassenheit ist, mit der die Bundesregierung die bisherigen Nadelstiche quittiert hat. Allerdings würden die Sowjets damit zum erstenmal in eine Trotz-Haltung flüchten, die vielleicht Kindern im Pubertätsalter eigen ist.

Hamburger Abendblatt

Es meint zu den Hamburger Verhältnissen:

Bürgermeister Klaus von Dohnanyi will nicht weichen, eher will er weiter amtieren denn regieren. Es herrscht also ein Zustand, der nicht von Dauer sein darf, weil er der Stadt schadet ... Perschau möchte offenbar über jene Hamburger Sachthemen in der Bürgerschaft abstimmen lassen, bei denen er sicher ist, daß außer der CDU-Fraktion auch die GAL nein sagt. Dies wäre die unterste Stufe eines stillschweigenden Pakts von reinstem Pragmatismus, der vielleicht Perschau zum Ziele bringt, sicher aber der CDU schadet.

BADISCHE NEUESTE NACHRICHTEN

Die Karlsruher Zeitung bemerkt zur Abrüstung:

Eine Null-Lösung bei den Mittelstreckenwaffen ohne Verwirklichung eines allgemeinen Kräftegleichgewichts zwischen Ost und West macht den Frieden nicht sicherer, sondern fördert politische Erpreßbarkeit und Kriegsgefahr.

Neue Zürcher Zeitung

Sie warnt vor verschnellen Aussagen über den Wahlausgang:

Wenn auch zur Zeit der Ausgang der Bundestagswahl schon festzustehen scheint, wird man sich doch nicht darauf verlassen können, daß das Endresultat den Annahmen entspricht. Viele Fragen, ob es zu einer absoluten Mehrheit der CDU/CSU kommt, ob die FDP die 5-Prozent-Hürde zu überschreiten vermag, ob die Abwanderung von der SPD zu den Grünen sich fortsetzt, bleiben offen. Bundesdeutsche Wahlkampagnen sind auf Grund der enormen Mittel, die den Parteien zur Verfügung stehen, ein Fest für Medienberater und Public-Relations-Firmen. Soweit der Wahlkampf außer Show und Flitter auch noch politische Auseinandersetzung und Klärung von Begriffen ermöglicht, kann der demokratische Prozeß, wie immer der Entscheid des Wählers ausfällt, nur gewinnen.

Enriles Hinauswurf ermöglicht einen Neubeginn

Dennoch ist die Macht des Ex-Ministers nicht zu unterschätzen / Von Jochen Hehn

Man feuert keinen Partner, ohne das ganze Unternehmen zu gefährden", hatte Verteidigungsminister Juan Ponce Enrile in den letzten Wochen im Brustton der Überzeugung verkündet, wenn er auf seine mögliche Amtsenthebung durch Corazon Aquino angesprochen wurde. „Partner" Enrile, der sich keineswegs als ein von der Präsidentin ernannter Minister betrachtete und immer von einer „Koalition" statt von der Regierung Aquino sprach, ist nun nicht mehr von der Partie.

Mit der Auflösung des gesamten Kabinetts und der sofortigen Annahme von Enriles Rücktritt hat Frau Aquino inmitten von Putschgerüchten, Mordanschlägen und mysteriösen Truppenbewegungen kühlen Kopf bewahrt und im richtigen Moment bewiesen, daß sie eine mutige Entscheidung fällen kann. Damit hat sie sich die Möglichkeit geschaffen, einen neuen Anfang zu machen, nachdem sie neun Monate lang von einer Krise in die andere geschlittert war. Auf der einen Seite entledigte sie sich ihres Hauptkritikers und Rivalen um das Präsidentenamt, Ponce Enrile, auf der anderen Seite bietet sich ihr nun die Möglichkeit, jene „progressiven", unfähigen oder korrupten Minister loszuwerden, die das Verhältnis der Präsidentin zum Militär in den letzten Monaten so sehr belastet hatten.

Aus der „Dreierkoalition", die sich aus „Rambo" Enrile, dem „Mann der Mitte" Fidel Ramos und der Zivilistin Aquino zusammengesetzt hatte, ist nun eine Zweierkoalition Aquino–Ramos geworden, zumal da auch der neue Verteidigungsminister Rafael Ileto dem gleichen Lager innerhalb des Militärs angehört wie Ramos selbst. Mit dem Generalstabschef an ihrer Seite dürfte Corazon Aquino eine weit bessere Ausgangsposition haben als bei ihrem Amtsantritt vor neun Monaten.

Anders als Enrile, der jede sich bietende Gelegenheit ergriff, um ihre Position zu schwächen, und der damit hauptverantwortlich zur explosiven Lage auf den Philippinen beigetragen hatte, hielt Ramos selbst in kritischen Situationen – wie bei dem drohenden Putschversuch während ihrer Japan-Reise – zur Präsidentin. Er bewies auch an diesem Wochenende seine Loyalität wieder, als er die Mehrheit der Armee hinter der Präsidentin scharte und Enriles Ambitionen ins Leere laufen ließ.

Fidel Ramos ist durch seine Dienste gewissermaßen zum Garanten der Regierung Aquino geworden. Seine künftige Rolle in der philippinischen Politik wird dies sicher widerspiegeln. So ist zu erwarten, daß der Generalstabschef künftig bei der Bekämpfung der kommunistischen Rebellion eine zentrale Rolle spielt. Frau Aquino wird Ramos und den Militärs hier entgegenkommen müssen, denn ihre versöhnliche Taktik gegenüber den Guerrillas ist auch bei den Militärs auf Kritik gestoßen. Ihr Ultimatum an die Kommunisten, bis Ende dieses Monats zu einer Vereinbarung über einen Waffenstillstand zu kommen, ist ein eindeutiger Hinweis darauf, daß die Präsidentin, die der politischen Lösung des Rebellenproblems den Vorzug gegeben hätte, den Forderungen der Militärs Rechnung trägt.

Die Kommunisten werden sich nun entscheiden müssen, ob sie sich nicht doch noch zu einem Waffenstillstand bequemen, denn einer von Ramos allein kontrollierten Armee werden weit bessere Erfolgschancen im Kampf gegen die Guerrilla eingeräumt. Der 58jährige General hat mit seiner Reform aus einer korrupten Armee eine schlagkräftige Truppe geformt. Mit der Übertragung des Rebellenproblems in die Verantwortung von Ramos und Ileto hat Frau Aquino den Rücken frei für jene Reformen, die sie vor ihrer Amtsübernahme versprochen hatte und auf die die Filipinos immer noch sehnlichst warten.

Hierzu zählt vor allem die Linderung der Not. Politisches Nahziel der Präsidentin wird es sein, die Stabilität im Lande wiederherzustellen und das Vertrauen des Auslands zu gewinnen, damit die bereits in Milliardenhöhe zugesagten Hilfsgelder und Investitionen tatsächlich ins Land fließen. Nächste Bewährungsproben werden die Volksabstimmung über die neue Verfassung Anfang nächsten Jahres und die Kongreß- und Lokalwahlen im Mai sein, die den demokratischen Prozeß auf den Philippinen offiziell abschließen sollen.

Größter Unsicherheitsfaktor bleibt jedoch nach wie vor Enrile selbst. Sein Ehrgeiz verbietet es ihm, sich mit 62 Jahren zur Ruhe zu setzen. Enriles Einfluß in der Armee und der Bevölkerung, vor allem bei den Marcos-Loyalen, wird nach seinem Rücktritt eher noch größer sein. Die Marcos-Loyalen werden ihn als Märtyrer verehren, der von einer kommunistenfreundlichen Präsidentin davongejagt worden sei. Zusammen mit Vizepräsident Salvador Laurel, der ebenfalls zu den Gegenspielern Frau Aquinos zu rechnen ist, verfügt Enrile über eine Machtbasis, die man nicht unterschätzen darf. Schon beim Verfassungsplebiszit könnte Enrile eine erste Kraftprobe mit dem Zweiergespann Aquino-Ramos wagen.

„Die Sache stand plötzlich auf der Kippe“

Der Kronzeuge hat Martin Bangemann auf dem Mainzer Parteitag ein unerfreuliches Wochenende beschert. Was zur Wahlkampf-Fanfare der Liberalen werden sollte, wurde zum Rückzug-Gefecht des Vorsitzenden und zum Ärgernis für den Koalitionspartner.

Von DIETHART GOOS

Ein handliches Brevier mit stattlichen 139 Seiten Umfang und dem beziehungsvollen Titel „Argumente '87“ soll die Wahlkämpfer der Freien Demokratischen Partei in den restlichen 63 Tagen bis zum 4. Januar-Sonntag des neuen Jahres begleiten. Druckfrisch wurde das Handbuch kurz vor Abschluß des FDP-Parteitages an die 400 Delegierten verteilt. Doch der stürmische Kongreßverlauf hätte die Parteiführung fast genötigt, diese Handreichungen liberaler Politik im Kleinformat einzustampfen.

Denn auf Seite 36 ist zum Stichwort innere Sicherheit zu lesen: „Bei der Bekämpfung des Terrorismus darf nichts unversucht bleiben. Wie schon immer setzt sich die FDP konsequent dafür ein, alle erfolgversprechenden und rechtsstaatlich einwandfreien Möglichkeiten auszuschöpfen, um der Herausforderung des Terrorismus mit größter Entschlossenheit zu begegnen. Zu den aufgrund der neuen Qualität des Terrorismus notwendigen Maßnahmen gehören unter anderem die Einführung einer auf zwei Jahre befristeten Kronzeugenregelung ...“

Mit dieser Überzeugung war die Partei- und Fraktionsführung der Liberalen in die Mainzer Kronzeugen-Schlacht gezogen, und fast wäre sie untergegangen. Denn einer breiten Strömung aus nahezu allen elf Landesverbänden ging es nicht nur darum, die von den Koalitionsspitzen vereinbarte Straffreiheit für geständige Mörder aus dem Terrorismus-Bereich zu Fall zu bringen. Sogar diese abgeschwächte Kronzeugenregelung wurde angeprangert, das gesamte Gesetzespaket sollte vom Tisch gewischt werden.

„Die Sache stand plötzlich auf der Kippe, da *mußten* alle Mann der Führungsriege ran und die Kastanien aus dem Feuer holen.“ So beschrieb ein FDP-Spitzenmann die überaus brenzlige Situation, die für Parteichef Martin Bangemann fast zum Waterloo geworden wäre. Ausgerechnet die Nordlichter, bei der Kommunalwahl in Schleswig-Holstein am 2. März 1986 mit 4,4 Prozent weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben, probten den Aufstand. Ihr Landesvorsitzender Wolf-Dieter Zumpfort forderte die Ablehnung der gesamten Vorlage, weil noch keine offene und umfassende Diskussion darüber in der Partei stattgefunden habe.

Zumpfort traf genau die Stimmungslage vieler Delegierter. Ungeachtet des nahen Wahltermins und einer verheerenden Selbstdarstellung der Freien Demokraten bei Stammwählern wie bei den so dringend benötigten Wechselwählern wollte man denen da oben auf dem *Podium* der Rheingoldhalle einen kräftigen Denkzettel verpassen. Die Basis fühlte sich besonders durch den Vorsitzenden Bangemann und seinen Generalsekretär Haussmann wieder einmal überfahren.

*Nach einer vierstündigen Rede*schlacht mit mehr als 70 Wortmeldungen konnte die Attacke aus Schleswig-Holstein schließlich abgewehrt werden. Doch immerhin stimmten 121 Delegierte für den Zumpfort-Antrag. Am Ende eines wahren Abstimmungs-Marathons einigte sich der Parteitag dann zu später Stunde auf den aus zahlreichen Anträgen zurechtgezimmerten Kompromiß, der von CSU und CDU postwendend zurückgewiesen wurde.

Damit sei die ganze Kronzeugen-Regelung der Koalition hinfällig, grollten gewichtige Stimmen aus München und Bonn, die bis in die Rheingoldhalle drangen. „Die wollen uns ja nur zum Sündenbock machen, weil sie ihre eigenen Vorbehalte gegen die Straffreiheit von Mördern der Terrorszene nicht zugeben wollen“, hielt ein prominenter Mitstreiter Bangemanns abseits des Mikrofons dagegen.



Lagebesprechung am Vorstandstisch: Martin Bangemann, Otto Graf Lambsdorff, Helmut Haussmann
FOTO: SVEN SIMON

CDU-Chef Helmut Kohl komme zum Parteitag der Liberalen – diese Parole wurde immer wieder von Delegierten kolportiert. Völlig undenkbar wäre es nicht gewesen, denn immerhin hatte der neue FDP-Vorsitzende Bangemann im Frühjahr 1985 auf einem Parteitag der Christlich Demokratischen Union gesprochen. Doch Kohl ließ sich trotz aller Mutmaßungen beim dem arg gebeutelten Koalitionspartner nicht blicken.

So mußten sich die Delegierten beim bunten Abend im Kurfürstlichen Schloß mit einem Kohl-Verschnitt begnügen. Der zungenfertige Imitator von den „Mainzer Schoppensängern“ erhielt weit mehr Applaus als Martin Bangemann mit seinen matten Scherzen. Was der Unterschied sei zwischen Johannes Rau und Ernst Rowohlt, wollte Bangemann in Büttenredner-Manier wissen und gab selbst die Antwort: „Der Verleger hat linke Ideen erfolgreich verkauft ...“ Besseres wollte ihm nicht gelingen. Zu sehr war der FDP-Vorsitzende noch aufgewühlt und verbittert über die eben erst erlittene Demütigung.

Um seinen Zorn über die destruktiven Liberalen los zu werden, reihte sich Bangemann in die „Oberkircher Blech Bänd“ ein, die aus dem Schwarzwald zur Erheiterung des Parteitages nach Mainz beordert worden war. Mit der ganzen Wucht seiner mehr als zwei Zentner traktierte der Chef-Liberale, zwar nicht immer im Takt, aber um so lauter, Becken und große Pauke.

Am Samstag morgen, als der große Unmut etwas gemildert war, entsannen sich die Liberalen ihrer eigentlichen Mainzer Absichten. Da ihre Aussage für die Fortsetzung der bürgerlich-liberalen Regierung im Grundsatzstreit um Kronzeugen und Terrorbekämpfung untergegangen war, *rappelte sich die Führungsriege auf* und präsentierte sich wieder unisono kämpferisch und siegeszuversichtlich.

Lichtblick am Rande: Freude bereitete Martin Bangemann eine Karikatur von Klaus Böhle, die Diethart Goos für die WELT übergab. FOTO: UDO WEITZ

Otto Graf Lambsdorff, den viele statt Bangemann lieber auf dem Sessel des Wirtschaftsministers sähen und auch an der Spitze der Partei, wurde für seine ebenso aggressive wie rhetorisch meisterhafte Interpretation liberaler Wirtschaftspolitik vom Parteitag mit Beifall überhäuft. Auch Hans-Dietrich Genscher lief zur Höchstform auf. Er markierte unüberhörbar für die Kritiker aus der Union seine außenpolitische Maxime mit leidenschaftlichem Engagement für Fortschritte in der Abrüstungspolitik. *Getragen von einer breiten Welle der Sympathie,* ließ Genscher nicht den geringsten Zweifel darüber aufkommen, wer aus seiner Sicht der nächste Außenminister einer neuen Koalitionsregierung von CDU/CSU und FDP sein wird.

Nach den bitteren Stunden der Niederlage gab Martin Bangemann zum Abschluß des Parteitages endlich das Signal zum Angriff. Zurückgedrängt war der Streit um den Kronzeugen, Bangemann nahm den politischen Gegner ins Visier: „Am 25. Januar geht es darum, die bewährte Koalition mit einer stärkeren FDP zu verteidigen und so eine rot-grüne Mehrheit mit ihren verhängnisvollen Folgen für die Bundesrepublik zu verhindern.“ Ihren Wählern versprechen die Liberalen „Zukunft durch Leistung“. Um dieses Versprechen einlösen zu können, will die FDP um *möglichst viele Zweitstimmen* werben. Bei der letzten Bundestagswahl am 3. März 1983 reichte es für 7,0 Prozent.

FJS, die zwei SPD und die mühsame Koalition

Von PETER SCHMALZ

Auf der fernsehfreundlich grauen Saalwand prangen meterhoch zwei Dutzend schwarze Lettern, die sich zu drei Worten fügen: „Konsequent für Deutschland“. Darunter in Weiß, wohl aus optischen Gründen schwarz umrahmt, die Buchstaben CSU und daneben, einem Regenbogen gleich, der sich über Minister, Bezirksvorsitzende und sonstige Parteigrößen auf dem Podium wölbt, die deutschen Farben, das Schwarz ein wenig kleiner, das optimistische Goldgelb dafür um so breiter.

Schon über drei Stunden dröhnen Reden aus unzähligen Lautsprechern ohne Pause auf die über 1000 Delegierten in der Münchner Bayernhalle herab, dabei hat Landesgruppen-Chef Theo Waigel die „schicksalhafte Tragweite“ der kommenden Bundestagswahl beschworen und Bundeskanzler Helmut Kohl den liberalen Koalitionspartner wissen lassen, die Union habe diesmal „keine Stimme zu verleihen“. Auch Franz Josef Strauß hat schon knapp 90 Minuten lang die Welt umspannt, vor einer Revolution in Südafrika gewarnt und den Anfang vom Ende des kommunistischen Reiches angekündigt.

In den letzten Minuten seines Referats holt er zu einem Satz aus, der die Masse noch einmal aus der nachmittäglichen Konzentrationsschwäche reißt. „Wir sind“, sagt er, „eine Partei aus einem Guß. Es hat in Europa noch nie in der Geschichte der politischen Parteien eine Parteiorganisation gegeben, die einen so großen, nachhaltigen, über eine menschliche Generation reichenden Dauererfolg zu verzeichnen hat.“ Noch einmal braust Beifall durch die Halle.

Das Hervorheben der eigenen Stärke und Kontinuität verknüpft der CSU-Chef mit dem Schicksal einer anderen, weit älteren großen deutschen Partei, deren gegenwärtig desolaten Zustand sämtliche Redner dieses Tages erwähnen. Strauß schlägt den Bogen so: „Von uns kann niemand behaupten, wir seien zwei Parteien mit einem Namen – wie die SPD mit einer Partei, die zur demokratischen Linken gehört, die respektabel ist, und einer Partei, die zur undemokratischen Irrationalität gehört, die nicht koalitionsfähig ist.“

Die innere Zerrissenheit des politischen Gegners sollte eigentlich geeignet sein, Zufriedenheit und Schadenfreude in den eigenen Reihen zu mobilisieren, doch Kohl und Strauß, die selten zuvor ähnlich locker, umgänglich, ja zuvorkommend sich jeweils Reverenz erwiesen, mahnen die eigenen Parteifreunde vor solchen Gefühlen. Die SPD ist dabei, sagt der Kanzler, „ihre große Tradition als eine der wichtigen Säulen unseres demokratischen Staates zu verraten. Sie verraten ihre Prinzipien.“

Das für unmöglich Gehaltene sei eingetreten: „Daß nicht die SPD den Weg der Grünen bestimmt, sondern daß die Grünen heute weitgehend den Weg der deutschen Sozialdemokraten bestimmen.“ Kohl nennt es eine schlimme Entwicklung für unseren Staat und warnt zugleich davor, daraus parteipolitischen Vorteil ziehen zu wollen. Nicht alles, „was im Moment gut ist für die Partei“, brauche gut zu sein für den Staat. „Wir brauchen eine große Partei wie die SPD, aber sie ist auf dem Weg des Selbstzerstörerischen.“ Sie steige aus der Verantwortung fürs Vaterland aus.

Als Strauß ans Rednerpult tritt, bricht der Kanzler zum Deutschlandtag der Jungen Union nach Köln auf, weshalb ihm Strauß den Hinweis mit auf den Weg gibt, in Bayern hätten am 12. Oktober wieder einmal über 50 Prozent der jungen Leute CSU gewählt. Dann lobt der bayerische Regierungschef die Politik der Vernunft und den dafür notwendigen bayerischen Einsatz: „Alle guten Entscheidungen in Bonn und alle positiven Ergebnisse der Bonner Politik tragen die Handschrift der CSU.“

Und man könne mit Optimismus der kommenden Wahl entgegensehen, denn es bestehe die Aussicht, sie zu gewinnen, vielleicht sogar derart, daß eine „Verdeutlichung dieser Politik“ möglich sein wird. Das Wort von der absoluten Mehrheit der Union verwendet Strauß im Gegensatz zu Kohl nicht; der warnte vor diesem „Gerede“, das von Leuten komme, „die uns schaden wollen“ und deren Absicht zu durchsichtig sei. Beide Parteichefs betonen aber einmütig ihren Willen, die gegenwärtige Koalition fortzusetzen, wenngleich Koalitionen oft mühsam sind, wie der Kanzler ohne Zögern eingesteht und dabei auf die Kronzeugen-Debatte als aktuellstes Beispiel verweist.

Strauß aber läßt deutlich erkennen, daß er im Grunde eine andere Koalition bevorzugen würde, indem er den Gedanken der zwei Parteien unter dem Namen SPD aufgreift und sagt: „Eine dieser beiden Parteien, die heute sich Sozialdemokratische Partei nennen, wäre für uns von der CDU und CSU durchaus koalitionsfähig. Das ist die SPD, mit der wir in den Jahren 66 bis 69 trotz vieler Schwierigkeiten eine gute, vernünftige Politik machen konnten.“ Doch Willy Brandt habe die SPD auf den falschen Pfad geführt, die Weichen falsch gestellt und die Rückkehr verbaut. Sein Rat an diese Partei heißt Scheidung: „Wenn zwei Richtungen in einer Partei nur mehr durch den Namen zusammengehalten werden, dann sollen sie die Konsequenzen ziehen und auseinandergehen.“

Und er wagt noch einen Schritt mehr: Das wäre, sagt er, das Beste für die politische Hygiene in diesem Land, das wäre aber auch – und da stutzt er und fügt vorbeugend den Satz ein, dies sei keine Bemerkung gegen die FDP – ein Schritt, der für die Möglichkeiten der Regierungsbildungen wieder Alternativen ermöglichen würde. Offenbar kann er den wankelmütigen liberalen Partner als politisches Leichtgewicht nicht ernst nehmen.

Kohl und Strauß greifen an diesem Tag aber auch jeder auf seine Art Gedanken auf, die abheben von der aktuellen Tagespolitik. Der CDU-Vorsitzende spricht dabei vom „Koordinatensystem unserer Werte“ und von den „klaren Leuchtspuren“, die von der Union gezeigt werden müßten gegen den Kulturpessimismus, der unter dem großen Thema „Angst“ um sich greift. Der CSU-Vorsitzende nimmt sich in einer bisher ungewöhnlichen Ausführlichkeit des Komplexes Nation und Geschichte an. „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein“, sagt er und warnt vor der ewigen Vergangenheitsbewältigung als Dauerbüßer-Aufgabe, die ein Volk nur lähme. Die deutsche Geschichte habe nicht mit Adolf Hitler begonnen. „Wir sind eine normale, leistungsfähige Nation, die das Unglück hatte, zweimal schlechte Politiker an der Spitze ihres Landes zu haben.“

Hinter den weißen Brettern behauptet sich das Elend

Verflogen ist die revolutionäre Begeisterung auf den Philippinen, geblieben ist die große soziale Kluft. Corazon Aquino muß erleben, daß politische Freiheiten allein weder Brot noch Arbeit, weder Wohnungen noch medizinische Versorgung bringen. Fragen, die die Armen mehr interessieren als politisches Schach.

Von JOCHEN HEHN

Die Augen Eduardos leuchten auf, als ich ihn auf der Fahrt vom Flughafen Manila zum Hotel auf die Februar-Revolution anspreche. Mein Taxifahrer, ein junger Familienvater von 28 Jahren, denkt mit Stolz an jene Ereignisse zurück. Wie viele Hunderttausende seiner Landsleute hatte auch er sich mit Eifer engagiert und bis zur Erschöpfung tage- und nächtelang ausgeharrt und demonstriert, als es darum ging, den Widerstand von Ferdinand Marcos zu brechen.

Mit fast missionarischem Eifer ist Eduardo darum bemüht, seine Präsidentin gegen kritische Fragen zu verteidigen, was sich denn nun gebessert habe. Er spricht von dem schweren Erbe, das Corazon Aquino übernehmen mußte, von der Ernsthaftigkeit ihrer Absichten und den Behinderungen durch die Marcos-Loyalisten. Doch gibt er indirekt auch eine Antwort auf meine Fragen, als er kurz vor dem ersten Ampelstopp seinen Wortschwall unterbricht, hastig das Wagenfenster hochkurbelt und mir schnell bedeutet, doch das gleiche zu tun. Eine Horde halbnackter Kinder umringt in Sekundenschnelle den Wagen, Hände klopfen gegen die Scheiben, werden emporgestreckt, um ein paar Pesos bettelnd, Zigaretten und Bonbons einzeln zum Kauf anbietend.

Nein, das Bild hat sich gegenüber früher nicht verändert. Noch immer streunen Tausende dieser Kinder durch die Straßen der Hauptstadt, die meisten von ihnen ohne Heim, tagtäglich Wind und Wetter ausgesetzt. Die glücklicheren unter ihnen haben vielleicht eine „Anstellung“ in einer Fabrik oder einer der Farmen in den Außenbezirken Manilas. Dort schuften sie in der Regel länger und für weit weniger Lohn als Erwachsene. Der garantierte Mindestlohn liegt derzeit bei *57 Pesos (5,70 Mark) pro Tag*, doch wird er so gut wie nie bezahlt.

Schlimmstes Krisenzeichen ist die Kinderarbeit

An der Kinderarbeit, so ein Untersuchungsbericht der University of the Philippines in Manila, zeigt sich der Zustand der Nation am krassesten, denn die Filipinos, bekannt für *ihre überschwengliche Kinderliebe*, würden ihre minderjährigen Kinder niemals freiwillig zur Arbeit schikken, geschweige denn der Ausbeutung und Gefahr aussetzen.

Wer neun Monate nach Aquinos Amtsübernahme in Manila nach sozialen Kontrasten fahndet, muß nicht länger suchen als vor einem Jahr, als Marcos noch im Malacanang-Palast residierte. Es sind nicht nur die bettelnden Kinder, die dies dem Besucher schon auf der nur halbstündigen Autofahrt vom Flughafen zum Hotel vor Augen führen. Auch die weiß gestrichenen Bretterzäune entlang der Straße stehen noch und sollen nach wie vor die armseligen Hütten dahinter verbergen, in denen Hunderttausende wilde Siedler oder „Squatters“ untergekrochen sind.

Ein Drittel der Bevölkerung Manilas, rund 2,5 Millionen Menschen, lebt in solchen „Siedlungen“. Die Behausungen sind notdürftig aus Pappkarton und verrostetem Wellblech zusammengezimmert. Sanitäre Anlagen fehlen, um sauberes Trinkwasser müssen die Bewohner stundenlang an wenigen Zapfstellen anstehen.

Noch entwürdigendere Zustände herrschen im Stadtteil Tondo am nördlichen Hafen, nur einige Autominuten von den luxuriösen Hotel-Palästen entfernt, die die Präsidenten-Gattin Imelda Marcos in den 70er Jahren erbauen ließ. Bei Regen verwandelt sich Tondo in eine stinkende Kloake, die Wege sind nur noch über eilfertig konstruierte Stege passierbar, an denen findige Kinder einige Pesos „Brückenzoll“ kassieren. Noch deprimierender: „Smoky Mountain“, jene riesige schwelende Müllhalde, an deren Hängen Tausende von Menschen sich in primitivsten Verschlägen eingerichtet haben. Ihren Lebensunterhalt bestreiten sie, indem sie die Abfallberge nach Verwertbarem durchwühlen.

Unter diesen Ärmsten der Armen fanden sich viele aktive Mitstreiter der Februar-Revolution. Die demokratischen Freiheiten, die dort errungen wurden – jene etwa, ohne Furcht vor Einkerkerung offen die Meinung sagen zu können – bleiben für die Menschen abstrakt, solange ihre bittere Not so konkret ist. Auch die Argumentation, Demokratie sei das bessere *System*, wird sie nicht überzeugen können, solange sie in Steinwurfweite zu den prächtigen Luxusvierteln und modernen Wohnsiedlungen, die ebenfalls durch Zäune vor unbefugten Blicken geschützt sind und von Polizei bewacht werden, im Elend leben müssen.

Der Kardinal vermißt die Opferbereitschaft

Kardinal Sin, entschiedener Befürworter der Februar-Revolution, geißelte in einer Predigt die Tendenz, daß auch nach dem Machtwechsel die Wohlhabenden nach wie vor Reichtümer zusammenrafften, während die Zahl der Armen ansteige. Auf die Opferbereitschaft während der revolutionären Tage im Februar anspielend, erklärte er: „Verschwunden ist die Sorge um den anderen, verschwunden sind die Großzügigkeit und der Opfermut, die uns damals fest miteinander verbunden hatten.“

Tatsächlich ist von den Idealen der Revolution nicht mehr viel auszumachen. Ehrgeizige Politiker torpedieren die Arbeit der Präsidentin, die sich immer tiefer in einen Psycho-Krieg verstrickt sieht. Längst ist in der Hauptstadt die locker-freundliche Stimmung einer nervösen Spannung gewichen. Schwer bewaffnete Truppeneinheiten patrouillieren um Regierungsgebäude, Rundfunk- und Fernsehstationen sowie strategisch wichtige Einrichtungen. Explodierende Sprengsätze und politisch motivierte Mordanschläge tragen zur Verunsicherung bei und führten schon zu ersten Hamsterkäufen.

Die deutlichen äußeren Krisenzeichen sowie die weiterhin bestehenden extremen sozialen Gegensätze und Interessen lassen das politische Ziel Corazon Aquinos, eine nationale Versöhnung und eine Verbesserung der *wirtschaftlich-sozialen Lage* herbeizuführen, zum gegenwärtigen Zeitpunkt fast unerreichbar erscheinen. Vielleicht können die von ihrem Japanbesuch mitgebrachten großzügigen Finanzhilfen dazu beitragen, zumindest das Los der Ärmsten ein wenig zu erleichtern.

Die Philippinen, mit mehr als 55 Millionen Menschen zweitgrößter Staat in Südostasien, waren in den 50er Jahren einmal eines der reichsten Länder der asiatische Region. Mittlerweile ist es von allen seinen Nachbarn überrundet worden. Der frühere Präsident Marcos hat das Land mit kaum zu überbietendem Zynismus so beschrieben: „Ein Bettler, der auf einer Goldgrube sitzt.“ Heute weiß jeder, daß Marcos selbst das fruchtbare und an Bodenschätzen reiche Land an den Bettelstab gebracht hat, indem er es wirtschaftlich an den Rand des Ruins führte und dabei seinen eigenen Vorteil wahrte: Milliarden US-Dollar zweigte er von internationalen Hilfsprogrammen in die eigene Tasche ab.

Corazon Aquino muß mit den wenigen Pfunden wuchern, die ihr übriggeblieben sind. Viel Zeit bleibt ihr allerdings nicht mehr – trotz der Sympathien, die sie immer noch im Volk genießt.

Bischof erhält Unterstützung für Südafrika-Brief

KNA, Bonn

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) hat auf seiner Vollversammlung das Südafrika-Schreiben des Vorsitzenden der Deutschen Kommission „Justitia et Pax", Bischof Franz Kamphaus, an Bundeskanzler Kohl „begrüßt und unterstützt". Kamphaus hatte darin von Bonn Maßnahmen in der Außen- und Wirtschaftspolitik gefordert, um Pretoria zu einer Beendigung der Rassentrennung und zu Schritten auf dem Weg zu einem schnellen und friedlichen Wandel zu bewegen.

Ein Antrag des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), der sich kritisch mit Waffenlieferungen und Krediten auseinandersetzt, wurde an die Kommission „Internationale Aufgaben" verwiesen.

DIE WELT (USPS 603-590) is published daily except sundays and holidays. The subscription price for the USA is US-Dollar 370,00 per annum. Distributed by German Language Publications, Inc., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632. Second class postage is paid at Englewood, NJ 07631 and at additional mailing offices. Postmaster: send address changes to: DIE WELT, GERMAN LANGUAGE PUBLICATIONS, INC., 560 Sylvan Avenue, Englewood Cliffs, NJ 07632.

Rau: „Jetzt müssen alle anpacken!"

Hoffnung auf höhere Wahlbeteiligung / WELT-Interview mit dem Kanzlerkandidaten der SPD

Kanzlerkandidat Johannes Rau gibt sich auch nach der Hamburg-Niederlage der SPD zuversichtlich: „Die Wahl kommt ja erst." Mit ihm sprach Peter Philipps.

Herr Rau, warum sollen die Leute eigentlich SPD wählen, wo doch eine weitverbreitete Zufriedenheit zu herrschen scheint, insbesondere mit der wirtschaftlichen Lage?

Rau: Die SPD ist nicht die Partei, die auf Baisse spekuliert. Wir leben nicht davon, daß es den Menschen schlechtgeht und wir dann gerufen werden. Gerade wenn es vielen Menschen gutgeht, muß eine Partei mit dieser Tradition und diesen Grundaussagen sich dafür stark machen, daß mehr Gerechtigkeit Platz greift. Deshalb bin ich überzeugt, daß es uns gelingen kann, die Menschen zu gewinnen für eine stetige Reformpolitik, wie sie in den Schwerpunkten unseres Programms steht.

Sie wollen also weiterhin Kanzlerkandidat und nicht nur der Zählkandidat sein, der einen tiefen Sturz der SPD verhindern soll?

Rau: Es ist richtig, daß ich als Kanzlerkandidat, als Spitzenkandidat dastehe mit dem Ziel des Regierungswechsels – und nicht nur mit dem auch wünschenswerten und damit verbundenen Ziel der Optimierung der Stimmen.

Nur, Zweifel an Ihrem Ziel der absoluten SPD-Mehrheit gab es schon in der euphorischen Phase Ihrer Nominierung. Sind diese heute nicht noch berechtigter?

Rau: Verständlicher, aber nicht berechtigter. Denn wir haben ja nicht nur Bayern und Hamburg, sondern wir haben in Niedersachsen sechs Prozent dazugelegt ...

... aber als Niederlage verkauft ...

Rau: ... das ist von vielen als Niederlage verkauft worden, von mir nicht. Wir haben in Schleswig-Holstein und Hessen zugelegt. Man muß am Ende einer Wahlperiode alle Wahlen sehen, die vor dem jetzt stattfindenden Schlußwahlkampf lagen. Und dann finde ich keinen Anlaß, mutlos zu sein. Ich finde Anlaß, noch stärker zu motivieren als bisher.

Schon bei Ihrer Ahlener Kandidatenrede haben Sie aber als Erfolgsvoraussetzung ein Zulegen in der südlichen Diaspora genannt. Das Gegenteil ist eingetreten.

Rau: Die Wahl kommt ja erst.

Nun gut, aber bei der bayerischen Landtagswahl waren Sie ja auch schon als Kanzlerkandidat beteiligt.

Rau: Nach meiner Überzeugung ist nur das Ergebnis der Bundestagswahl entscheidend. Da wissen die Menschen, worum es geht, nämlich um eine klare Alternative der Personen und der Programme. Da rechne ich auch mit einer sehr viel höheren Wahlbeteiligung und darum auch mit einem anderen Ergebnis.

Nun ist die Mobilisierung der eigenen Anhänger nicht in Niedersachsen und schon gar nicht in Bayern oder Hamburg gelungen. Wieso sollte dies jetzt plötzlich klappen?

Rau: Jetzt müssen alle anpacken, und jetzt muß jeder das ihm Mögliche tun. Ich versuche zu zeigen, daß ich das jedenfalls tue, und hoffe, das steckt an.

Sie setzen also auf die Mobilisierung der Basis. Sind Sie denn zufrieden mit der Mobilisierung des Kopfes der Partei?

Rau: Ich bin ja ein Teil dieses Kopfes. Wir arbeiten so zusammen, daß nach meiner Überzeugung die Voraussetzungen für ein gutes Ergebnis da sind.

Machen nicht spätestens seit der Hamburger Niederlage zu viele an der SPD-Spitze deutlich, daß sie nicht mehr an Ihr Wahlziel glauben – etwa Glotz in der Wahlnacht?

Rau: Also der Bundesgeschäftsführer ist beispielsweise mit mir bereit, alles für den Wahlerfolg zu tun, und deshalb leitet er den Wahlkampf von Bonn aus. Wolfgang Clement ist mit mir in diesem Wahlkampf vor Ort. Und ich empfinde das als Stärkung.

Aber im Falle einer Niederlage – wird es nicht eine Diskussion auch über den Parteivorsitzenden geben? Könnte der nach dem Januar 1987 Rau heißen?

Rau: Der Parteivorsitzende ist ja nicht der Spitzenkandidat. Parteivorsitzender und Spitzenkandidat und Fraktionsführer stehen nebeneinander und bringen ihre jeweiligen Gaben ein. Und damit hoffen wir zu gewinnen. Wenn wir damit nicht gewinnen, reden wir in der SPD über alle Fragen, die dann anstehen, über Verbesserungsmöglichkeiten – auch über die Frage des Spitzenkandidaten.

Nun gehörte zu den Beigaben des Parteivorsitzenden, öffentlich Zweifel am Wahlziel zu nähren.

Rau: Das ist aber abgeschlossen.

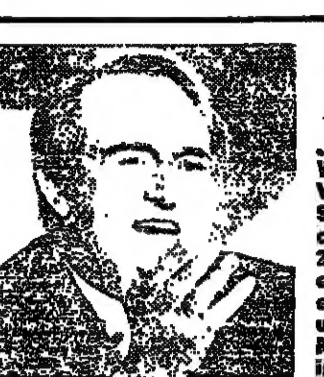
Endgültig?

Rau: Ja.

Unabhängig von 1987 – wollen Sie Vorsitzender der SPD werden?

Rau: Also, ich will jetzt nur die Wahl gewinnen. Wenn ich das nicht schaffe, will ich Ministerpräsident in Nordrhein-Westfalen sein. Darüber hinausgehende Überlegungen habe ich nicht.

Gibt es nicht Momente, in denen Sie Ihre Bereitschaft zur Kandidatur bedauern?



Johannes Rau will „jetzt nur die Wahl gewinnen". Verfehlt der SPD-Kandidat dieses Ziel am 25. Januar, so will er das bleiben, was er ist: weiterhin unangefochtener Ministerpräsident in Düsseldorf.

Rau: Wenn man eine solche Daueranstrengung auf sich nimmt, wie ich es tue, dann gibt es natürlich auch Situationen, in denen man merkt, daß man bis an die Grenzen der Möglichkeiten geht. Aber das muß man auch, das ist man denen schuldig, die einen nominiert haben. Und das will ich wohl bringen.

Aber warum nimmt man so etwas auf sich?

Rau: Also, ich mache es, weil ich die Politik der gegenwärtigen Bundesregierung außenpolitisch für unausgewogen und nicht förderlich halte, und weil ich innenpolitische Leitbilder habe, die mit der gegenwärtigen Politik so kollidieren, daß sich nach meiner Meinung die Alternative durchsetzen muß. Und ich bin von der Sache, für die ich stehe, wirklich überzeugt.

Kam Ihre Nominierung nicht zu früh?

Rau: Eine kürzere Zeit als Kanzlerkandidat wäre ökonomischer gewesen. Aber das konnte man sich nicht aussuchen. Das haben die Umstände erbracht, und ich habe ja jeden dieser Schritte sehr bewußt vollzogen.

Gemeint war: Kam die Kandidatur nicht mindestens eine Legislaturperiode zu früh, geboren in der Euphorie des nordrhein-westfälischen Wahlerfolgs?

Rau: Nein, ich bin der Ansicht, wir müssen es '87 packen. Denn die Meinung, die Bundesregierung verschleiße sich weitere vier Jahre, und dann sind wir dran mit einer gewissen Automatik, halte ich für falsch. Ich glaube, was in den nächsten vier Jahren noch in Schieflage geraten kann, wenn die gegenwärtige Bundesregierung bleibt, das wird die Reformfähigkeit des Systems noch stärker einschränken.

Also, wenn es 1987 nicht klappt, klappt es 1991 auch nicht?

Rau: Ich hoffe, daß es '87 klappt, und deshalb muß ich nicht über '91 spekulieren. Aber die Spekulation, '91 ist es leichter als '87, die würde ich nicht nachvollziehen können.

Aber eine einzige Wahl, die in Niedersachsen, genügte, die bis dahin für die SPD positive Tendenz umzudrehen.

Rau: Um so wichtiger ist es, daß man jetzt deutlich macht, um welches Spektrum es geht, welche Rechenschaftslegung der gegenwärtigen Bundesregierung Gegenstand unserer politischen Auseinandersetzung ist. Da müssen alle Handlungen und Taten, alle Unterlassungen und Fehlleistungen beurteilt werden.

Wird denn zum Gelingen die Entscheidung hilfreich beitragen, einen ehemaligen FDP-Generalsekretär zum Sprecher der SPD zu machen?

Rau: Ich frage Menschen nicht danach, woher sie kommen, sondern danach, ob sie meine Politik unterstützen wollen. Und da habe ich bei Günther Verheugen keine Zweifel.

Sehen die Genossen an der Basis das genauso, und werden dem politischen Gegner durch einen Griff in die FDP-Archive Verheugens nicht Argumente gegen die SPD frei Haus geliefert?

Rau: Ich finde, daß man aus Überzeugung die Partei wechseln kann. Verheugen hat auch kein Mandat mitgenommen, sondern sich als Sozialdemokrat um ein Mandat beworben. Seine jetzige Politik und seine jetzigen Aussagen haben stärkeres Gewicht als das, was er als junger Generalsekretär der FDP geschrieben hat.

Machen die APO-Opas bald wieder mobil?

In Frankfurt Treffen ehemaliger Wortführer der Studentenrevolte

WERNER KAHL, Frankfurt

Vor dem Treffen brachten sich radikale Wortführer der Außerparlamentarischen Opposition (APO) mit Aktionsfotos aus den sechziger Jahren in illustrierten Blättern wieder in Erinnerung. Am Wochenende versammelten sie sich auf dem Frankfurter Messegelände mit mehreren hundert ehemaligen Funktionären und Anhängern des „Sozialistischen Deutschen Studentenbundes" (SDS), einer Organisation, die seit siebzehn Jahren nicht mehr besteht.

Es ging um eine Bestandsaufnahme übriggebliebener SDS-Energien, um die heutige Linke zu motivieren. Machen die „APO-Opas", wie sie nostalgisch in der Szenepresse vorgestellt wurden, wieder mobil? Als eigentlicher Initiator und treibende Kraft hinter den schon im Frühjahr gestarteten Vorbereitungen wurde der frühere SDS-Vorsitzende Helmut Schauer genannt, der heute Spitzenfunktionär der IG Metall im Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) ist. Als Seiteneinsteiger bei der SPD kam aus der Bonner Parteizentrale Tilman Fichter. Er trat 1982 in die SPD ein und ist inzwischen für eine verantwortliche Position bei der Schulung des Parteinachwuchses im Gespräch.

Die Strategie der Ex-SDSler hatte Burkhard Blüm, Mitglied im letzten SDS-Bundesvorstand, heute beim Verband alternativer selbstverwalteter Betriebe, im Frankfurter Szeneblatt „Pflasterstrand" vorgezeichnet: „Eine Bündnisvorstellung von SPD, Gewerkschaften und Grünen."

Bei der „Schaufenster"-Veranstaltung waren die einstigen Straßenkämpfer nicht erwünscht. Eingeladen sei der „würdevolle, der akademische SDS", beklagte sich Paul Rabehl, früherer APO-Wortführer und Universitätsassistent, der heute Arbeitslosenhilfe bezieht. Antje Vollmer, inzwischen Bundestagsabgeordnete der Grünen, warf den Genossen des SDS, aus dem die linksextremistische „Rote Armee Fraktion" hervorging, vor, sie hätten die RAF-Gefangenen vergessen.

Die Regie machte deutlich, daß die Bestandsaufnahme über den Wahltag hinauszielt. Das „Sozialistische Büro" – eine Sammlungsbewegung von Anhängern der Ostermärsche, Gegnern der Notstandsgesetze, SDS-Funktionären, Mitgliedern von Gewerkschaftsjugendgruppen, Bürgerinitiativen und Marxisten in Betriebsgruppen – gab Sonderdrucke der neuen Linken mit dem Tagungsthema „Prima Klima" und „Wider den Zeitgeist, erste gnadenlose Generaldebatte" heraus. In den Auflösungsprozeß diverser marxistischer Organisationen hatte das Sozialistische Büro bereits 1980 in Frankfurt mit einem „Großen Ratschlag" einzugreifen versucht. Gestern wurden die Theoretiker des Sozialismus von einem materiellen Problem wieder auf den Boden der Wirklichkeit geholt: Beim Kassensturz der Veranstalter fehlten rund 20 000 Mark.

Flucht aus der „DDR" gescheitert

DW. Berlin

Im „DDR"-Kontrollpunkt Drewitz kurz vor West-Berlin scheiterte am Freitag die Flucht eines Mannes aus der „DDR". Er hatte sich – offenbar beim Halt auf einem Parkplatz an der Transitautobahn – unter der Plane eines Lastwagens aus Celle versteckt.

„DDR"-Zöllner entdeckten einen Riß in der verplombten Lkw-Plane und verlangten vom Fahrer, seine gesamte Fracht abzuladen. Dabei entdeckten die Posten den Flüchtling. Erst nach achtstündigem Verhör konnte der Fahrer, in Handschellen abgeführt, nach West-Berlin weiterfahren.

Atomkraft-Gegner hinter Attentat

hrk. Berlin

Keine heiße Spur der Täter, aber erste „Bekennerbriefe" liegen jetzt dem Berliner Staatsschutz nach dem Bombenanschlag auf den prominenten Roboter-Konstrukteur und Ingenieurwissenschaftler Günter Spur vor. Beim „Tagesspiegel" traf ein Brief von „Militanten AKW-Gegnern" ein.

Sie erklärten, das Attentat gegen den TU-Professor verübt zu haben, weil Spur als Aufsichtsratsmitglied der Kraftwerks-Union (KWU) „direkt für die Atommafia tätig" sei. Dieselbe Gruppe hatte Flugblätter am Tatort zurückgelassen.

DIE WELT
UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Herausgeber: Axel Springer †, Dr. Herbert Kremp

Chefredakteure: Peter Gillies und Manfred Schell

Stellvertretender Chefredakteur: Dr. Günter Zehm

Meinungen: Enno von Loewenstern

Chefs vom Dienst: Klaus Jürgen Fritzsche, Friedr. W. Heering, Jens-Martin Lüddeke, Rüdiger v. Wolkowsky, Bonn: Horst Hilleshein, Hamburg

Verantwortlich für Seite 1, politische Nachrichten: Gernot Facius; Deutschland: Ralph Lorenz, Armin Reck (stellv.); Diethart Goos (Deutschlandpolitik); Ausland: Jürgen Liminski, Maria Weidenhiller (stellv.); Seite 3: Burkhard Müller, Dr. Manfred Rowold (stellv.); Bundeswehr: Rüdiger Moniac; Osteuropa: Dr. Carl Gustaf Ströhm; Zeitgeschichte: Walter Görlitz; Wirtschaft: Hans Baumann, Wilhelm Furler (stellv.); Geld und Kredit: Claus Dertinger; Chefkorrespondent Wirtschaft: Hans-Jürgen Mahnke; Feuilleton: Dr. Peter Dittmar, Reinhard Beuth (stellv.); Bildungs- und Kulturpolitik, Geisteswissenschaften: Dr. Paul F. Reitze; Geistige Welt, WELT des Buches: Alfred Starkmann, Peter Böbels (stellv.); Fernsehen: Detlev Ahlers; Wissenschaft und Technik: Dr. Dieter Thierbach; Sport: Frank Quednau; Aus aller Welt: Norbert Koch, Dr. Rudolf Zewell (stellv.); Reise-WELT und Auto-WELT: Heinz Horrmann, Birgit Cremers-Schiemann (stellv. für Reise-WELT); WELT-Report: Heinz Kluge-Lübke; WELT-Report Ausland: Hans-Herbert Holzamer; Leserbriefe: Henk Ohnesorge; Personalien: Ingo Urban; Foto: Hans-Wilhelm Hoft; Dokumentation: Reinhard Berger; Grafik: Dieter Herzig

Weitere leitende Redakteure: Dr. Hanna Giskes, Werner Kahl, Dr. Rainer Nolden, Lothar Schmidt-Mühlisch

Hamburg-Ausgabe: Knut Teske, Klaus Bruns (stellv.)

Bonner Korrespondenten-Redaktion: Günther Bading (Leiter), Heinz Heck (stellv.), Arnulf Gosch, Dr. Eberhard Nitschke, Peter Philipps

Diplomatischer Korrespondent: Bernt Conrad

Deutschland-Korrespondenten: Berlin: Hans-Rüdiger Karutz, Dieter Dose, Klaus Geitel; Düsseldorf: Helmut Breuer, Joachim Gehlhoff, Harald Posny; Frankfurt: Dr. Dankwart Guratzsch (zugleich Korrespondent für Städtebau/Architektur), Inge Adham, Joachim Weber; Hamburg: Herbert Schütte, Jan Brech, Klare Warnecke MA; Hannover: Michael Jach, Dominik Schmidt; Kiel: Georg Bauer; München: Peter Schmalz, Dankward Seitz; Stuttgart: Harald Günter, Werner Neitzel

Chefkorrespondent (Inland): Joachim Neander

Chefreporter: Horst Stein, Walter H. Rueb

Auslandsbüros, Brüssel: Wilhelm Hadler; London: Reiner Gatermann, Horst-Alexander Siebert; Johannesburg: Monika Germani; Miami: Werner Thomas; Moskau: Rose-Marie Borngässer; Paris: Peter Ruge, Joachim Schaufuß; Rom: Friedrich Meichsner; Washington: Fritz Wirth, Gerd Brüggemann

Auslands-Korrespondenten WELT/SAD: Athen: E. A. Antonaros; Beirut: Peter M. Ranke; Brüssel: Cay Graf v. Brockdorff-Ahlefeldt; Jerusalem: Ephraim Lahav; London: Claus Geissmar, Siegfried Helm, Peter Michalski, Joachim Zwikirsch; Los Angeles: Helmut Voss, Karl-Heinz Kukowski; Madrid: Rolf Görtz; Mailand: Dr. Günther Depas, Dr. Monika von Zitzewitz-Lonmon; Miami: Prof. Dr. Günter Friedländer; New York: Alfred von Krusenstiern, Ernst Haubrock, Hans-Jürgen Stück, Wolfgang Will; Paris: Heinz Weissenberger, Constance Knitter, Joachim Leibel; Tokio: Dr. Fred de La Trobe, Edwin Karmiol; Washington: Dietrich Schulz

Zentralredaktion: 5300 Bonn 2, Godesberger Allee 99, Tel. (02 28) 30 41, Telex 8 85 714, Fernkopierer (02 28) 37 34 65

1000 Berlin 61, Kochstraße 50, Redaktion: Tel. (0 30) 2 59 10, Telex 1 84 565, Anzeigen: Tel. (0 30) 25 91 29 31-32, Telex 1 84 565

2000 Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 1, Tel. (0 40) 34 71, Telex Redaktion und Vertrieb 2 170 010, Anzeigen: Tel. (0 40) 3 47 43 80, Telex 2 17 001 777

4300 Essen 18, Im Teelbruch 100, Tel. (0 20 54) 10 11, Anzeigen: Tel. (0 20 54) 10 15 24, Telex 8 579 104, Fernkopierer (0 20 54) 8 27 28 und 8 27 29

3000 Hannover 1, Lange Laube 2, Tel. (05 11) 1 79 11, Telex 9 22 919, Anzeigen: Tel. (05 11) 6 49 00 09, Telex 9 230 106

4000 Düsseldorf 1, Graf-Adolf-Platz 11, Tel. (02 11) 37 30 43/44, Anzeigen: Tel. (02 11) 37 50 61, Telex 8 587 756

6000 Frankfurt (Main) 1, Westendstraße 8, Tel. (0 69) 71 73 11, Telex 4 12 449, Fernkopierer (0 69) 72 79 17, Anzeigen: Tel. (0 69) 77 90 11-13, Telex 4 185 525

7000 Stuttgart 1, Rotebühlplatz 20a, Tel. (07 11) 22 13 28, Telex 7 23 966, Anzeigen: Tel. (07 11) 7 54 50 71

8000 München 40, Schellingstraße 39-43, Tel. (0 89) 2 38 13 01, Telex 5 23 813, Anzeigen: Tel. (0 89) 8 50 60 38 / 39, Telex 5 23 836

Monatsabonnement DM 27,10 einschließlich Zustellkosten und 7% Mehrwertsteuer. Auslandsabonnement DM 37,10 einschließlich Porto. In Österreich ÖS 330 über Morawa & Co., Wien. In Großbritannien DM 49,10 (als Luftpost-Abo am Erscheinungstag). Luftpost-Abonnement weltweit: Preis auf Anfrage. Die Abonnementsgebühren sind im voraus zahlbar.

Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages oder infolge von Störungen des Arbeitsfriedens bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag. Abonnementsabbestellungen können nur zum Monatsende ausgesprochen werden und müssen bis zum 10. des laufenden Monats im Verlag schriftlich vorliegen.

Gültige Anzeigenpreisliste für die Deutschlandausgabe: Nr. 65 und Kombinationstarif DIE WELT / WELT am SONNTAG Nr. 15 gültig ab 1. 10. 1986, für die Hamburg-Ausgabe: Nr. 51.

Amtliches Publikationsorgan der Berliner Börse, der Bremer Wertpapierbörse, der Rheinisch-Westfälischen Börse zu Düsseldorf, der Frankfurter Wertpapierbörse, der Hanseatischen Wertpapierbörse, Hamburg, der Niedersächsischen Börse zu Hannover, der Bayerischen Börse, München, und der Baden-Württembergischen Wertpapierbörse zu Stuttgart. Der Verlag übernimmt keine Gewähr für sämtliche Kursnotierungen.

Für unverlangt eingesandtes Material keine Gewähr.

Die WELT erscheint mindestens viermal jährlich mit der Verlagsbeilage WELT-REPORT. Anzeigenpreisliste Nr. 9, gültig ab 1. Oktober 1985.

Verlag: Axel Springer Verlag AG, 2000 Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 1.

Nachrichtentechnik: Harry Zander

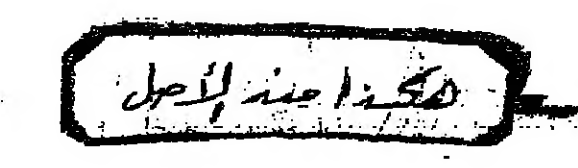
Herstellung: Werner Koziak

Anzeigen: Hans Biehl

Vertrieb: Gerd Dieter Leilich

Verlagsleiter: Dr. Ernst-Dietrich Adler

Druck: in 4300 Essen 18, Im Teelbruch 100, 2070 Ahrensburg, Kornkamp



‚Das Karlsruher Medienurteil markiert nur eine Wegstrecke'

Staatssekretär Schreckenberger: Mit seiner Argumentation hat das Bundesverfassungsgericht die „Chancen für private Veranstalter entscheidend erweitert"

Von WALDEMAR SCHRECKENBERGER

Das vierte Rundfunkurteil des Bundesverfassungsgerichts war mit großer Spannung erwartet worden. Gegenstand des Verfahrens, das die SPD-Bundestagsabgeordneten beantragt hatten, war die verfassungsrechtliche Prüfung des Niedersächsischen Landesrundfunkgesetzes vom 23. Mai 1984. Im Vordergrund stand die Frage nach der Zulässigkeit privaten Rundfunks. Das Gericht hat diese Frage mit einigen Einschränkungen bejaht.

Das Urteil wird von Befürwortern und Gegnern des privaten Rundfunks (Hörfunk/Fernsehen) begrüßt. Wie zu erwarten, weichen die Interpretationen des Urteils aber bereits erheblich voneinander ab. Das Gericht hat zwar stets erklärt, daß auch ein privater Rundfunk verfassungsrechtlich möglich sei; im Hinblick auf Frequenzknappheit und hohe Veranstaltungskosten nahm das Gericht jedoch eine *publizistische* Sondersituation an, die nur wenigen finanzkräftigen Unternehmen eine Chance, Rundfunk zu veranstalten, einräume. Die Gegner des privaten Rundfunks verbanden damit so hohe Forderungen an die Garantie der Meinungsvielfalt und die Unabhängigkeit des Programms von wirtschaftlichen Faktoren, daß ein privater Rundfunk praktisch ausgeschlossen erschien.

Hier verändern die Neuen Medien, vor allem der Ausbau von Kabel- und Satellitensystemen, grundlegend die Situation. Das Gericht stützt die Entscheidung auf Prognosen über den *weiteren Ausbau des Kommunikationsnetzes*. Diese Prognosen sind aber durchweg sehr zurückhaltend. Die Planungen und Annahmen der Bundesregierung sind demgegenüber wesentlich positiver. Die Post geht davon aus, daß 1988 die 4,4 Millionen Haushalte an ein Kabelnetz angeschlossen sind, die für den wirtschaftlichen Betrieb überregionaler Fernsehprogramme notwendig sind. Bis 1992 sollen 20 Millionen Zuschauer Kabelprogramme empfangen. Der direktstrahlende Fernsehsatellit (TV SAT 1 und 2) wird fünf fernsehfähige Kanäle aufweisen. Dazu *kommen acht Kanäle von Fernmeldesatelliten*, die noch erweitert werden können. Mehr als 16 Millionen Zuschauer sollen über zusätzliche terrestrische Frequenzen lokales Fernsehen empfangen. Das Gericht will trotz der wesentlich veränderten Lage von der „Sondersituation" des Rundfunks noch keinen Abschied nehmen. Es erkennt allerdings eine modifizierte Situation an.

Als ein Hindernis für den weiteren Ausbau hat sich vor allem die Rechtsunklarheit im Bereich des Rundfunks erwiesen. Das Urteil ist geeignet, den Weg für die Planungen des Bundes und der Länder zu ebnen.

Das Urteil stellt zu Recht einen engen Zusammenhang zwischen dem Ausbau der Neuen Medien und der Sicherung der Rundfunkfreiheit her. *Der Kritik, daß das umfangreiche Ausbauprogramm in Verbindung mit* der Zulassung privaten Rundfunks letztlich die Rundfunkfreiheit gefährde, ist endgültig der Boden entzogen.

Der zentrale Punkt für die Zulässigkeit eines privaten Rundfunks ist die Gewährleistung der „gleichgewichtigen" Meinungsvielfalt. Der syntaktisch verunglückte Vielfaltsbegriff war lange Zeit der beliebte Knüppel im Kampf um den privaten Rundfunk. Strittig war vor allem, ob in der Feststellung der Meinungsvielfalt auch die Vielfalt einbezogen werden darf, die in den Programmen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zum Ausdruck kommt.

Das Gericht geht zwar nicht so weit, aber es bietet eine Lösung an, die *auf das gleiche Ergebnis hinausläuft*: Die Vielfaltsanforderungen an private Veranstalter werden unter Berücksichtigung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks auf ein Maß gesenkt, das privaten Rundfunk nicht von vornherein praktisch unmöglich macht. Mit dieser pragmatischen Argumentation erweitert das Gericht entscheidend den Gestaltungsraum des Gesetzgebers und damit die Chancen für private Veranstalter.

Wir befinden uns in einer schwierigen Übergangssituation. Es ist daher notwendig, die Rundfunkbedingungen immer wieder zu korrigieren. Dazu braucht die Praxis einen ausreichend großen, aber auch klaren Handlungsrahmen. Das Gericht versucht, diesen Rahmen neu abzustekken, indem es ein rundfunkpolitisches *Ordnungsmodell, die „duale Rundfunkordnung"*, aufstellt. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk und der private Rundfunk bilden die beiden Säulen dieser Rundfunkordnung. Das Gericht weist dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk die „Grundversorgung" zu, da dieser nahezu die gesamte Bevölkerung erreiche und zu einem inhaltlich umfassenden Programmangebot – auch kultureller Art – in der Lage sei.

Der Streit, ob der öffentlich-rechtliche Rundfunk dem privaten Rundfunk vorzuziehen sei, ist durch das Bundesverfassungsgericht klar entschieden: Beide haben ihren Platz in unserer Medienordnung. Unter den gegebenen Bedingungen bleibt der private Rundfunk auf die Funktionsfähigkeit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks angewiesen, der allerdings auf die Aufgabe der Grundversorgung beschränkt ist.

Eine duale Ordnung gibt nur einen Sinn, wenn beide Rundfunksysteme auf Dauer existenzfähig sind. Das bedeutet: Die Schranken für den Eintritt privater Veranstalter in einen erst in der Entwicklung befindlichen Markt müssen möglichst niedrig sein; der Entwicklung des ungleich besser ausgestatteten öffentlich-rechtlichen Rundfunks sind enge Grenzen gesetzt.

Dies gilt sowohl für den Programmbereich als auch für die wirtschaftlichen Ressourcen. Beide Rundfunksysteme ergänzen sich nach der Auffassung des Gerichts. Sie stehen aber auch in einem *publizistischen und über die Werbeeinnahmen auch in einem marktwirtschaftlichen Wettbewerb.*

Zur Notwendigkeit einer ausreichenden Wirtschaftswerbung hat das Gericht klare Worte gefunden. Die Zusammenhänge zwischen Marktkräften und Programmgestaltungen sind auch unter Verfassungsaspekten positiv zu sehen. In einem privaten Rundfunk sind das Publikum und seine Nachfrage von größerem Gewicht. Nur an wenigen Stellen des Urteils tritt das Publikum in den Vordergrund. Das Publikum ist es aber, das in erster Linie über ein Programm entscheiden sollte. Hier sind die privaten Veranstalter aufgerufen, durch ein lebendiges und vielfältiges Programm Anschauungsmaterial zu beschaffen. Nur so wird es gelingen, daß die Nachfrageseite als Element der Rundfunkfreiheit stärker berücksichtigt wird.

Das Verhältnis von Rundfunk und Presse wird hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Konzentration von Meinungsmacht und wirtschaftlicher Konkurrenz gesehen. Das Gericht hilft mit, die Vielfaltsprobleme eines begrenzten Marktes zu überwinden, indem es bei überregionalen Veranstaltern neben der äußeren Marktkonkurrenz auch eine Art Binnenkontrolle der Vielfalt zuläßt, die nicht in die privatwirtschaftliche Substanz eingreift.

Im lokalen und regionalen Bereich sollen keine „Doppelmonopole" entstehen. Hier wäre es hilfreich gewesen, auf die unterschiedlichen marktwirtschaftlichen Konkurrenzverhältnisse zwischen Rundfunk und Presse einzugehen. Der Bund wird sich dieser Frage im Rahmen des Wettbewerbsrechts annehmen müssen.

Das Gericht räumt der Presse trotz der möglichen Einbußen an Werbeeinnahmen keine bevorzugte Zulassung zum Rundfunk ein, es weist aber zutreffend darauf hin, daß der Bestand und die Funktionsfähigkeit der Presse verfassungsrechtlich geschützt sind. Erfolgversprechender als die Errichtung juristischer Schutzzäune ist es aber, wenn auch die lokale und regionale Presse ihre publizistischen Erfahrungen aktiv in die Rundfunkarbeit einbringt und neue Formen komplementärer Medien erprobt.

Die Weiterverbreitung von grenzüberschreitenden Rundfunksendungen würdigt das Gericht positiv. Es geht zu Recht von den Anfängen eines europäischen Rundfunkmarktes aus. Im Ergebnis wendet es sich gegen eine Sperre durch einzelne Bundesländer, indem es *zur Kooperation* und Koordination auffordert. Das gleiche muß für die Verteilung von Satellitenfrequenzen gelten. Das Urteil sollte die Länder veranlassen, erneut den Versuch einer Einigung zu unternehmen. Kommt eine Einigung nicht zustande, so bieten die bereits abgeschlossenen Teil-Staatsverträge weiterhin eine geeignete Grundlage für die Vergabe von Satellitenkanälen.

Das Bundesverfassungsgericht hat einen wichtigen Beitrag für die Klärung rundfunkpolitischer Fragen geleistet. Es bestätigte die rundfunk*politische Richtung, die erstmals im* rheinland-pfälzischen Versuchsgesetz von 1980 Ausdruck fand. Das Urteil markiert eine Wegstrecke, nicht das Ende des Weges.

Waldemar Schreckenberger ist seit 1982 Staatssekretär im Bundeskanzleramt. Der Professor der Rechtswissenschaften ist dort unter anderem für die Koordination in Fragen der Medienpolitik zuständig. In seinem Beitrag für die WELT nimmt Schreckenberger Stellung zu den Konsequenzen aus dem vierten Rundfunkurteil des Bundesverfassungsgerichts und dem zukünftigen Verhältnis von privatem und öffentlich-rechtlichem Rundfunk.

FOTO: KNIPPERTZ

Ceausescu rüstet ab und befragt erstmals das Volk

Einmaliges Vorgehen im Ostblock / Innenpolitische Motive

CARL G. STRÖHM, Wien

Zum ersten Mal gab es gestern in einem Ostblockland eine Volksbefragung: Die Rumänen waren aufgefordert, über eine einseitige Verringerung der Militärausgaben um fünf Prozent zu befinden. Rumänien setzte damit seinen außen- und militärpolitischen Sonderweg innerhalb des Warschauer Pakts fort. Zur Billigung dieser „Friedensinitiative" des Partei- und Staatschefs Ceausescu direkt durch das Volk war schon im Oktober *die Verfassung* geändert worden.

Selbst wenn man bedenkt, daß die Reduzierung der Militärausgaben nicht in erster Linie aus pazifistischen, sondern handfesten innen- und finanzpolitischen Motiven erfolgt, bleibt sie ein bemerkenswerter Schritt – vor allem angesichts der Tatsache, daß die Sowjetunion ihren offiziellen Militärhaushalt für das kommende Jahr trotz aller Abrüstungsversprechungen Gorbatschows um sechs Prozent heraufgesetzt hat.

Vor dem Militärrat des Warschauer Pakts erklärte Ceausescu, die in Rumänien freigesetzten Soldaten seien keineswegs von Arbeitslosigkeit bedroht, sondern würden für die zivile Produktion, vor allem für die Landwirtschaft benötigt. Ceausescu sprach von 1,5 Millionen Hektar Land, das mit Hilfe der demobilisierten Soldaten und von umgerüsteten Panzern, die als Traktoren verwendet werden, bearbeitet werden soll. Seine Feststellung, im Augenblick gebe es keine Gefahr eines militärischen *Konflikts zwischen Ost und West*, steht allerdings in deutlichem Widerspruch zu der von Moskau vertretenen außenpolitischen Linie.

Vor der rumänischen Nationalversammlung hatte Ceausescu eine radikale Reduzierung der konventionellen Rüstungen um mindestens 50 Prozent bei Warschauer Pakt und NATO gefordert. Dabei ist bemerkenswert, daß Rumänien – das ja über keinerlei Atomwaffen verfügt – nun zum Vorreiter für die konventionelle Abrüstung in Europa wird.

Die rumänischen Kommunisten folgen damit der Linie der neutralen und blockfreien Staaten *Europas* sowie Frankreichs. Sie alle hatten schwere Bedenken geltend gemacht, daß eine ausschließlich oder vorwiegend nukleare Abrüstung der beiden Supermächte in Europa zu einem gefährlichen Übergewicht der sowjetischen Armee auf konventionellem Gebiet führen müsse.

Manches spricht dafür, daß der jüngste Moskauer Gipfel der RGW-Staaten auch deshalb ohne gemeinsames Kommuniqué endete, weil sich die Rumänen gegenüber den Sowjets querlegten.

Ceausescu bezeichnete den Vorschlag des Warschauer Pakts, mit einer 25prozentigen Reduzierung der Truppenstärken und Militärausgaben bis zum Jahre 1990, als eine „erste Etappe". Er übertrumpfte damit die Sowjets und brachte sie sowohl gegenüber der NATO und den Neutralen als auch gegenüber den anderen Mitgliedsstaaten des östlichen Bündnisses *in große Verlegenheit*.

Denn so unterschiedlich die Interessen der kleineren Pakt-Staaten sein mögen – in einem Punkt sind sie sich einig: Angesichts ihrer schwierigen wirtschaftlichen Situation möchte keiner militärisch von den Sowjets zur Kasse gebeten werden.

Ceausescu ist der erste kommunistische Führer, der den Begriff des „vereinten Europa" in die Diskussion einführte. Vor dem Parlament sagte er: „Unserer Ansicht nach muß man davon ausgehen, daß im gegenwärtigen Kräfteverhältnis auf Weltebene ein vereintes Europa einen bedeutenden Beitrag zur Lösung der komplexen Probleme des internationalen Lebens erbringen kann." Vermutlich denkt Ceausescu an eine dritte Kraft zwischen UdSSR und USA.

Immer mehr Spekulationen in der Iran-Affäre / First Lady dringt auf Neubesetzungen

Stolpert Poindexter über Geheimhalte-Manie?

FRITZ WIRTH, Washington

[illegible]

über dem Kongreß änderte. Poindexter und Stabschef Regan sind in den letzten Tagen in dieser Affäre wiederholt aufeinandergeprallt, als es darum ging, ob die amerikanische Öffentlichkeit über die Affäre informiert werden sollte oder nicht, nachdem sie von iranischer Seite bereits enthüllt worden war.

Für „Rat der Weisen"

Es war zweifellos die Geheimhaltungs-Manie Poindexters, die dieser Affäre schließlich diese Dimension gab und sowohl die amerikanischen Medien wie auch den Kongreß veranlaßten, sofort einzuhaken. Poindexters Position ist nicht zuletzt deshalb gefährdet, weil er sowohl im Außenministerium wie auch im Pentagon seit einiger Zeit wesentlich mehr Gegner als Freunde hat.

Donald Regan stellte sich am Wochenende noch einmal öffentlich zu der Entscheidung, Kontakte mit Iran aufzunehmen. Das letzte Wort darüber, ob sie richtig oder falsch war, sei noch nicht gesprochen. „Die Jury berät noch." Er selbst dementierte alle Rücktrittsberichte. „Ich bleibe, solange der Präsident es wünscht." Er legte sich jedoch nicht darauf fest, ob er im Januar 1989, dem Ende der Amtszeit des Präsidenten, noch da sein werde.

Beträchtlicher Druck zu Personaländerungen kommt auch aus dem Kongreß. Senator Richard Lugar empfahl, den Beraterkreis des Präsidenten zu verstärken. Der demokratische Senator Nunn legte dem Weißen Haus nahe, dem Präsidenten einen Kreis „weiser Männer" an die Seite zu stellen.

Derweil versuchen die Demokraten im Kongreß, aus der Affäre für sie selbst das Beste zu machen. Die Anhörungen im Geheimdienstausschuß zu dieser Sache bieten ihnen dazu ein willkommenes Forum. Jim Wright, der voraussichtliche neue Sprecher des Repräsentantenhauses, enthüllte gestern als Ergebnis der ersten Anhörung mit CIA-Chef Casey, daß Iran für die offiziell von amerikanischer Seite gelieferten Waffen zwölf Millionen Dollar gezahlt habe. Die Anhörungen werden in dieser Woche fortgesetzt.

Immer mehr Gegner

[illegible]

In Teheran kämpft jeder gegen jeden

JÜRGEN LIMINSKI, Bonn

Nicht nur in den USA, sondern auch in Iran ist der Pakt zwischen dem Weißen Haus und den schwarzen Mullahs auf harte Kritik gestoßen.

Revolutionsführer Khomeini verurteilte nach Agenturmeldungen in einer von Radio Teheran verbreiteten Rede, daß es Leute in Amt und Würden gebe, die Kontakte mit Amerika wünschten. Das habe er nie erwartet. Einer habe sogar im Parlament eine Haltung erkennen lassen, die schlimmer sei als die Israels.

Diese Kritik zielt auf den mächtigen Parlamentspräsidenten Rafsandschani, der vor dem Parlament die Geheimkontakte mit dem Weißen Haus bestätigt und außerdem gefordert hatte, daß die USA Millionen Dollar zahlen müßten, damit Iran sich weiter für die Freilassung amerikanischer Geiseln einsetze.

Khomeinis Kritik läßt auf tiefgreifende Differenzen und Machtkämpfe in der iranischen Führung schließen. Es ist das zweite Mal innerhalb von nur einer Woche, daß sich der schwerkranke Revolutionsführer zu Wort meldete.

Vorausgegangen waren zahlreiche Verhaftungen von Anhängern des designierten Khomeini-Nachfolgers, Montazeri. Unter ihnen befinden sich nach übereinstimmenden Informationen von linken wie rechten Oppositionsgruppen mehrere hundert Geistliche und Armeeoffiziere.

Vor allem in Isfahan veranlaßten Montazeris Gegner, die Gruppe um Rafsandschani, großangelegte Säuberungsaktionen. Der Provinzgouverneur und das Stadtoberhaupt wurden abgesetzt, Parlamentsabgeordnete und Basarhändler festgenommen, der Ausnahmezustand über die Region verhängt.

Bedrängter Montazeri

Montazeri stammt aus Nedschafabad, einem Ort zwölf Kilometer von Isfahan entfernt. Die Provinz ist seine Hochburg. Von hier und von Qom gingen die ersten Unruhen gegen den Schah aus. Nach unbestätigten Meldungen ist der große Vorbeter von Isfahan, Ayatollah Taheri, einem Mordanschlag zum Opfer gefallen. Damit wäre eine weitere wichtige Stütze Montazeris gefallen.

Khomeinis Zorn dürfte erregt haben, daß auch Seyed Achmad Kaschani, der Sohn des berühmten Regimegegners in den fünfziger Jahren, Ayatollah Kaschani, verhaftet wurde. Khomeini hatte sich oft auf diesen Ayatollah als seinen „Lehrmeister" und als Vorbild für den Kampf gegen den Schah berufen.

Zahlreiche Festnahmen

Außerdem sollen auch der Blutrichter Khalkali und der Chef der paramilitärischen Hesbollahi-Truppe, Hadigh Rafari, verhaftet worden sein. Rafari gehört zur „Linie des Imam", einer Gruppe islamischer Studenten und Gelehrten, die Khomeini treu ergeben sind. Machtstreiche dieser Art bergen für Rafsandschani ein Risiko, dessen Folgen nicht kalkulierbar sind, solange Khomeini lebt.

Zur Linie des Imam gehören auch zwei ehemalige Verbündete Rafsandschanis: Premier Musawi und der für die Kontrolle über die Revolutionswächter zuständige Minister Rezai. Sie hielten sich in letzter Zeit mit Äußerungen auffallend zurück. Offenbar sind sie mit Rafsandschani nicht mehr einverstanden.

Dagegen macht jetzt ein Ayatollah mehr von sich reden: Mechkini. Ihm wird die Absicht zugeschrieben, Montazeri als designierten Nachfolger Khomeinis ersetzen zu wollen. Er steht offensichtlich wie Geheimdienstchef Reischari auf der Seite Rafsandschanis.

Die Situation in Iran gleicht der Lage im Thermidor der französischen Revolution, als die Schreckensherrschaft ihre bekanntesten Protagonisten, Danton und Robespierre, erfaßte und schließlich in die Regierung des Direktoriums mündete.

Ob aber aus dem gnadenlosen Machtkampf in Teheran letztendlich ein das Chaos in den Griff bekommendes Direktorium hervorgeht, ist fraglich. Die Stützen der Mullahs – Militär, Bazar, Geistlichkeit und Volksmassen – scheinen selbst vom Chaos erfaßt zu sein.

Wenn der Bär den Yogi erdrückt

Von M. WEIDENHILLER

Nach Chruschtschow und Breschnew kommt jetzt zum drittenmal ein sowjetischer KP-Chef nach Neu-Delhi: Michail Gorbatschow. Die Volksmassen werden das „hindi-russi bhai bhai" – Russen und Inder sind Brüder – kaum mehr so lautstark rufen wie bei dem legendären Besuch Chruschtschows und Bulganins im Jahre 1955. Er glich einem Triumphzug und machte den Bären beim Yogi populär. Mehr noch: Es begann die Blütezeit einer Freundschaft, die 1971 in einem entsprechenden Vertrag ihre Reife fand.

Heute steht Indien an einem Wendepunkt: Wie weit darf der sowjetische Einfluß noch vordringen, wie und wo können Grenzen gesetzt werden?


Versichern sich gegenseitig Freundschaft: KP-Chef Michail Gorbatschow (links) und Premier Rajiv Gandhi FOTOS: SVEN SIMON/DPA

Indira Gandhi war für die Sowjets eine „kalkulierbare Größe". Doch als sie 1980 nach tiefem Sturz sich bei den Wahlen wieder einen beispiellosen Sieg holte, begannen die Sowjets schon auf die Nach-Indira-Ära zu setzen. Rajiv Gandhi, der das problembeladene Riesenland seit zwei Jahren regiert, scheint so „kalkulierbar" nicht. Der junge Mann schaut westwärts, heißt es seitdem.

Gandhi brachte Schwung in die Außenpolitik, er reiste viel, auch dreimal nach Moskau und vor allem: er entkrampfte das Verhältnis zu den USA. Sein gewinnendes Auftreten brachte ihm dort viel Sympathie ein; seine flexiblere und liberal ausgerichtete Wirtschaftspolitik verführte die Amerikaner und Europäer zu – allerdings übertriebener – Euphorie.

Bei seinem Amtsantritt gab der Premier die Parole von der „Modernisierung" aus. Er sah es als eine seiner Hauptaufgaben, Indiens „Marsch ins 21. Jahrhundert" zu forcieren. Das bedeutet hohes Wirtschaftswachstum und Hochtechnologie. Die USA, gefolgt von Westeuropa und Japan, werden damit zu interessanten Partnern.

Indien spielte in der Strategie der USA nie eine herausragende Rolle, und auch jetzt sind sie nicht bereit, seine Führungsrolle in Südasien voll zu akzeptieren. Sie verschließen sich zudem seinem Wunsch, Pakistans Nuklearisierung entgegenzuwirken. Im Verhältnis USA–Indien werden Berge daher nicht versetzt werden.

Nach wie vor gilt: Die Freundschaft zur Sowjetunion und die von Pakistan ausgehende Bedrohung bleiben die Konstanten in Indiens Außenpolitik. Unter Rajiv Gandhi änderte sich nicht die Substanz, eher der Stil. Auf ihm lastet keine „Vergangenheit", ihn drückt keine Ideologie.

Das Ziel indischer Politik bleibt erhalten, nur die Diplomatie sucht sich neue Wege, zeigt sich flexibler, dynamischer. Die USA sind zwar Indiens größter Handelspartner, die Sowjetunion steht auf Platz zwei. Aber die Inder können die Sowjets mit Rupien bezahlen. Das spart Devisen. Was sie allerdings ärgert, ist der Re-Export der Sowjets in Drittländer. 1985 wurde ein neues Wirtschafts-Abkommen, gültig bis zum Jahr 2000, abgeschlossen.

Sehr eng ist auch die Zusammenarbeit im Rüstungsbereich. Zwar strebt Delhi eine Diversifizierung seiner Waffenkäufe an und hat mit Franzosen, Briten und Deutschen Verträge geschlossen, aber Indiens Abhängigkeit von Moskau bleibt hoch. Die Streitkräfte sind mit Material ausgerüstet, das zu 70 Prozent aus der Sowjetunion kommt. Der Vorteil: Indien kann in Rupien und zu extrem weichen Konditionen zahlen.

All diese Verflechtungen lassen es für wenig realistisch erscheinen, eine drastische Kehrtwendung zu vollziehen. Nicht zu unterschätzen ist außerdem ein für die Inder psychologisch seit dem China-Debakel von 1962 wichtiger Faktor: Die Sowjetunion hat sich, wie Rajiv Gandhi mehrfach betonte, „in wechselvollen Zeiten als zuverlässiger Partner erwiesen".

Doch seit die Revolution über Iran hinwegfegte und die Sowjets Afghanistan besetzten, ist der innere Kontext der indisch-sowjetischen Beziehungen nachhaltig gestört. Stärker denn je ist die Intervention der Supermächte in der Region spürbar – was Indien immer verhindern wollte.

Das amerikanische Interesse konzentriert sich auf Pakistan, dem es massive Wirtschafts- und Militärhilfe gewährt. Diese Aufrüstung, die Indien gegen sich, nicht gegen Afghanistan gerichtet sieht, sowie Pakistans Streben nach der Atombombe versperren erneut den Weg der Aussöhnung zwischen den Nachbarn.

Obwohl der amerikanische Rückhalt für Pakistan eine direkte Folge des sowjetischen Vorgehens in Afghanistan ist, hält sich Indien in der Afghanistanfrage auffallend zurück. Es will ganz offensichtlich seine besonderen Beziehungen nicht aufs Spiel setzen.

Die „Sowjetisierung" Afghanistans stört Indiens regionale Politik empfindlich. Daß die Sowjets der indischen Grenze so nahe gerückt sind, läuft zwangsläufig indischen Interessen zuwider. Moskau macht Delhi den Anspruch streitig, Führungsmacht in Südasien zu sein. Indien steckt durch Afghanistan also tief im Dilemma.

Hinzu kommt die nukleare Bedrohung durch China. China und Indien haben einen gemeinsamen „großen Sprung nach vorn" in ihren Beziehungen bisher nicht geschafft. Doch nur wenn es hier substantielle Fortschritte gibt, kann Indien die enge Bindung zur Sowjetunion lockern. Sorgenvoll betrachtet es daher die sino-sowjetische Annäherung, die es trotz der „drei Hindernisse" gibt.

هكذا من الأصل

In Israel ist alles anders als anderswo. Hier laufen selbst die Gespräche anders als an anderem Ort, vor allem natürlich bei einem so aktiven Vielreiser wie Leonard Bernstein, dem ewigen Kosmopoliten. Zwischen Konzerten und Schallplattenaufnahmen in Tel Aviv sprach der berühmte Dirigent und Komponist mit Klaus Geitel: über seine Beziehungen zu Israel, über sein Leben, über seine Musik.

„Israels höchstes Wunder aber heißt Jerusalem"

WELT: Herr Bernstein, Sie sind Israel, dem Land und den Leuten, nicht zuletzt den Musikern des Philharmonischen Orchesters, seit Jahrzehnten verbunden. Sprechen Sie eigentlich auch Hebräisch?

Bernstein: Ja, doch müßte ich ein paar Wochen länger hier sein, um es wieder fließend zu sprechen. Aber Vokabeln und Satzstellung kenne ich noch aus meiner Kindheit sehr gut, als ich die Thora lesen lernte.

WELT: Ist Israel Ihnen zur zweiten Heimat geworden?

Bernstein: Nein, das würde ich nicht sagen. Für eine Weile allerdings war es das, damals, in den späten vierziger, den frühen fünfziger Jahren, als das Land jeden brauchte, selbst mich. Also verbrachte ich hier soviel Zeit wie möglich, und da wurde es mir fast zur zweiten Heimat. Es war in der Zeit, als Israel Gestalt annahm und angegriffen wurde von den sechs Ländern ringsum. Über Nacht entschieden sie, dem neuen Staat ein Ende zu machen, indem sie seine Bevölkerung ins Mittelmeer zu treiben versuchten. Jetzt sind rund vier Jahrzehnte darüber vergangen, und der Staat existiert immer noch. Das ist für mich schon ein Wunder.

Aber ich habe hier sehr viele Wunder erlebt. Ich kam 1947 erstmals nach Palästina. Es gab noch kein Israel. Ich dirigierte das Palästine Symphony Orchestra, das PSO. Als ich im Mai '48 wiederkam, hatte es sich in Israel Philharmonic Orchestra (IPO) umbenannt, ein verheißungsvoller Name.

Aber es war Krieg. Überall. Man stelle sich das vor. Das Land mußte von Anbeginn zu den Waffen greifen, und das hat nicht aufgehört. Es ist immer im Kriegszustand. Darum finde ich es so ungewöhnlich, daß es überhaupt existiert. Und ich bin sehr glücklich, wenn ich sehe, wie die Menschen hier leben: mit soviel Hoffnung und Spaß und Freude.

WELT: Sie bilden auf jeden Fall ein unübertreffliches Publikum.

Bernstein: Das verrückteste Publikum der Welt, schon damals. Es gab nur einen kleinen behelfsmäßigen Konzertsaal. Es war heiß. Es gab keine Klimaanlage. Wir mußten dasselbe Programm zwölfmal spielen, die Nachfrage war gewaltig. Dann gingen wir mit diesem Programm unter arabischem Geschützfeuer nach Jerusalem. Wir fuhren in Jeeps und gepanzerten Lastwagen und nahmen den Flügel auf dem Laster mit. Wir mußten immer einen anderen Weg nehmen, die Hauptstraße lag unter Beschuß. Auch die Umgehungswege waren nur kurzfristig sicher.

Ich erinnere mich: 1948 waren wir eine Woche in Jerusalem während der Belagerung der Stadt. Wir waren vollkommen eingeschlossen, aber wir haben kein einziges Konzert ausgelassen, nie gab es auch nur einen einzigen leeren Stuhl. Wir spielten in einem Kino, dem „Edison-Theatre", das keine Hinterbühne hatte. Ich dirigierte Beethovens „Leonoren-Ouvertüre" mit dem Trompetenruf von draußen, und so mußte ich den Trompeter auf die kleine Straße hinausschicken hinter dem Saal. Wo hätte ich ihn sonst hinstellen können?

Er setzte nicht ein. Man hatte ihn festgenommen aus Rücksicht auf das Konzert. Dabei krachten die Geschütze ringsum. Fünfhundert Meter entfernt war die Front, und ich wartete auf das Trompetensignal. Ich hielt den Ton zum Einsatz minutenlang aus. Dann erklang endlich die Trompete, man hatte den Jungen laufen und blasen lassen. Es war wundervoll. Ich habe so eine „Leonore" nie wieder gehört.

WELT: Heroische Zeiten.

Bernstein: Das waren wirklich heroische Zeiten. Wenn Sie von Israel als einer zweiten Heimat sprechen: Irgendwie war es das in jenen Jahren. Ich hatte ein ganz starkes Gefühl zu jedem Menschen, jeder Stadt, jedem Kibbuz. Jede Tomate, die sie im Negev gepflanzt hatten, war wie ein persönliches Produkt. Und ich spielte Klavier für die Soldaten an der Front, die nichts weiter hatten als mal diesen kurzen Besuch von jemandem, der daran erinnerte, daß sie nicht auf dem Mond lebten.

Und die Kinder damals. Genie-Kinder dutzendweise. Ich habe in meinem Leben nie soviele Pianisten und Geiger gehört, acht Jahre alt, zwölf Jahre alt, zwanzig – und einer besser als der andere. Das war um das Jahr 1950. In den Mittfünfzigern änderte sich das. Als militärische Notwendigkeiten die jungen Leute in der Armee in echte Soldaten umwandelten, statt die Militärzeit vorrangig als Bildungseinrichtung anzusehen. Plötzlich wurde die Lage ernst, und plötzlich gab es zum ersten Mal so etwas wie den analphabetischen, ungebildeten Juden, und die Armee wurde immer mehr zur Armee.

Ich kritisiere das Land nicht. Ich schildere nur, was geschah. Und der große Bestand an Talent – ein Garten von Pianisten, Komponisten, Geigern und Sängern – trocknete aus. Jetzt geht es wieder aufwärts.

„Der Dirigent darf kein Angstmacher mehr sein"

WELT: Woher kommt diese neue Welle an Begabungen?

Bernstein: Ich weiß es nicht. Was hier fehlt, ist natürlich die Chorgesangstradition. Das Land ist nicht vertraut mit den Bach-Chorälen. Kurz und deutlich: Die gesamte Chor-Tradition baut auf ihnen auf. Aber wir sind hier schließlich in keinem christlich orientierten Land.

Und dann kommt plötzlich ein elfjähriger Junge und spielt Scarlatti und Beethoven und Chopin wie keiner sonst. Seine Mutter stammt aus Ägypten, der Vater aus Irak. Keiner von ihnen hat je westliche Musik gehört. Wo also kommt der Junge her mit seiner Begabung: aus einem Loch in der Erde? Aus einem Balken in der Wand? Er spielt mit Kenntnis, Überzeugungskraft, Stil. Es ist verblüffend. Ich kann es nicht erklären. Es gibt viele Dinge hier, die man nicht erklären kann.

Israel ist ein Land der Wunder, und sein höchstes heißt Jerusalem, das einen so stark berührt, daß die Stadt einem tatsächlich zur zweiten Heimat wird. Als ich das erste Mal die Via Dolorosa hinunterging, brauchte ich einen vollen Tag, um gefühlsmäßig darüber hinwegzukommen. Jetzt ging es mir wieder so. Es ist eine Art Jerusalem-Krankheit: Sie weckt den Wunsch, in diese „Stadt des Friedens" zurückzukehren.

Dabei hat das alles nichts damit zu tun, ob man jüdisch ist oder nicht. Einmal habe ich ernsthaft die Möglichkeit erwogen, hierherzuziehen. Um 1948/1949 machte man mir ein Angebot: „Wir geben Ihnen ein Haus am Meer. Sie wohnen in Jerusalem ..." Sehr verlockend. Ich habe es ernsthaft erwogen. Aber dann habe ich dreimal „nein" gesagt. Ich wollte schließlich für das Theater schreiben.

Aber ich war nahe daran, die Israel Philharmonie zu übernehmen. Doch auch das wollte ich letztendlich nicht. Ich hatte nie den Ehrgeiz, Dirigent zu sein und habe ihn auch heute nicht. Ich verstehe nicht, was Menschen meinen, wenn sie von „Karriere" sprechen. Ich habe nie Karriere als Dirigent gemacht. Ich war immer Musiker.



Auf der Bühne ein besonderes Privileg: Leonard Bernstein FOTO: PETER PEITSCH

Bernstein: Nicht ein Leben – ich hatte mindestens fünf

WELT: Aber auch als Dirigent waren Sie ja nicht gerade erfolglos.

Bernstein: Dimitri Mitropoulos hat mich zum Dirigenten gemacht. Er sah mich mit seinen durchdringenden Augen an (wer in den Comics hat diesen Röntgenblick von Krypton?), vor denen man erstarrte und sagte: „Du mußt Dirigent werden!" Also begann ich zu dirigieren.

WELT: Am meisten haben Sie als Dirigent ja aber wohl von Koussevitzky gelernt, von dem man in Europa eigentlich kaum mehr weiß als von Manitou.

Bernstein: Da gibt es eine Tragik um ihn, die keiner kennt. Sehen Sie: Toscanini hatte immer ein Mikrophon vor sich, was auch immer er machte; selbst bei den Proben, was auch immer dabei herauskam. Koussevitzky hatte nicht diese Möglichkeiten. Es gibt sehr wenige Schallplatten von ihm. Was er tatsächlich hinterließ, sind seine Schüler, darunter mich. So kann ich weitergeben, was Koussevitzky mir vermacht hat: seine Art von Wärme und Hingabe, die jedes Konzert zur Gala machte. Ich meine: Wenn er die Bühne betrat, noch vor dem ersten Auftakt, war es schon ein Ereignis, eine große Feier. Das war seine Qualität. Ich glaube nicht, daß man das erlernen kann.

WELT: Kann man dirigieren lehren?

Bernstein: Fritz Reiner konnte es. Er übte, rein technisch, was das Dirigieren betrifft, auf mich den stärksten Einfluß. Er war der einzige, der über eine lehrbare Technik verfügte. Er benutzte einen sehr langen Taktstock und bewegte seinen Körper kaum. Nur diesen kleinen Stab. Und mit ihm tat er erstaunliche Dinge. Von hinten konnte man kaum erkennen, daß er überhaupt dirigierte. Und das ist der Grund, weshalb er es nie richtig geschafft hat, an die Spitze zu kommen.

Als ich die New Yorker Philharmoniker übernahm, war eine meiner ersten Handlungen, ihn als Gastdirigenten einzuladen. Er war ein wenig verbittert. Er war schließlich mein Lehrer gewesen, und da war ich, der alberne kleine Student, der die Philharmoniker dirigierte, und er sollte nur Gast sein.

Aber ich bestand darauf, daß er kam. Er hätte wirklich anerkannt werden müssen, nun endlich in New York mit seinen verdammten Kritikern, die nie verstanden hatten, was für ein großer Mann er war. Er kam denn auch, dirigierte wunderbar – und keiner erkannte es. Ich konnte die Philharmoniker nicht überzeugen, ihn ein zweites Mal einzuladen. Man hatte ihn von hinten ganz einfach nicht dirigieren sehen.

WELT: Das unterscheidet aber Reiner erheblich von Ihnen.

Bernstein: Ach ja? Haben Sie meine Reiner-Technik bislang nicht bemerkt? Jeder lernt eben auf seine Weise. Trotz Reiner (und auch noch 15 Jahre danach) habe ich übrigens keinen Taktstock benutzt, sondern mit nackten Händen dirigiert wie Mitropoulos.

***WELT:** Wozu dient dann der Taktstock?*

Bernstein: Nun – er spart eine Menge Energie. Ein Geringeres an Bewegung reicht mit einem Taktstock weiter. Neulich aber sagten mir einige Orchestermitglieder: „Wissen Sie, es war wunderbar, als Sie den Stock weglegten. Irgendwie war es sogar deutlicher ohne Stab. Es kam direkt aus Ihrem ... was auch immer ..."

Ich fand das sehr interessant. Aber ich glaube, ich bin zu alt, um ohne Stab zu dirigieren. Es ist, als ob man 15 Runden in einem Boxring kämpft.

Aber glauben Sie mir: Reiner hatte einen bedeutenden Einfluß auf mich. Er war ein großer Gelehrter der Musik. Als Studenten hatten wir alle Angst vor ihm. Wir trauten uns kaum, uns zu bewegen, denn er war sehr streng. Er schaute einen über die kleine Brille hinweg an und stoppte einen mitten im Takt der Vierten von Brahms und sagte: „Aus. Was spielt die 2. Klarinette?" Man wußte gar nicht, ob gerade in diesem Takt eine 2. Klarinette war. Doch wußte man's nicht, flog man raus. Reiner war ein Tyrann, und deshalb lernten wir fabelhaft. Manche konnten das nicht ertragen. Sie gingen ab oder drehten durch oder mußten ins Krankenhaus. So ernst war das.

WELT: Das war auch noch die Generation der Angstmacher.

Bernstein: Ich glaube nicht, daß ich jemals ein Angstmacher war. Als Dirigent hätte ich mich nie aufführen können wie Toscanini, Reiner, Koussevitzky. Die schmissen die Leute raus, weg, jeden, jederzeit. „Schuster", pflegte Toscanini zu Orchestermusikern zu sagen, „raus!" Dann wurden die Gewerkschaften mächtiger, und diese tyrannischen Methoden funktionierten nicht mehr. Bis dahin zitterten die Leute buchstäblich. Ich könnte nie so handeln. Es entspricht nicht meiner Natur. Ich mache Kammermusik. Wir spielen gemeinsam. Ich fühle mich nicht als Autorität am Pult.

WELT: Aber Sie haben diese Autorität doch von vornherein.

Bernstein: Ich habe eine bestimmte Autorität, denn ich vertrete die Komponisten. Damit habe ich den Musikern auf der Bühne eine ganz besondere Botschaft zu bringen. Ob ich recht habe oder nicht, ich komme als der persönliche Vertreter Haydns, Brahms', Mahlers, wessen auch immer. Denn ich bin der einzige, der (hoffentlich!) alle Informationen im Kopf hat, und diese muß ich weitergeben und ausbalancieren. Kein anderer auf der Bühne kann das. Ich habe also ein besonderes Privileg, eine besondere Verantwortung. Aber das bedeutet nicht, daß ich das Recht habe, Menschen wegzuschmeißen. Das könnte ich nie. Wenn sie nicht aus Liebe zur Musik spielen, dann kann ich nicht dirigieren.

„Beim Komponieren ein Gefühl wie im 7. Himmel"

WELT: Ich habe sehr bewundert, wie Sie bei den Proben erst einmal die Grundlagen für das Werkverständnis legten.

Bernstein: Danke sehr, das ist in Israel besonders schwierig. Da ist zunächst die Sprachbarriere, und ich meine nicht Hebräisch, sondern Russisch. Es gibt viele russische Einwanderer im Orchester, die Hebräisch noch nicht gut genug verstehen. Wenn ich also etwas auf Englisch sage, nicht auf Hebräisch, entsteht ein Gebrabbel. Aus einer Anmerkung von zehn Sekunden werden zwei Minuten im Hin und Her. Das ermüdet sehr. Es ist nie richtig ruhig auf der Bühne, und manchmal denke ich einfach: „Ich kann nicht mehr." Es ist zu schwierig, jeden Augenblick die Aufmerksamkeit von allen zu haben. Es ist die schwierigste Art zu arbeiten, aber sie ist es wert.

WELT: Als Sie zwölf Jahre lang die New Yorker Philharmoniker leiteten, war es natürlich einfacher.

Bernstein: Es war ein Orchester, das alles spielen und seinen Stil jederzeit ändern konnte, wie es dem jeweiligen Komponisten entsprach. Ich wollte keinen „philharmonischen" Klang. Ich hasse das – den berühmten Sound von Philadelphia oder Cleveland. Ich war sehr stolz auf diese Arbeit und habe versucht, das mit jedem Orchester zu machen, das ich dirigiere: den Klang des Komponisten zu finden, nicht meinen eigenen Klang.

WELT: Aber es geht Ihnen ja nicht nur um Klang, sondern um viel Schwierigeres, zum Beispiel um das Jüdische bei Mahler. Ist das nicht ein gefährliches Thema?

Bernstein: Sehr gefährlich. Alle Leute sprechen von diesem Element in Mahlers Musik. Jeder verspürt so etwas. Wenn man diesem Element eine negative Bedeutung beimessen will, kann man das durchaus, und das Dritte Reich tat das, um die Musik als illegal abzustempeln. Auf der anderen Seite ist das aber ein höchst positives Element und gibt Mahler eine Menge seines originalen Klanges. Er war der letzte auf dem langen Marsch deutscher sinfonischer Tradition, nicht wahr? Österreichisch-deutscher Tradition. In seiner Musik ist Bruckner, ist Wagner, ist Bach, Mozart, Schubert. Aber das alles macht noch nicht den Klang von Mahler. Wie erklärt sich also dieser einheitliche Faktor, diese bis zum Zerspringen hochgetriebene Spannung? Mahler versucht, das in seinen Partituren zu sagen, zum Beispiel „äußerst" dies ... und „soviel wie möglich" das und das. Es geht fast über das hinaus, was ein Mensch ertragen kann. Aber was ist es, das diesen eigentlich eklektischen Stil zusammenhält und ihn wie Mahler klingen läßt? Einer dieser Faktoren ist wohl die „Jüdischkeit", was immer das bedeutet. Es ist nicht das Hebräische, es ist nicht der Judaismus. Es ist „Jüdischkeit" (Bernstein gebraucht diesen Ausdruck in deutscher Sprache, die Red.). Es hat etwas mit Lingua Franca aus den Gettos der Welt zu tun; Jahrhunderte und Jahrhunderte spiegeln sich in dieser Musik. Ich finde das wirklich außergewöhnlich. Aber man braucht ein bißchen Mut, das Thema überhaupt zu diskutieren und diese Eigenschaft als positiv zu analysieren.

WELT: Wann haben Sie eigentlich Mahler für sich entdeckt?

Bernstein: Als Student auf der Harvard Universität. Ich hatte einen Zimmerkameraden, der Musik liebte. Er war kein Musiker. Aber er besaß viele Schallplatten, das waren 78er natürlich, sehr schlecht, voller Kratzer, darunter Mahlers Vierte unter Bruno Walter und das „Lied von der Erde". Das waren die beiden Stücke, die ich zuerst hörte. Vor Verzückung bin ich fast gestorben. Ich war 16 oder 17 Jahre alt. Er besaß auch Stokowskys „Sinfonische Synthese von Tristan und Isolde". Ich weiß nicht, ob Sie das je gehört haben, etwa 14 Schallplatten, kaum zu tragen. Stokowsky hatte aus allen drei Akten gewissermaßen eine Sinfonie gemacht. Er sprang dabei etwa vom dritten auf den zweiten Akt über. Ein riesiges Arrangement, vom Orchester allein gesungen, dem Philadelphia Orchester, ohne Flagstad und Melchior. Das war und ist noch immer für mich der schönstgespielte „Tristan", den ich je gehört habe. Ich habe mich Hals über Kopf in Mahler und Wagner verliebt. Ich kannte bis dahin auch keinen Wagner. Ich kannte nicht viele Opern.

„Carmen" ja – die hatte ich sogar zuhause aufgeführt mit neu geschriebenen Texten, wobei die Geschlechter getauscht wurden. Ich selbst spielte die Carmen, meine Freundin Beatrice Gordon war Don Jose. Dana Schnitkind – mein Gott, was ist aus ihm bloß geworden? – mit einem sehr starken Bartwuchs für seine 14 Jahre, ein dunkler, rauher, haariger Junge, war Micaëla. Es war zum Schreien, und wir nahmen 25 Cents Eintritt. Meine kleine Schwester, neun Jahre alt, lispelte einen Prolog, den ich für sie geschrieben hatte, damit man überhaupt die Handlung verstand. Ihr fehlten ein paar Vorderzähne. Es war zum Schreien.

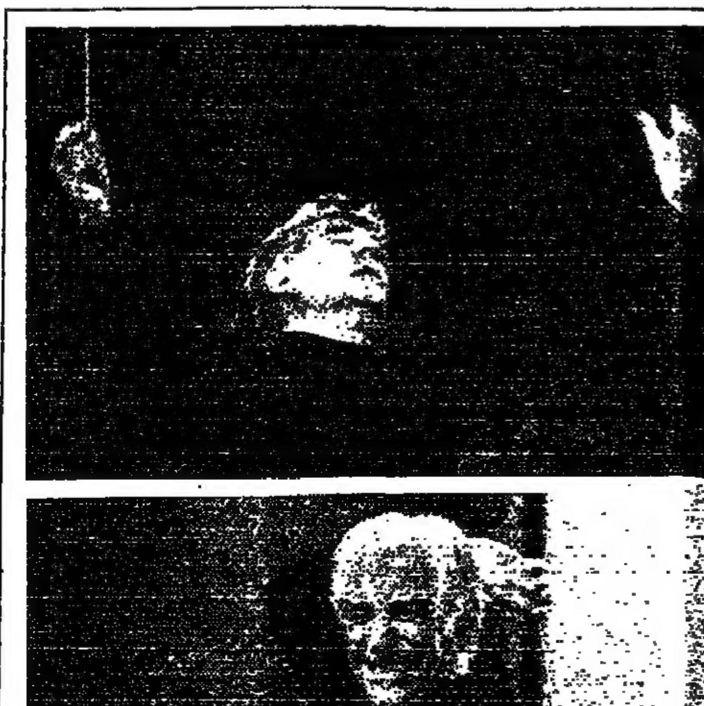
Übrigens – diese Geschichte von meiner „Carmen im Fummel" habe ich noch keinem erzählt. Sie sind der erste. Etwas ist mir wohl aus dieser Zeit geblieben. Zusammenarbeit auf jedem Gebiet ist noch immer meine Lieblingsbeschäftigung. Darum ist das Alleinsein beim Komponieren für mich sehr leidvoll. Ich fühle mich einsam dabei. Aber sobald ich begonnen habe, fühle ich mich wie im Himmel und möchte niemanden sehen. Das kann dann Monate andauern.

WELT: Sie komponieren, Sie dirigieren. Sie sind Pianist. Sie halten Vorlesungen – und alles höchst erfolgreich. Was tun Sie eigentlich nicht?

Bernstein: Es gibt viele Dinge, die ich nicht tue. Ich schreibe keine Libretti, ich inszeniere die Opern nicht, die ich dirigiere. Und was den Erfolg betrifft: Ich war meist erfolgreich, Interviews auszuschlagen. Bei Ihnen war ich erfolglos. Sie sind mir bis nach Israel gefolgt. Das war sehr nett.

WELT: Danke, danke vielmals.

Bernstein: Nun gut – es bleiben immer noch viele Dinge, die ich getan habe. Aber es gibt nichts darunter, was ich bereue, getan zu haben. Die Vorsehung, das Schicksal, die Götter oder wie immer man das nennen will, haben mir viele Vergünstigungen gewährt. Ich finde, ich bin einer der glücklichsten Menschen, die ich gesehen habe. Ich hatte nicht nur ein Leben, ich hatte mindestens fünf. Dafür bin ich dankbar, und wenn ich in zehn Minuten sterben müßte („speien wir dreimal gegen den Teufel"), würde ich nicht protestieren. Ich habe ein erfülltes Leben gehabt.





Schlagfertig, nachdenklich, hingebungsvoll und beredt

Zwei Stunden Zeit aus Leonard Bernstein herauszuschlagen, der notorisch mit den Minuten spart (um leichthändig Stunden anschließend zu verschwenden), ist keine geringe Kunst. Wo soll das Treffen stattfinden? Und wann? In New York? Oder besser in Wien? Am besten wohl in Tel Aviv. Dort hält sich Bernstein drei Wochen lang auf. Er probt mit dem Israel Philharmonic Orchestra. Er bereitet Konzerte vor. Er spielt Schallplatten ein. Er arbeitet an Vorträgen. Er hält Auditionen. Halb Israel scheint unablässig um ihn zu kreisen.

„Schön, Sie zu sehen", sagt er, „wie lange haben Sie Zeit? Sechs Tage? Na wunderbar. Wir sehen uns wieder." Und das tut man in der Tat tagtäglich. Jedesmal heißt es: „Wie lange sind Sie noch da? Drei Tage? Dann haben wir ja noch viel Zeit." Erst am letzten Tag, im letzten Augenblick ist es wirklich so weit. Nachmittags um drei, beim Frühstück, gestattet Bernstein, ihm das Mikrofon zwischen Rührei und Saftglas zu pflanzen. Er ist in bester Bernstein-Verfassung, ausgeschlafen, schlagfertig, nachdenklich, hingebungsvoll – nicht weniger eloquent denn als Dirigent.

Er macht Musik, mit wem es ihm gerade beliebt: mit seinen New Yorker Philharmonikern, mit den Philharmonikern in Wien, mit dem Concertgebouworkest Amsterdam. Mit diesen drei Orchestern spielt er für die Compact Disc gerade alle Mahler-Sinfonien neu ein, für die er ein Bahnbrecher war, als er sie in den sechziger Jahren als erster zyklisch aufnahm. Jetzt beginnt Bernstein die Auseinandersetzung mit dem Œuvre Mahlers in reifem Alter von neuem.

Bernstein ist in diesem Jahr 68 geworden. Doch sein Bestseller als Komponist ist „West Side Story" geblieben, das erste tragische Musical am Broadway und seit drei Jahrzehnten ein Welterfolg. Bernstein könnte von den Tantiemen aus diesem Stück reich und geruhsam leben. Aber zu seinen vielfältigen Begabungen als Komponist, Dirigent, Pianist, Autor, Moderator, Fernsehstar zählt eine nicht: Bernstein hat nicht das geringste Talent zum Rentner.



FOTOS: ACTIONPRESS/NEUPER/AUERSACH

Briefe an DIE WELT

DIE WELT, Godesberger Allee 99, Postfach 200 866, 5300 Bonn 2, Tel. 0228/30 41, Telex 8 85 714

Staatshilfe für den Wein

„Moseltaler Irrwege": WELT vom 12. November

In dem Beitrag von Herrn Neander, den ich ansonsten als exzellenten weinkundigen Journalisten schätze, werden nicht nur die 300 000 Mark Staatshilfe für den neuen gebietstypischen „Moseltaler" kritisiert, sondern auch mein Verlangen nach einer flexibleren Handhabung bei den Leseterminen für spätlesegeeignete Trauben.

Hierzu ist generell festzustellen, daß die Vorschrift für die Lesetermine keine besondere Bestimmung für die Mosel ist, denn sie ist in Paragraph 4 des Weingesetzes des Bundes verankert.

Besonders in diesem Jahr hat sich aber gezeigt, daß die starre Regelung, wonach Spätlesen frühestens sieben Tage nach der Hauptlese eingebracht werden dürfen, im konkreten Fall niemand nutzte, aber allen schadete: Nach der starren Regelung durfte erst an einem Montag begonnen werden. Aber bereits am Freitag und Samstag war klar, daß die Vegetation, also auch der Zuwachs an Öchslegraden, beendet war, andererseits aber für Montag eine Schlechtwetterperiode angesagt war, die dann tatsächlich auch eintrat. Die Folge war, daß ab Montag die Qualität nicht höher, sondern niedriger war.

Die Konsequenz daraus: etwas mehr behördliche Beweglichkeit in ähnlichen Fällen, nicht nur an der Mosel, sondern in allen weinbautreibenden Ländern. In diesem Jahre haben viele Winzer die amtliche Starrheit mit erheblichen finanziellen Einbußen bezahlt!

Auch ich selbst: aber ich bin nur Hobby-Winzer, also nicht existentiell geschädigt.

Klaus Weinmann, Traben-Trabach
SPD-MdL des Landtags Rheinland-Pfalz

*

In seinem Kommentar übt Herr Neander Kritik an der Bereitstellung von 300 000 Mark Landesmitteln für die Markteinführung des neuen moseltypischen Gebietsweines „Moseltaler". Er meint, hier werde das falsche Rezept befolgt, statt des Weines das Weinetikett zu „pflegen".

Darum geht es nun überhaupt nicht. Ziel des Projektes „Moseltaler" ist vielmehr, auf dem internationalen Markt ein kontinuierliches Angebot von Weinen hoher Qualität mit einem leicht wiedererkennbaren Erscheinungsbild und einem gleichbleibenden Produktprofil zur Verfügung zu haben. Gerade der Export verlangt solche Angebote, wie eingehende Marktuntersuchungen erwiesen haben. Dies ist beileibe kein Patentrezept zur Lösung der vielschichtigen weinbaulichen Probleme, vor allem kein schnellwirkendes. Große Anstrengungen werden zur Zeit in großer Solidarität von der gesamten Weinwirtschaft des Gebietes in dieser Richtung unternommen. Das Land Rheinland-Pfalz gibt dazu einen einmaligen Startschuß. Selbstverständlich muß die betroffene Wirtschaft die erforderlichen Werbemittel in den kommenden Jahren selbst aufbringen. Aber eine angemessene Hilfe zur Selbsthilfe ist – wie auch in anderen Fällen – sicherlich zu rechtfertigen.

Dr. Dieter Schnitzius, Bezirksregierung Trier

Über die Opfer des Kriegs

„Die Täter waren nicht sie ...": WELT vom 17. November

Alfred Dregger, der Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, hat in der Bonner Feierstunde eine insgesamt sehr bemerkenswerte Rede gehalten. Dabei ist er für die Ehre der Soldaten der Wehrmacht eingetreten und hat Ehrfurcht vor allen Gefallenen gefordert, die sich ehrenhaft verhalten haben.

So selbstverständlich eine solche Auffassung sein sollte, so selten wird sie von deutschen Politikern ausgesprochen. Dr. Dregger ist auch dem Vorwurf der Mitwisserschaft der meisten Soldaten an Untaten des damaligen Regimes entgegengetreten und hat sich nicht gescheut, auch die Ausnahmen zu nennen. Das war eine deutliche Zurechtweisung für manche anmaßende Aussage in letzter Zeit.

Die Generation der Frontsoldaten, vor allem aber die Hinterbliebenen unserer Gefallenen werden Herrn Dr. Dregger Dank wissen für seine Klarstellung.

Erich Wittor, Oberst a. D. Hermannsburg

*

Herr Dregger fordert im Rahmen des Volkstrauertages für die gefallenen deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges die „gleiche Ehrfurcht" wie für die Opfer der NS-Gewaltherrschaft, und zwar im Rahmen einer gemeinsamen Trauerbekundung für beide Seiten.

Sofern ein Bedürfnis danach bestehen sollte, Grade von Ehrfurcht zu bemessen, bleibt es jedem einzelnen überlassen, dies nach eigenen Kriterien zu tun und sich dabei zu fragen, wie, wodurch und wofür die einen und die anderen ihr Leben lassen mußten.

Völlig abwegig ist jedoch Herrn Dreggers Argumentation, es gehe nicht an, „die toten deutschen Soldaten den anderen Opfern als Täter gegenüberzustellen". Niemand unterstellt pauschal der großen Mehrheit der Gefallenen, sie seien „Täter" in der Vernichtungsmaschine der Nationalsozialisten gewesen.

Die meisten der Gefallenen waren über das Ausmaß der Vernichtungsmaßnahmen nicht unterrichtet. Andererseits waren allen Deutschen die verbrecherischen Verfolgungsmaßnahmen und brutalen Menschenrechtsverletzungen jenes Staates, für den sie kämpften, hinreichend bekannt. Bekannt waren ihnen die Nürnberger Gesetze, die Kristallnacht mit brennenden Synagogen und zahllosen Verhaftungen Unschuldiger. Das Bestehen von Konzentrationslagern war offiziell bestätigt worden. Menschen mit dem Judenstern mußten jedem begegnet sein.

Jeder gewaltsame Tod eines Menschen ist zu betrauern. Jedoch eine Gemeinsamkeit herstellen zu wollen zwischen jenen, die durch das, was als soldatische Pflichterfüllung gilt, die Vernichtungsmaßnahmen überhaupt erst ermöglichten, und den Vernichteten selber, ist – für beide Seiten – unannehmbar und zutiefst taktlos.

David Jacobsohn, Norderstedt

„Pax Christi"

„‚Pax Christi' und das Wort vom ‚Drohsystem'": WELT vom 12. November

Sehr geehrte Herren,

meines Erachtens stellt die Gruppe „Pax Christi" derzeit ein Paradebeispiel dar für kommunistische Unterwanderung der katholischen Kirche.

Die Misere kann nur behoben werden, wenn sich „Pax Christi" dazu durchringt, der unheiligen Allianz mit Kommunisten und DFU öffentlich und in aller Form abzuschwören.

Mit freundlichen Grüßen
P. Martin Löffler SJ, München 40

*

Auf Einladung von „Pax Christi" stellte am 13. 11. 1986 in einem katholischen Pfarrzentrum in München der Schriftsteller Dieter Lattmann 15 Thesen „zur Überwindung des Antikommunismus" auf, die einer Propagandakampagne und Wanderausstellung der kommunistisch infiltrierten Deutschen-Friedens-Union zugrunde liegen. Daraus sei nur eine einzige Stelle zitiert, die sich auf die „gegen die Abrüstungs- und Friedensbemühungen gerichteten" Menschenrechtsinitiativen bezog, die auch von katholischer Seite zum KSZE-Nachfolgetreffen in Wien unternommen wurden:

„Was aber viele bürgerliche Menschen besonders in christlichen Friedensinitiativen oder bei den Grünen wie an der Basis anderer Parteien immer wieder nicht für möglich halten, das ist die kalte Berechnung, das sind *die demagogische Absicht und die* Durchtriebenheit, mit der das Verlangen nach Menschenrechten vom ideologischen System des Antikommunismus und seiner Agitatoren in Anspruch genommen wird. Da wird die Sensibilität für Menschenrechte, die so leicht anzusprechen ist wie die Gutgläubigkeit, in einem fort für Interessen der Machterhaltung mißbraucht." Man muß die beiden Sätze schon zweimal lesen, um die dialektische Infamie ihres Inhaltes zu erkennen. Der Vortrag endete mit einhelligem Beifall der Anwesenden.

Mit freundlichen Grüßen
Meinrad Frhr. v. Ow, München 40

Gehorsam

„US-Bischöfe beugen sich dem Vatikan": WELT vom 14. November

Sehr geehrte Herren,

die Überschrift hat mich sehr verwundert. Eine andere Zeitung brachte zum gleichen Vorgang einen Artikel mit der Überschrift: „Gemeinsam stellen sich die Bischöfe der Vereinigten Staaten hinter die Entscheidungen des Vatikans."

Wenn Sie von „beugen" sprechen, fehlt offenbar das Verständnis für Gehorsam, den der Bischof der katholischen Kirche dem Papst verspricht.

Gerhard Küpper, Prälat Euskirchen

Wort des Tages

„Es ist die Natur der Parteien, ihre ursprünglichen Feindschaften weit fester zu bewahren als ihre ursprünglichen Grundsätze."

Thomas Macaulay, englischer Historiker und Politiker (1800–1859)

Doch Jungfrau

„Wenn man die alten Propheten zwingt, Deutsch zu sprechen"; Geistige WELT vom 15. November

Pinchas Lapides Ausführungen zu Matthäus 1,23 möchte ich nicht unwidersprochen lassen. Matthäus hat nicht „theologisiert", als er schrieb: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen ...", sondern einfach abgeschrieben. Er zitiert wörtlich den Text der Septuaginta, der griechischen Übersetzung der hebräischen Bibel aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Christus.

In dieser damals „amtlichen" Bibel der Griechisch sprechenden Juden wird das hebräische „almah" mit dem griechischen „parthenos" übersetzt, auf deutsch eindeutig „Jungfrau". Diese Deutung fordert auch der Textzusammenhang: „Daher wird der Herr selbst euch ein Zeichen geben." Normale Empfängnis und Geburt sind etwas Alltägliches und damit nichts Zeichenhaftes.

Auch an anderen Stellen der Bibel wird „almah" mit „parthenos" oder sinngleich mit „neanis" übersetzt. Bei der Brautwerbung Eliezers in Genesis 24,43 wird Rebekka almah bzw. parthenos genannt, in Exodus 2,8 die Tochter des Pharao, übersetzt mit neanis, ähnlich im Buch der Sprüche 30,19 und im Hohen Lied 6,8.

Übrigens kam die Behauptung, in Jesaias 7,14 sei almah mit parthenos falsch übersetzt, erst rund 400 Jahre später in jüdisch-christlicher Kontroverse auf, zum Beispiel im Dialog des Justinos mit dem Juden Tryphon. Ein Beweis, daß die traditionelle Deutung und Übersetzung falsch seien, konnte bisher nicht geführt werden.

Mit freundlichen Grüßen
Burghard Schmanck, Werne

Dauer-Skandal

„Die lange Spur des Gifts im Rhein": WELT vom 10. November

Sehr geehrte Damen und Herren,

der aktuelle Skandal ist der biologische Tod im Oberrhein durch 30 Tonnen Pestizide und Quecksilber-Verbindungen. Der bislang kaum diskutierte Dauer-Skandal ist die potentielle Vergiftung von Wasser und Boden durch 30 000 Tonnen Pestizide, die jedes Jahr im Rahmen der „ordnungsgemäßen" Landwirtschaft versprüht werden.

Der Sachverständigenrat für Umweltfragen der Bundesregierung spricht in seinem Landwirtschaftsgutachten vom März 1985 in diesem Zusammenhang von einem „nur lückenhaft bekannten Umweltgefährdungspotential". Denn viele Abbau- und Umwandlungsprodukte von Pestiziden sind analytisch noch überhaupt nicht im Griff. Einige Wirkstoffe werden so fest in Ton- und Humusteilchen eingebaut, daß sie mit den üblichen Analysemethoden nicht mehr nachweisbar sind. Vielfach wurden diese Umwandlungsprodukte deshalb fälschlicherweise als abgebaut angesehen. Hierzu stellt der Sachverständigenrat fest: Das Verhalten dieser Umwandlungsprodukte ist mit einem „nicht abschätzbaren Risiko behaftet".

Sicher ist es absolut notwendig, die Lagerhaltung und den Brandschutz für Chemikalien zu verbessern (Unterteilung von Lagerhallen mit Brandschutzmauern, alternative Löschmittel, Löschwasser-Rückhalt!). Gleichzeitig muß aber auch die Produktion und der Einsatz von Pestiziden im heutigen Umfang hinterfragt werden.

Mit freundlichen Grüßen
Dipl.-Biol. Nikolaus Geiler, Freiburg/Br.

Innen morsch

„So macht sich die Kirche verächtlich und verhaßt": WELT vom 31. Oktober

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Ausführungen von Professor Huntemann zeigen einige Gründe dafür auf, warum die evangelische Kirche in der Gegenwart nicht mehr ernst genommen werden kann und jegliche Substanz und Vollmacht verloren hat.

Aber der Bremer Pfarrer nennt nicht so radikal Roß und Reiter – was den Verfall des modernen Protestantismus angeht –, wie das heute nötig ist. Das Luthertum wird von innen heraus ausgehöhlt und morsch. Ein Wurm, der an ihm nagt, nennt sich „Gott-ist-tot-Theologie" und hat in Bultmann, Käsemann und Sölle einige ihrer namhaften Vertreter. Dazu gesellen sich andere lebensbedrohende Schädlinge in Form rot-grüner Kanzelredner, die im Vollzug uneingeschränkten Pluralismus unter dem weiten Dach „evangelische Kirche" Platz und Raum finden.

Es bleibt freilich einzuschränken: Auch das protestantische Lager weist noch bibeltreue Pfarrer und Prediger auf, die in der gutgemeinten Absicht, dort Licht und Salz sein zu können, in dem Zug bleiben, der mit steigernder Geschwindigkeit dem Abgrund entgegenfährt.

Aber diese Männer sitzen einem gefährlichen Irrtum und Kurzschluß auf, denn sie vergeuden ihre Zeit und Kraft am falschen Platz und Objekt und konnten bisher am Verfall nichts aufhalten.

Einmal davon abgesehen, daß für viele von ihnen die eigentliche Alternative nicht heißt: „Landeskirche oder Freie Gemeinde", sondern „Beamtenbezüge nach BAT 14 oder finanzielle Unsicherheit", wie sie Jesus selbst und auch der Apostel Paulus praktiziert haben.

Jedenfalls würde durch entschiedenes Auf- und Austreten der Evangelikalen aus einer Kirche, die nur noch als Verstärker des gängigen Zeitgeistes agiert, den liberalen Kirchenleitungen der Boden entzogen – und zwar durch fehlende Kirchensteuermittel.

Mit freundlichen Grüßen
Max Stegk, Untermünkheim-Suhlburg

Mehr Freiheit

„Selektive Käufe"; WELT vom 5. November

Sehr geehrte Damen und Herren,

bezüglich der Pelikan-Börseneinführung, geprägt durch die „Marktregulierungs-Notbremse" in Form von 100 000 Aktien, die die Konsortialbanken zur Marktbeeinflussung zurückhielten, stellt sich für Kapitalanleger die Frage, ob sie damit als „unmündige Sandkastenspieler" klassiert werden sollen.

Ist es wirklich notwendig, mit dieser „Politik der Notbremse" Preisübertreibungen, wie zum Beispiel bei Puma, entgegenzuwirken?

Kapitalanleger sind kalkulierende Investoren und keine unmündigen Kinder, zumal sie selber wissen sollten (auch aufgrund der Unternehmenskennzahlen), welchen Preis sie für eine Aktie bereit sind zu bieten.

Während London mit dem „Big Bang" (der Liberalisierung des Börsenplatzes) in das 21. Jahrhundert eilt, entwickeln wir fortwährend die unnötige Vorliebe für Regulierungsmechanismen anstelle eines eindeutigen Votums zugunsten des freien Marktes.

Mit freundlichen Grüßen
Philipp Neuhaus, Wien

Personen

GEBURTSTAG

Seine Memoiren hat er noch nicht geschrieben. Anlaß und Stoff genug gäbe es. Nicht zuletzt die Feier des 80. Geburtstags wäre ein Grund gewesen, auf die Abenteuer eines Pianisten in acht Jahrzehnten zurückzublicken, auf ein an Erfahrungen, Begegnungen, Erinnerungen gesättigtes Leben, das für **Conrad Hansen**, den einstigen Meisterschüler Edwin Fischers, mit dem Status eines reisenden Wunderkindes sozusagen öffentlich zu werden begann. Heute feiert Hansen, seit 40 Jahren in Hamburg neu beheimatet, die Vollendung seines 80. Lebensjahres. Vor allem: Er wird gefeiert als einer der letzten deutschen aktiven Pianisten von internationalem Ruf. Große Dirigenten wie Mengelberg, Furtwängler, Böhm, Celibidache, Richard Strauss und Jochum sind mit Hansens Solistenlaufbahn verbunden, die ihm, neben der Förderung des klavierbeflissenen Nachwuchses, auch für die Zukunft am Herzen liegt.

EHRUNGEN

Mit dem Preis des Historischen Kollegs ist in München Professor **Arno Borst** ausgezeichnet worden. Der mit 40 000 Mark dotierte Preis wurde von dem Schirmherrn des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, Bundespräsident **Richard von Weizsäcker**, im Rahmen eines Festaktes in der Bayerischen


Arno Borst

Akademie der Wissenschaft überreicht. Die zahlreichen prominenten Gäste aus Wissenschaft, Wirtschaft und öffentlichem Leben wurden von dem neuen bayerischen Minister für Wissenschaft und Kunst, Professor **Wolfgang Wild**, begrüßt und anschließend zu einem Empfang im Kaisersaal der Münchner Residenz gebeten. Der vom Stiftungsfonds der Deutschen Bank ausgesetzte Preis wird alle drei Jahre vergeben. Professor Borst wirkt seit 1968 an der Universität Konstanz als Ordinarius für Geschichte. Seine 1953 als Buch erschienene Dissertation „Die Katharer" gilt noch heute als Standardwerk.

*

Anläßlich der Vollendung seines 75. Lebensjahres erhielt der leitende Polizeidekan, Prälat **Ludwig Creder** aus Düsseldorf, das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Der nordrhein-westfälische Innenminister **Herbert Schnoor** überreichte dem seit 35 Jahren in der Polizeiseelsorge tätigen Prälaten die Auszeichnung. Prälat Ludwig Creder war maßgeblich an dem Zustandekommen der Vereinbarung zwischen dem Land Nordrhein-Westfalen und den Diözesen Aachen, Essen, Köln, Münster und Paderborn über die katholische Polizeiseelsorge beteiligt.

*

Professor Dr. **Dusan Zachar** aus der Tschechoslowakei erhält den mit 20 000 Mark dotierten Wilhelm-Leopold-Pfeil-Preis der Hamburger Stiftung F. V. S. Die Auszeichnung wird an Persönlichkeiten im europäischen Raum verliehen, die sich um eine beispielhafte Waldwirtschaft verdient gemacht haben.

RUHESTAND

Nach über 30jähriger Tätigkeit bei dem Historischen Archiv des Erzbistums Köln tritt Dr. **Jakob Torsy** (78) in den Ruhestand. Einen ungewöhnlichen Erfolg hatte der weit über das Rheinland hinaus bekannte Kenner der Heiligen- und Reliquienverehrung mit seinem Buch „Der große Namenstagskalender", von dem inzwischen elf Auflagen gedruckt wurden.

UNIVERSITÄT

Professor Dr. **Hans Becker** vom Institut für Pharmazeutische Biologie der Universität Heidelberg hat einen Ruf auf den Lehrstuhl für Pharmakognosie und Analytische Phytochemie an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken erhalten.

*

Professor Dr. **Wolfgang Roether** vom Institut für Umweltphysik der Universität Heidelberg hat einen Ruf auf den Lehrstuhl für Physikalische Ozeanographie in den Polargebieten an der Universität Bremen erhalten.

*

Professor Dr. **Wolfgang Küsswetter** von der Universität Würzburg ist auf den Lehrstuhl für Orthopädie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen berufen worden.

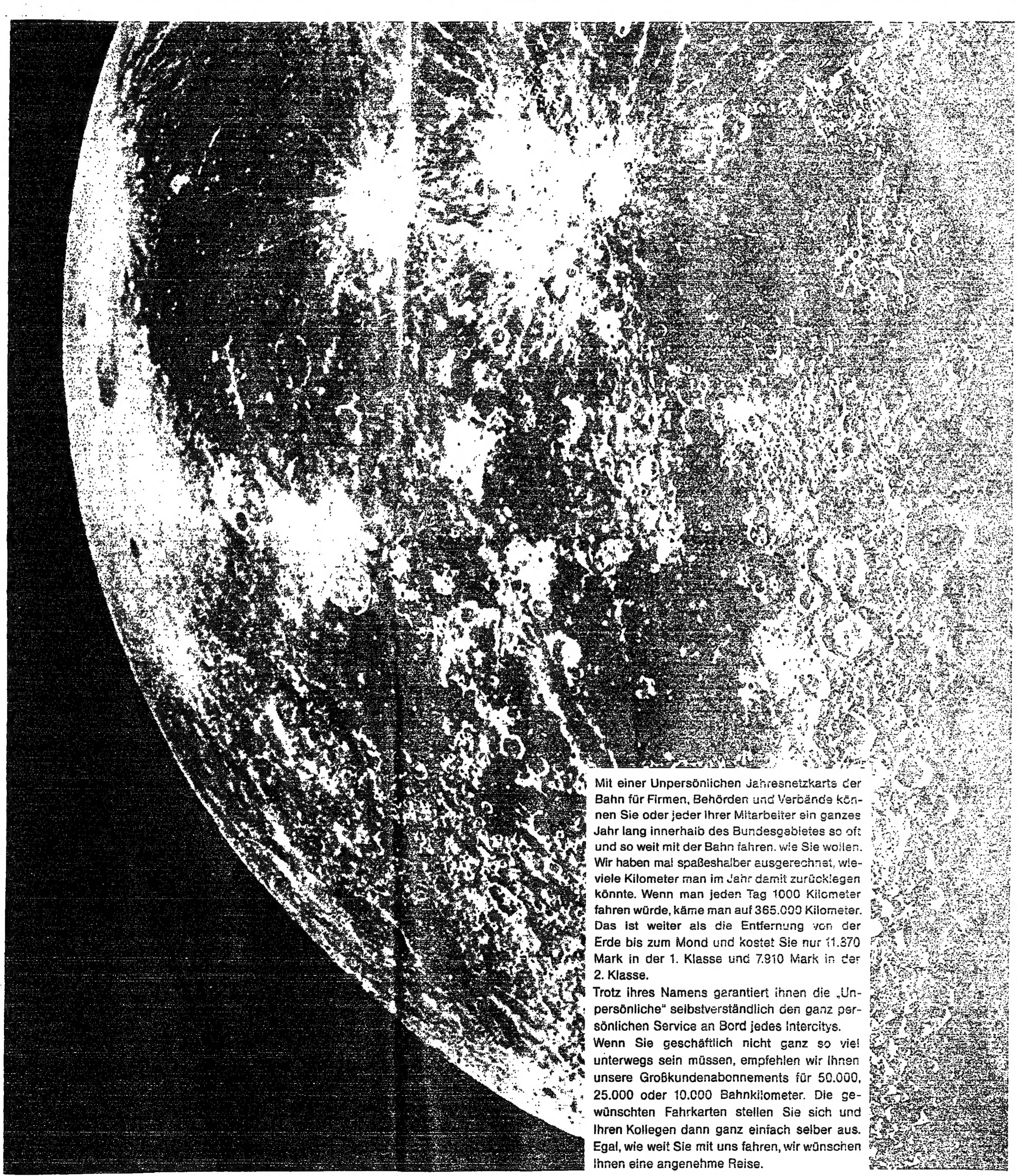
WAHL

Der Hamburger Versandhauschef **Michael Otto** wurde vom Münchener „Industriemagazin" zum Manager des Jahres 1986 gekürt. Eine Jury aus 20 Journalisten aller Medien wählte den 43jährigen, weil er „seinen Konzern zum größten und bisher einzigen global tätigen Versandhaus" ausgebaut habe. Auf den Plätzen folgten **Helmut Werner** (Conti-Gummi), **Klaus Götte** (MAN), **Reiner Gohlke** (Bundesbahn) und **Mark Wössner** (Bertelsmann).

GESTORBEN

Der deutsch-amerikanische Industrielle **Hans Stauffer** ist im Alter von 85 Jahren in Bronxville (New York) gestorben. Stauffer war Präsident der Stauffer Chemical Co. von 1954 bis 1975. Aus Osthofen bei Worms gebürtig, wanderte Stauffer 1920 in die Vereinigten Staaten ein, um dem Unternehmen beizutreten, das sein Onkel John Stauffer 1885 in San Francisco gegründet hatte. Hans Stauffer wandelte das Unternehmen in eine Publikumsgesellschaft um und verlegte den Geschäftssitz nach New York. 1985 wurde Stauffer Chemical von Chesebrough-Ponds's Inc. für 1,25 Milliarden Dollar übernommen.

Wie weit Sie mit der Unpersönlichen Jahresnetzkarte kommen.



Mit einer Unpersönlichen Jahresnetzkarte der Bahn für Firmen, Behörden und Verbände können Sie oder jeder Ihrer Mitarbeiter ein ganzes Jahr lang innerhalb des Bundesgebietes so oft und so weit mit der Bahn fahren, wie Sie wollen. Wir haben mal spaßeshalber ausgerechnet, wieviele Kilometer man im Jahr damit zurücklegen könnte. Wenn man jeden Tag 1000 Kilometer fahren würde, käme man auf 365.000 Kilometer. Das ist weiter als die Entfernung von der Erde bis zum Mond und kostet Sie nur 11.870 Mark in der 1. Klasse und 7.910 Mark in der 2. Klasse.

Trotz ihres Namens garantiert Ihnen die „Unpersönliche" selbstverständlich den ganz persönlichen Service an Bord jedes Intercitys.

Wenn Sie geschäftlich nicht ganz so viel unterwegs sein müssen, empfehlen wir Ihnen unsere Großkundenabonnements für 50.000, 25.000 oder 10.000 Bahnkilometer. Die gewünschten Fahrkarten stellen Sie sich und Ihren Kollegen dann ganz einfach selber aus. Egal, wie weit Sie mit uns fahren, wir wünschen Ihnen eine angenehme Reise.

DB Die Bahn

Verwirrung um die US-Strategie

Perle wiederholt die Positionen von Reykjavik / Europäische Bedenken nicht mehr relevant?

FRITZ WIRTH, Washington

Die Position der Reagan-Administration in den Abrüstungsverhandlungen mit den Sowjets seit dem Gipfeltreffen von Reykjavik ist in den vergangenen Tagen sehr unübersichtlich geworden.

Eine Reihe von Signalen, die die Administration in der vergangenen Woche ausgesandt hatte, und die andeuteten, daß sie die Bedenken der europäischen Verbündeten besonders hinsichtlich der Abschaffung aller ballistischen nuklearen Raketen innerhalb der nächsten zehn Jahre zur Kenntnis genommen hat, wurden am Wochenende in einer Anhörung im Kongreß durch den Staatssekretär im Pentagon, Richard Perle, in Frage gestellt. Perle gab zu verstehen, daß die in Reykjavik in dieser Hinsicht gemachten Vorschläge nach wie vor die amerikanische Position darstellten.

Les Aspin, der Vorsitzende des verteidigungspolitischen Ausschusses im Repräsentantenhaus, vergewisserte sich mit der Rückfrage: „Unsere Position ist also weiterhin: Wir sind für null ballistische Raketen?" „So ist es", antwortete Perle. „Das heißt also, wenn die Sowjets dieses Dokument unterzeichnen würden – wir würden es ebenfalls tun?" „Wir würden", antwortete Perle. Er fügte dann hinzu: „Es ist jedoch inzwischen klar, daß die Sowjets diesen Vorschlag nicht mehr akzeptieren."

Nur wenige Tage zuvor noch hatte es deutliche Anzeichen dafür gegeben, daß sich die Reagan-Administration von dieser Position einer Null-Lösung bei den ballistischen Raketen entfernen würde. Das war in den Gesprächen Präsident Reagans mit Premierministerin Thatcher deutlich geworden, deren Schlußkommuniqué das Thema der ballistischen Raketen ausschloß. Statt dessen gab Reagan volle Unterstützung für das von Großbritannien geplante Trident-Programm.

Am vergangenen Montag machte Außenminister George Shultz in einer Rede in Chicago den Vorschlag, daß die USA auch nach einer vereinbarten Abschaffung aller ballistischen Raketen ein kleines Kontingent von ballistischen Raketen als eine Art „Versicherungspolice" behalten sollten. Bisher sollte nach amerikanischen Vorstellungen das SDI-Programm die Rolle dieser Versicherungspolice spielen.

Wenige Tage später hatte Kenneth Adelman, der Direktor der amerikanischen Abrüstungsbehörde, erklärt, daß der Vorschlag einer Abschaffung aller ballistischen Nuklearraketen in zehn Jahren „herabgestuft" werden solle. Er liege zwar noch technisch auf dem Verhandlungstisch, sei aber nicht mehr voll wirksam.

Die Äußerungen von Perle haben den vorsichtigen Rückwärtskurs von Shultz und Adelman wieder in Frage gestellt. Shultz erklärte denn auch am Wochenende, daß die Vorschläge in seiner Chicagoer Rede nur eine neue Idee gewesen seien, nicht aber bereits eine neue amerikanische Verhandlungsposition in dieser Frage.

Perle stellte im weiteren Verlauf der Anhörung fest, daß entgegen zahlreichen anderen Behauptungen keiner der Vorschläge, die der amerikanische Präsident in Reykjavik auf den Tisch gelegt habe, auf den Widerstand der Stabschefs im Pentagon gestoßen sei. Sie hätten lediglich zu bedenken gegeben, ob zehn Jahre für die Eliminierung ballistischer Raketen die richtige Zeitspanne seien. Er verwahrte sich außerdem gegen die Unterstellung des Ausschußvorsitzenden Aspin, daß die Vorstellung des amerikanischen Verhandlungsteams in Reykjavik „schludrig" gewesen sei.

Genscher grenzt sich von Union ab

Warnung vor Junktim zwischen Mittel- und Kurzstreckenraketen / Droht neuer Konflikt?

DIETHART GOOS, Bonn

Bei der Null-Lösung kündigt sich in der Bonner Regierungskoalition ein neuer Konflikt an. Während führende Unionspolitiker am Wochenende erklärten, die Beschränkung der Null-Lösung auf Mittelstreckenraketen sei sicherheitspolitisch nicht vertretbar, auch Kurzstreckenraketen müßten in die angestrebte Abmachung einbezogen werden, warnte Außenminister Genscher davor, die sich anbahnenden Verhandlungen der Großmächte mit zusätzlichen Forderungen zu belasten.

Auf dem Münchner CSU-Parteitag erklärte Ministerpräsident Strauß, er sei sich mit Bundeskanzler Kohl einig, daß eine Null-Lösung wegen der sowjetischen Übermacht bei den atomaren Kurzstreckenraketen für die Bundesrepublik Deutschland nicht erstrebenswert sei. Die Union befürworte nur dann die Null-Lösung auf dem Gebiet der Mittelstreckenraketen, wenn auch Kurzstreckenwaffen in den Vertrag einbezogen würden. Bundeskanzler Kohl erneuerte vor den Delegierten des CSU-Parteitages seine abrüstungspolitischen Grundsätze, wonach Kriege in Europa nicht führbar sein dürften und die Sicherheit Europas nicht von der Sicherheit der USA abgekoppelt werden dürfe. Sollten alle Mittelstreckenraketen abgezogen werden, würde aber der erste Grundsatz verletzt.

Zurückhaltender formulierte es Verteidigungsminister Wörner. Bei den Gesprächen über eine Null-Lösung müsse versucht werden, die Zahl der Flugkörper kürzerer Reichweite zu reduzieren und für Ost und West auch gleiche Obergrenzen festzulegen.

Außenminister Genscher warnte auf dem FDP-Bundesparteitag in Mainz vor einem Junktim zwischen Mittel- und Kurzstreckenraketen. Jenen, die bei der atomaren Abrüstung plötzlich Angst vor der eigenen Courage bekommen würden, müsse mit aller Klarheit gesagt werden: „Wir können uns eine Welt mit weniger Atomwaffen sehr wohl vorstellen." Jeder Schritt nuklearer Abrüstung, der die Sicherheitsinteressen beider Seiten beachte, sei ein Segen für die Menschen. Genscher fügte hinzu: „Wir Liberalen dürfen es nicht zulassen, wenn plötzlich die Abrüstung und nicht mehr der Rüstungswettlauf als die eigentliche Gefahr dargestellt werden."

Der SPD-Vorsitzende Brandt nannte es eine schlimme Situation, „wenn der Westen erst eine Null-Lösung bei atomaren Mittelstreckenwaffen fordert und dann, wenn er sie erreichen kann, sagt, das ist aber doch nicht das, was wir gewollt haben".

Momper will die FDP „pflegen"

hrk. Berlin

Die Sozialdemokraten haben Berlin offenbar zum Testfeld einer möglichen Zusammenarbeit mit den „Realos" unter den Grünen erkoren: Der neue Landeschef Walter Momper, Herausforderer von Eberhard Diepgen (CDU) bei den Wahlen 1989, kündigte an, er werde die AL auf ihre „Politikfähigkeit" prüfen. Dabei müsse sie zu „klaren Antworten auf klare Fragen" nach unverzichtbaren Punkten wie Berlin-Status, Staatsgewalt, West-Bündnis und Schutzmächte gezwungen werden.

Über die Stadt hinaus ist dies das wichtigste Signal nach der nur im Vorfeld durch mißgünstige „Hart-Linke" gefährdeten Wahl von Momper (174 Ja, 32 Nein): Nach jüngsten Umfragen kämen SPD (32 Prozent) und AL (14) heute zusammen auf denselben Prozentanteil wie die CDU (46).

Mompers balancereicher Versuch, allen Gruppen und Unter-Gruppen der bislang schwung- und ratlosen Landespartei neuen „Willen zur Macht" einzuimpfen, besaß einen weiteren Bundes-Aspekt: Momper will die sozialliberale Grundfärbung, die die Berliner FDP noch immer aufweist, offenbar langfristig nutzen.

Es sei ein „ehrgeiziges Ziel", 1989 mit der FDP zusammen eine rechnerische Mehrheit zu erlangen: „Es geht dabei nicht um eine Koalition, sondern darum, manches zu verhindern, was wir heute nicht verhindern können." Der sozialliberale Teil der Berliner FDP – mindestens acht der 12 FDP-Abgeordneten zählen dazu – soll offenbar „gepflegt" werden.

Momper – binnen fünf Jahren der fünfte „Hoffnungsträger" der Genossen, die schon Peter Glotz und Hans Apel verschlissen – erhielt sämtliche Vollmachten: Harte Beitrags- und Spenden-Auflagen, die Bestallung eines hauptamtlichen Wahlkampfleiters mit Wolfgang Nagel, SPD-Chefrechercheur in den Skandalaffären.

Die erste Kraftprobe zwischen SPD und CDU steht bevor: 1988/89 fällt schrittweise die Mietpreisbindung für eine halbe Million Altbauwohnungen. Die SPD macht gegen den CDU/FDP-Senat mobil. Münchens Oberbürgermeister Kronawitter bestärkte die Genossen durch die Schilderung der Münchener Mietpreis-Sprünge.

Auch IG Druck dringt auf Sonderkongreß des DGB

Debatte um Neue Heimat / Breit lehnt Rücktritt ab

dpa, Bonn

Der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB), Ernst Breit, hat nicht ausgeschlossen, daß die Gewerkschaften in Zukunft ganz darauf verzichten, als Träger gemeinnütziger Unternehmen aufzutreten. In einem Interview mit dem Deutschlandfunk machte Breit gestern jedoch zugleich deutlich, daß er nicht mit einem außerordentlichen DGB-Bundeskongreß als Folge der Affäre um die Neue Heimat rechne.

Demgegenüber plädierte der stellvertretende Vorsitzende der IG Druck und Papier, Detlef Hensche, für die Einberufung eines solchen Gremiums. „Die Zeit ist reif dafür und die Katastrophe ist wahrlich groß genug, um vor den Delegierten eines Kongresses Rechenschaft abzulegen", schrieb Hensche in der Mitgliederzeitschrift „Druck und Papier".

„Wir stehen vor einem Scherbenhaufen", fügte Hensche hinzu. Er regte ferner eine inhaltliche Neubesinnung der Gewerkschaften an. Ein Bundeskongreß solle über die Gemeinwirtschaft und über die Schwerpunkte gewerkschaftlicher Arbeit beraten. Für einen außerordentlichen Bundeskongreß haben sich bereits der DGB-Landesvorstand Baden-Württemberg und die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft ausgesprochen.

Der DGB-Vorsitzende Breit stellte in dem Interview ferner klar, daß er seine Arbeit als Vorsitzender des DGB so lange fortführen werde, wie er das Vertrauen der Gewerkschaften habe. Es sei zwar „nicht unverständlich in dieser Situation", daß es Menschen gäbe, die den Rücktritt des DGB-Vorsitzenden forderten. Allerdings werde man in dieses Amt nicht gewählt, „um in schwierigen Zeiten die Brocken hinzuschmeißen". Rücktrittsforderungen, die aus Äußerungen von SPD-Politikern herauszulesen waren, nannte der DGB-Vorsitzende „nicht besonders gelungen."

Die Deutsche Postgewerkschaft hat sich hinter Ernst Breit gestellt. Der Vorsitzende der fünftgrößten DGB-Gewerkschaft, Kurt van Haaren, sagte zur Eröffnung des Kongresses seiner Organisation in Nürnberg: „Lieber Ernst, wir wollen mit Dir die vor uns liegenden Probleme lösen."

JU weist auf Chile hin

Deutschlandtag warnt vor Kritiklosigkeit gegenüber den USA

dpa, Köln

Die Junge Union (JU) erwartet von der Bundesregierung eine entschiedene Menschenrechtspolitik. Ein vom Deutschlandtag der Nachwuchsorganisation von CDU und CSU in Köln verabschiedetes Positionspapier zur Bundestagswahl warnt im Interesse einer wirksamen Menschenrechtspolitik ausdrücklich vor Kritiklosigkeit gegenüber den USA.

Menschenrechtsverletzungen seien dann auch niemals akzeptabel, „wenn sie in einer den USA freundlich gesinnten Diktatur geschehen". Nachdrücklich verurteilt wurden Verstöße gegen Menschenrechte in der „DDR", in Chile, der Sowjetunion, in Südafrika, Afghanistan und Nicaragua.

Das JU-Wahlpapier stellt fest, die Interessen der jungen Generation könnten auch künftig nur von einer Regierung Helmut Kohl verwirklicht werden. Um die Berufschancen Jugendlicher zu verbessern, die nach ihrer Ausbildung keinen Arbeitsplatz erhalten, müßten Steuermittel bereitgestellt werden. Sie sollten Betrieben die Einrichtung von „Trainingsarbeitsplätzen" für Übergangszeiten ermöglichen. Gefordert wird ferner, die „Qualifizierungsoffensive" zu verstärken und die Flexibilisierung des Arbeitslebens weiter voranzutreiben.

Die Junge Union tritt für einen weiteren Ausbau der Industriegesellschaft, der Forschung zur Kernenergie und zur Abschätzung der Technologiefolgen ein. Das Ladenschlußgesetz sollte „weitgehend abgeschafft" werden. Darüber hinaus werden die Förderung von Selbsthilfegruppen unter anderem für den Sozial-, Jugend- und Kulturbereich gefordert. Positiv werden Frauenhäuser, Eigeninitiativen im Gesundheitsbereich und von Elterngruppen bewertet.

„Einladung an Diepgen berührt Existenz Berlins"

hrk. Berlin

Amerikas höchster politischer Repräsentant in Berlin, Gesandter John Kornblum, hat öffentlich klar gestellt, daß die Annahme der Einladung von Erich Honecker an den Regierenden Bürgermeister Eberhard Diepgen (CDU) nicht allein in Diepgens Belieben steht: „Dies wird keine Sache sein, bei der die Alliierten ja oder nein sagen, sondern es wird eine gemeinsame Entscheidung auf der Basis von Pro und Contra geben", sagte Kornblum vor führenden Polizisten, die der Berliner SPD angehören.

In einer Diskussionsveranstaltung ging Kornblum auf Fragen zu diesem Thema ein und erklärte: „Wir sehen unsere Rolle in Berlin als eine dynamische. Das heißt nicht, daß wir an einen neuen Status denken. Dies bedeutet vielmehr, daß wir die wichtige Rolle der Westsektoren als Teil der gesamten Lage in Berlin immer unterstützen wollen." Er verfolge mit „großem Interesse" die öffentliche Diskussion über die Honecker-Einladung: „Und da ist es ja nicht so, daß es nur die eine Seite gibt, die sagt, man müsse nach Ost-Berlin fahren, um die Stadt zu retten, sondern es gibt eine sehr interessante öffentliche Debatte darüber."

Kornblum wies auf „sehr intensive Konsultationen" in dieser Frage hin und meinte, er könnte, wenn er wollte, spielend „einen ganzen Katalog von damit zusammenhängenden Fragen aufzählen". Schon die bisherige öffentliche Erörterung der Angelegenheit in Berlin habe bewiesen, „daß ein Ja zur Einladung Vorteile, aber auch große Nachteile" ergeben könnte.

„Wir stehen hier vor einer sehr interessanten Entwicklung, die mit Vorteilen, aber vielleicht auch mit Stacheln verbunden ist". In jedem Falle handele es sich um eine Frage, „die die Existenz Berlins berührt". Alle Parteien der Stadt, die Presse und auch nichtpolitische Organisationen seien aufgerufen, sich zu erklären, „was man eigentlich will".

Diepgen reist Mitte Dezember nach London und im Februar 1987 nach Washington. Danach soll die Entscheidung über die Behandlung der Honecker-Einladung zum „DDR"-Staatsakt fallen.

FÜR DEN ANLEGER

An der Wall Street
Dow Jones Index
Hoch 4.9.1986 - 1919,71
Tief 22.1.1986 - 1502,29
1900 / 1850 / 1800
10 11 12 13 14 17 18 19 20 21
November '86
DIE WELT

Saint-Gobain: Die Aktien werden ab heute zu je 310 Franc (knapp 100 DM) angeboten. (S. 12)

Brasilien: Die Zentralbank hat eine Abwertung der Landeswährung Cruzado um 0,26 Prozent gegenüber dem Dollar bekanntgegeben. Von heute an wird der Cruzado gegenüber dem Dollar zu 14,05 beim Ankauf und 14,12 beim Verkauf gehandelt, gegenüber bisher 14,02 und 14,09. Es handelt sich um die zweite Kurskorrektur seit der Schaffung des Cruzado am 28. Februar.

Rentenmarkt: Die neue Bundesanleihe hat das Eis gebrochen. Die Konditionen waren so gewählt, daß die Rendite den Vorstellungen der Anlieger entspricht. (S. 12)

WELTWIRTSCHAFT

Großbritannien: Der Industrieverband (CBI) rechnet für das nächste Jahr mit einem Wirtschaftswachstum von 2,7 Prozent und für 1988 mit drei Prozent. Ende 1988 könne wegen des kontinuierlichen Wachstums deshalb die Zahl der Arbeitslosen erstmals wieder unter drei Mill. liegen.

Brasilien: Durch Steuererhöhungen sollen innerhalb eines Jahres rund 160 Mrd. Cruzados (23 Mrd. DM) mehr in die Staatskassen fließen. Diese Summe entspricht in etwa dem für 1986 erwarteten Haushaltsfehlbetrag.

USA: Die Beschäftigten von Delco Electronics, eines wichtigen Zuliefererbetriebs des US-Automobilkonzerns General Motors, haben einem neuen Tarifvertrag zugestimmt und damit einen Streik beendet, in dessen Gefolge rund 37 500 General-Motors-Arbeiter Zwangsferien machen mußten.

Weltbank: Die Vereinigten Staaten werden sich nach Angaben von US-Finanzminister James Baker jeder Kandidatur der Sowjetunion als Mitglied des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank widersetzen. (S. 12)

Kredit: Die staatliche französische Bank Credit Lyonnais hat der sowjetischen Außenhandelsbank einen Kredit in Höhe von 100 Mill. Dollar gewährt. Es handelt sich um einen der größten Direktkredite, die jemals von einem westlichen Geldinstitut auf der Basis eines bilateralen Abkommens an eine sowjetische Bank erteilt wurden.

UNTERNEHMEN & BRANCHEN

Renault: Im nächsten Jahr sollen weitere 6000 Arbeitsplätze abgebaut werden. Die Werksleitung will Mitarbeiter veranlassen, gegen die Zahlung von Entschädigungen und einer Prämie von 50 000 Franc (rund 17 000 Mark) den Betrieb zu verlassen. Ausgeschlossen von dem Angebot sind die leitenden Angestellten und Mitarbeiter der Handelsabteilungen, da von ihnen nach Angaben der Renault-Direktion in den letzten beiden Jahren zu viele freiwillig ausgeschieden sind.

~~**Blohm + Voss:** Der Aufsichtsrat hat mit sofortiger Wirkung Karl~~ Rabe zum ordentlichen Mitglied des Vorstandes für das kaufmännische Ressort (Controller) berufen. Das neue Vorstandsmitglied kommt vom Mehrheitsgesellschafter Thyssen und war bisher Vorsitzender des Geschäftsbereichsvorstandes Umformtechnik.

Dornier: Erstmals können jetzt auch Gallensteine zertrümmert werden. (S. 13)

BIG Tech: In Berlin wird heute die Spezialmesse für junge Unternehmer und neue Technologien eröffnet. (S. 13)

NAMEN



BAT Cigarettenfabriken: Zum neuen Vorstandsvorsitzenden wurde der bisherige Marketingchef, Ulrich Herter (Foto links), berufen. Er wird zum 1. Februar Dieter von Specht, der nach fast 37jähriger Tätigkeit am 31. Januar in den Ruhestand tritt, ablösen. Ulrich Niemann, zuständig für Finanzen/Datenverarbeitung, wird Vorstandsmitglied.

BDI: Mit den Gremiums-Neuwahlen in der internen Mitgliederversammlung des Bundesverbandes der Deutschen Industrie wird Präsident Hans Joachim Langmann heute sein Amt Tyll Necker (Foto Mitte) übergeben. Öffentlich wird sich Necker Ende Januar 1987 als neuer BDI-Präsident vorstellen. Tyll Necker (56) ist Geschäftsführender Gesellschafter des Reinigungsmaschinen-Produzenten *Hako-Werke GmbH*. BDI-Vizepräsident Necker wurde bereits vor zwei Jahren als Präsident für 1987 und 1988 vorgeschlagen, da Langmann den Posten nur für zwei Jahre übernommen hatte.

VW: Der Aufsichtsrat hat Dieter Ullsperger (Foto rechts) als Nachfolger des seit Mai 1982 für das Finanzressort verantwortlichen Vorstandsmitglieds Rolf Selowsky berufen. Seit Oktober 1982 ist Ullsperger (41) – ebenfalls als Nachfolger Selowskys – Finanzvorstand beim Maschinenbaukonzern Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln. Wann Ullsperger die Position übernimmt, ist noch unklar.

WER SAGT'S DENN?

Der Bankier verbindet den Mut zum Engagement mit der Vorsicht bei der Übernahme von Risiken.

Bankier Hermann J. Abs

„Die Entlastung nach Änderung der Steuertarife muß kräftig sein"

Im Herbstgutachten fordern die „Fünf Weisen": Reformen jetzt anpacken

HEINZ HECK, Bonn

„Reformen jetzt anpacken", raten die Fünf Weisen in ihrem Herbst-Sondergutachten und heben dabei vor allem die „große Steuerreform (als) ein Kernstück der Wirtschaftspolitik für mehr Wachstum und mehr Beschäftigung" hervor. Der Bundestag finde beim Eintritt in die neue Legislaturperiode „gesamtwirtschaftliche Bedingungen vor, die akute konjunkturelle Probleme nicht aufwerfen".

Die Steuerreform soll Anstieg und absolute Höhe der Grenzsteuersätze bei der Einkommen- und Körperschaftsteuer „kräftig" senken. Die Beseitiguung steuerlicher Benachteiligungen sei eine „Nebenaufgabe". Durch die Konzentration auf die Senkung der Tarifsätze sollen die wachstums- und beschäftigungspolitisch besonders schädlichen Hemmnisse für Innovationen, für Investieren und Sparen, für Arbeitsangebot und -nachfrage gemindert werden.

Zu den Forderungen nach Senkung der Unternehmensteuern heißt es, die Tarifsenkung bei den direkten Steuern sei einer Steuerentlastung der Investitionen überlegen. Der unmittelbare Anreiz, mehr zu investieren, begünstige den Kapital- im Vergleich zum Arbeitseinsatz. Dadurch würden kapitalintensive, vielfach alte Produktionen, gegenüber arbeitsintensiven, vor allem in Dienstleistungen, steuerlich besser gestellt.

Die direkte steuerliche Entlastung von Investitionen fördere Innovationen nur insoweit, als diese sich in Investitionsausgaben niederschlügen. Sie fördere sie also nicht, wie die Tarifsenkung, nach Maßgabe ihrer Erträge. Das verzerre die Produktionsstruktur und leiste zumindest tendenziell der Unternehmenskonzentration Vorschub.

„Die Entlastung bei der Einkommen- und Körperschaftsteuer muß kräftig sein," heißt es. Sonst bliebe der stimulierende Effekt unzureichend. Die Weisen wenden sich auch dagegen, die Entlastung mit steigender Kreditaufnahme zu erkaufen. Finanzminister Stoltenberg hatte seine Bereitschaft bekundet, „vorübergehend" einen gewissen Anstieg der Neuverschuldung hinzunehmen.

Zu den „besonders dringlichen" Reformen rechnen die Fünf Weisen ferner die der Agrarpolitik, der gesetzlichen Kranken- und der Rentenversicherung, der Kohle- und der Umweltpolitik. Da diese immer wieder vertagt worden seien, sei es zunehmend schwieriger geworden, „sachgerechte und sozial akzeptable Lösungen durchzusetzen".

Bei der Rentenreform gehe es vornehmlich darum, Vorkehrungen gegen die sich abzeichnenden Schwierigkeiten bei der Alterssicherung zu treffen, die aufgrund zunehmender Überalterung der Bevölkerung eintreten würden.

Zur Krankenversicherung heißt es, das Gesundheitswesen dürfe in seinem Wachstum nicht durch eine Politik der „Kostendeckelung" behindert werden. Das bestehende Regelsystem biete weder Anbietern noch Nachfragern im Gesundheitswesen hinreichend starke Anreize, preis- und kostenbewußt zu handeln.

Die Krisenlage in der Landwirtschaft habe sich wegen der Blockade marktwirtschaftlicher Anpassungsmechanismen immer weiter zugespitzt. „Dreh- und Angelpunkt der Reform muß eine Preispolitik sein, die sich am Markt orientiert." In der Kohlepolitik wird ein neuer Kurs empfohlen, „der sich besser in eine Wirtschaftspolitik zur Stärkung der Marktkräfte einfügt".

BDI kritisiert Nürnberger SPD-Programm

dpa/VWD, Köln

Zur Lösung beschäftigungspolitischer Aufgaben wie auch der Verteilungsprobleme dürften Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik nicht mehr unabhängig voneinander betrieben werden. Vielmehr seien sie in ihrem engen Zusammenhang zu sehen und aufeinander abzustimmen, forderte der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) in seinem Jahresbericht 1984/86 für die Mitgliederversammlung heute in Köln.

Dazu gehöre ein politischer Ordnungsrahmen, der die Beweglichkeit von Arbeit und Kapital fördere und belohne. Die Unternehmen brauchten mehr Handlungsspielraum. Der BDI kritisiert in diesem Zusammenhang das „Nürnberger Aktionsprogramm" der SPD, das „auf gefährliche Weise" die Grundprinzipien der marktwirtschaftlichen Ordnung relativiere und ein engmaschiges Netz von Lenkung und Kontrolle über den Markt werfen wolle.

Der Gesundungsprozeß der öffentlichen Haushalte steht nach Meinung des BDI erst am Anfang. Gut 46 Prozent des Sozialprodukts machten 1986 „den oft unproduktiven Umweg über die Kassen des Staates", kritisierte der BDI. Die Kehrseite der Medaille sei eine Steuer- und Abgabenlast, die die Investitionskraft der Unternehmen als auch die Konsumkraft der privaten Haushalte schwäche.

AUF EIN WORT



„Dem Staat ist es schon seit jeher leichter gefallen, Ausgaben zu beschließen, als die hierfür erforderlichen Einnahmen zu beschaffen. Dies ist in modernen Demokratien nicht anders als im mittelalterlichen Fürstenstaat. Und welcher Fürst hat in der Not seine Münzstätten nicht auf Hochtouren laufen lassen?"

Dr. Markus Lusser, Vizepräsident der Schweizerischen Nationalbank.
FOTO: HOFFMANN

Ifo: Mehr Druck durch Japans Autoexporteure

dpa/VWD, München

Japans Autohersteller produzieren auch in Zukunft weit mehr als in Japan abgesetzt werden kann. Ein eventuelles Engagement mit eigenen Niederlassungen in Westeuropa hänge von den Erfahrungen mit den Neuansiedlungen in USA bis Ende der achtziger Jahre sowie von der europäischen Importpolitik ab, ergab eine Studie des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung, München.

Angesichts weltweit wachsender Kapazitäten, stagnierenden Bedarfs und möglicherweise verringerter Direktexporte aus Japan nach USA werde der Wettbewerbsdruck in Westeuropa künftig eher zu- als abnehmen. Neue Autos stammten 1985 unter anderem zu 38,9 (1971: 37,0) Prozent aus US-Produktion, 33,0 (1971: 40,6) Prozent aus Europa und 23,7 (1971: 14,2) Prozent aus Japan.

Japan sei seit den sechziger Jahren zu einem „dritten Gravitationszentrum" der weltweiten Produktion geworden, während der Weltmarkt seit Mitte der siebziger Jahre nur noch schwache Wachstumsimpulse liefere: Wachstumsraten von bis zu knapp acht Prozent (1957 bis 1971) seien abgeflacht auf 0,9 Prozent (1971 bis 1985). Beide Tatsachen hätten neue Handelshemmnisse ausgelöst, die japanische Hersteller zu mehr Kooperationen und Investitionen in USA und Westeuropa bewogen hätten.

Nur kurze Aufregung an Wall Street

gb. New York

Wall Street bewies in der vergangenen Woche vor allem eine robuste Widerstandskraft. Dabei hatte die Woche geradezu katastrophal begonnen. Als Folge der Aufdeckung des Insider-Skandals um den Finanzmann Ivan F. Boesky stürzten die Kurse am Montag und Dienstag beinahe im freien Fall. Aktien wurden fast panikartig angeboten, weil die Anleger nahezu jedes Vertrauen in die Börse und die Börsianer verloren zu haben schienen. Der Dow-Jones-Industrie-Index büßte an den beiden Tagen mehr als 56 Punkte ein.

Doch schon am Mittwoch kehrte die Besonnenheit zurück. Auf dem gedrückten Niveau stieg die Kundschaft wieder ein. Das Interesse war allerdings jetzt nicht mehr auf die in Übernahmen verwickelten Unternehmen wie in den Wochen zuvor gerichtet; diese Kurse blieben auch im weiteren Verlauf gedrückt. Statt dessen besannen sich die Anleger wieder auf die Wachstumswerte und kauften Blue chips. Besonders gefragt waren AT & T, IBM, General Motors und Procter & Gamble: Technologiewerte insgesamt verzeichneten durchweg Kursgewinne.

Die Hinwendung zu den Blue chips läßt sich an der Entwicklung der Indizes besonders gut ablesen. Während die umfassend angelegten Indizes von Nyse und Standard & Poors sich im Wochenvergleich nur wenig veränderten (Nyse plus 0,22 auf 140,94 und Standard & Poors plus 1,36 auf 245,86 Punkte), schoß der Dow-Jones-Industrie-Index trotz der heftigen Verluste zum Wochenanfang um 19,97 auf 1893,56 Punkte nach oben.

Zu der Bereitschaft, den Schock des Boesky-Skandals so schnell wie möglich zu überwinden, mögen auch einige Zahlen aus Washington beigetragen haben. Dazu gehört in erster Linie der von der Regierung bekanntgegebene Wert für das Wachstum des Sozialprodukts im 3. Quartal, das nach einer ersten Schätzung von 2,4 nun auf 2,9 Prozent nach oben korrigiert worden ist. Nach Ansicht einer Reihe von Fachleuten zeigen die Zahlen, daß sich das wirtschaftliche Umfeld verbessere, aber nicht schon in einem solchen Ausmaß, daß sich die Zentralbank veranlaßt sehen könnte, die Kreditpolitik zu verschärfen.

Es gibt jedoch auch pessimistische Stimmen, die meinen, daß der Markt noch längere Zeit an den Insider-Enthüllungen zu tragen haben werde, vor allem dann, wenn noch weitere bis dahin angesehene Personen und Firmen bekannt werden sollten, die in dem Fall verwickelt sind. Boesky, so heißt es, sei nur der Anfang vom Ende jener finanziellen Exzesse, die zu dem Übernahmefieber der letzten Jahre geführt hätten. Sie sagen deswegen für das nächste und das übernächste Jahr ein deutlich zurückgehendes Kursniveau voraus.

Zur Zeit allerdings sieht es nicht so aus, als könnten diese Prognosen eintreffen. Tatsächlich hat sich ja durch die Affäre Boesky an den fundamentalen Gegebenheiten der amerikanischen Wirtschaft und des Aktienmarktes nichts geändert.

Direkte Nachfolge

dos – Überraschend schnell hat diesmal die Volkswagen AG die Nachfolgefrage für das vakant werdende Finanzressort geregelt. Dieter Ullsperger, derzeit noch in Diensten der Klöckner-Humboldt-Deutz AG (KHD) in Köln, wechselt nach Wolfsburg, sobald sein jetziger Arbeitgeber ihn aus dem Vertrag entläßt. Wann genau das sein wird, vermag VW noch nicht abzugrenzen.

Die Tatsache aber, daß Ullspergers Bestellung durch den VW-Aufsichtsrat bekanntgemacht wurde signalisiert nicht nur Einigung mit KHD in der Sache, sondern auch zügigen Vollzug. Mit einiger Sicherheit wird der neue VW-Finanzchef, der vor seiner KHD-Zeit Branchenerfahrungen bei der Ford-Werke AG sammelte, bereits zum Jahreswechsel sein neues Amt antreten

Ullspergers Berufung ist nicht ohne Pikanterie. Sein Vorgänger nämlich, der 56jährige Dr. Rolf Selowsky, kam Mitte 1982 ebenfalls von KHD. Ullsperger wird also zum zweiten Mal direkter Nachfolger von Selowsky. Der hatte sich vor Monatsfrist mit dem Präsidium des VW-Aufsichtsrats darauf verständigt, im Laufe des Jahres 1987 bei VW auszuscheiden.

Vorangegangen waren Querelen mit Vorstandschef Carl H. Hahn über die Berufung eines dem Finanzvorstand gleichgestellten Controllers. Selowsky wollte ein solches Konzept offenbar nicht mittragen und nahm in Kauf, daß sein im Mai 1987 auslaufender Vertrag nicht verlängert wurde. Als Äquivalent erhielt er einen hochdotierten „Beratervertrag" für die Dauer von sechs Jahren. Über die von Hahn gewünschte Schaffung des Controlling-Ressorts ist auf der jüngsten Sitzung des VW-Aufsichtsrats übrigens nicht entschieden worden.

Aufwärts im Handwerk

Von HEINZ HILDEBRANDT

Das Handwerk, lange genug im Abseits der Konjunktur, hat wieder Tritt gefaßt. Es profitiert vom wirtschaftlichen Aufschwung ganz allgemein, im besonderen aber von der Verlagerung der Wachstumskräfte von der Auslands- auf die Inlandsnachfrage. Dabei ist die Situation in den einzelnen Zweigen des Handwerks durchaus noch unterschiedlich.

Die Handwerker des gewerblichen Bedarfs stehen auf der Sonnenseite, sie nehmen eine Spitzenposition innerhalb des Gesamthandwerks ein. Das gilt gleichermaßen für Werkzeugmacher als auch für Maschinenbauer, aber auch für Büromaschinenmechaniker, die sich vermehrt als Kommunikations- und Informationstechniker verstehen und von der neuen Technologie profitieren.

Seit dem Tiefpunkt im Herbst 1982 geht es im Handwerk stetig aufwärts. Selbst die Bereiche, die bisher noch im Schatten der Konjunktur gestanden haben, sind nun optimistisch.

Nur die Landmaschinenmechaniker machen hier eine Ausnahme, weil der Landwirt gelernt hat, selbst mit einem Schweißgerät umzugehen.

Zufrieden sind auch die Handwerker im gehobenen Bedarf, bei den Uhrmachern etwa, den Goldschmieden und den Kürschnern, ebenso im Bekleidungsgewerbe, wo besonders die Damenschneider ihre Lage fast ausnahmslos als gut bezeichnen.

Auf durchschnittlichem Niveau hat sich das Dienstleistungs-Handwerk stabilisiert. Nur Fotografen, Buchbinder und Frisöre sehen ihre Situation noch ein bißchen kritischer, was überraschenderweise auch für die Zahntechniker zutrifft.

Sehr unterschiedlich hat sich die Lage im Kraftfahrzeughandwerk entwickelt. Trotz des Neuwagenbooms ist dieser Berufszweig nicht sorgenfrei, denn gerade die Rekordumsätze mit Neuwagen behindern das Gebrauchtwagengeschäft. Hier ist das Angebot inzwischen größer als die Nachfrage, und das drückt auf die Preise.

Im Service-Geschäft sind die Marken-Werkstätten durchweg ausgelastet, während die freien Werkstätten unter Auftragsmangel leiden. Nicht nur die „pflegeleichteren" Neuwagen bremsen das Geschäft, sondern auch die Do-it-yourself-Methoden vieler Kraftfahrer lassen weniger Geld in den Kassen der Kraftfahrzeughandwerker klingeln.

Differenziert ist auch die Beschäftigungslage im Nahrungsmittelhandwerk. Bäcker und Konditoren sind durchweg zufrieden, nicht jedoch die Fleischer, die vor allem im Wettbewerb mit den Großvertriebsformen im Handel Preiszugeständnisse machen müssen und folglich Umsatzrückgänge beklagen.

Immer noch auf der Schattenseite der Konjunktur steht das Bauhauptgewerbe und in seinem Gefolge auch das Ausbaugewerbe: vor allem die Heizungs- und Lüftungstechniker, die Heizungsinstallateure und die Raumgestalter klagen. Besser geht es dagegen den Tischlern und den Malern. Auch das Baugewerbe rechnet nicht mehr mit einer Verschlechterung seiner wirtschaftlichen Situation. Es ist deutlich eine Tendenzwende zu erkennen, auch wenn es noch keinen Anlaß zu übertriebenem Optimismus gibt.

In der Stimmung des Handwerks insgesamt hat eine Tendenzwende längst stattgefunden. Das geht beispielsweise sehr deutlich aus den Daten einer seit 1978 regelmäßig wiederholten Konjunkturumfrage hervor, die die Handwerkskammer Ostwestfalen-Lippe unter den Betrieben ihrer Region durchführt. Danach hat sich die Wirtschaftslage dieser Betriebe von 1978 bis 1982 ständig verschlechtert, im Herbst 1982 wurde dann der absolute Tiefpunkt erreicht.

Zudem lagen die Erwartungen damals durchweg noch unter den erreichten Ergebnissen. Diese pessimistische Phase endete im Herbst 1982. Plötzlich schnellten die Erwartungen wieder hoch, zu hoch, wie sich dann zeigte. Trotzdem: Vom Herbst 1982 bis heute haben sich die Beurteilung der gegenwärtigen Lage und die Erwartungen wieder auf dem Niveau von Ende der siebziger Jahre eingependelt – der moderate Aufschwung ist unverkennbar.

Allerdings gibt es auch regionale Unterschiede. Im Süden der Republik hat die Erholungsphase zuerst eingesetzt. Qualifizierte Meister sind dort auf dem Arbeitsmarkt nicht zu bekommen. Landwirtschaftlich orientierte Regionen befinden sich noch im Nachteil gegenüber den industriellen Ballungsgebieten, und das Schlußlicht ist eindeutig die Küstenregion.

Sehr positiv entwickelt sich die Lage auf dem Ausbildungsmarkt, wo das Handwerk traditionsgemäß eine überragende Rolle spielt. Das Werben um qualifizierten Nachwuchs setzt bereits wieder ein. „Wir rollen den roten Teppich für die Lehrlinge zwar noch nicht wieder aus, aber wir klopfen ihn schon", sagt Heinz Landre, Ostwestfalens Kammerpräsident. Das allein dürfte schon ein Indiz dafür sein, daß *nun auch für das Handwerk die Talfahrt beendet ist.*

Ringeltaube fürs Volk

J. Sch. (Paris) – Saint-Gobain ist der Test für eine Privatisierungsaktion, von der sich die französische Regierung im Verlauf der derzeitigen Legislaturperiode Staatseinnahmen von etwa 250 Milliarden Franc verspricht. Dadurch sollen vor allem die zur Zeit bei 1000 Milliarden Franc liegenden Staatsschulden abgebaut und das Budget von Zinszahlungen darauf entlastet werden. Die Börsenkonjunktur kommt ihr dabei zu Hilfe: Seit den sozialistischen Verstaatlichungen haben sich die Aktienkurse an der Pariser Börse mehr als verdoppelt.

Außerdem will die Regierung den Beweis für ihre Liberalisierungsabsichten erbringen, und zwar auch im Ausland. Dort hatten die Verstaatlichungen weit stärker verstimmt als in dem an Dirigismus gewöhnten Frankreich selbst. Deshalb werden zunächst einmal 20 Prozent der Saint-Gobain-Aktien an den internationalen Finanzmärkten placiert. Später können sich die Auslander auch in Paris bedienen.

Nicht zuletzt aber will die Regierung mit dieser Aktion eine Brücke zwischen Kapital und Arbeit schlagen. Die Belegschaft von Saint-Gobain erhält die Aktie zu außerordentlich günstigen Vorzugsbedingungen und darüber hinaus Gratisaktien. Damit wird der Vorwurf der sozialistischen Verstaatlicher gegenüber einer angeblichen Verschleuderung von Staatsvermögen entschärft. Selbst kommunistische Mitarbeiter dürfen sich wohl kaum die Gelegenheit entgehen lassen, zumindest vorübergehend in ihr Unternehmen einzusteigen.

Offen ist allerdings noch die Frage, ob es der Regierung mit dieser Privatisierungsaktion gelingt, den „Volkskapitalismus" voranzutreiben. Obwohl der Verkaufspreis für die Saint-Gobain-Aktie sehr vorteilhaft erscheint, so bleibt sie letztlich doch ein Risikopapier. Allerdings spricht einiges dafür, daß die Regierung über ihre staatlichen institutionellen Anleger „Kurspflege" betreibt, soweit dies ihr für die weiteren Privatisierungen notwendig erscheint. So gesehen kann Saint-Gobain durchaus als eine Ringeltaube angesehen werden.

Paris beginnt mit der Reprivatisierung

Großes internationales Interesse für Saint-Gobain – Verkaufspreis der Aktie: 310 Franc

JOACHIM SCHAUFUSS, **Paris**

Als erste von 20 aus 65 Gesellschaften bestehenden staatlichen Unternehmensgruppen stellt die französische Regierung heute an der Pariser Börse den Industriekonzern Saint-Gobain zur Privatisierung. Der Verkaufspreis beträgt 310 Franc je Aktie. Er wird in internationalen Finanzkreisen als günstig angesehen. Allgemein war mit einem höheren Preis gerechnet worden. Warburg und Cazenove in London beispielsweise schätzt den Wert der Aktie auf 360 beziehungsweise 380 Franc.

Unter Hinweis darauf sprechen die Oppositionsparteien, die Saint-Gobain verstaatlicht hatten, von einer „Verschleuderung von Staatsvermögen". Die Regierung dagegen beruft sich auf die Vorschläge der unabhängigen Privatisierungskommission, der sie weitgehend gefolgt sei. Allerdings sucht sie wohl einen großen Anfangserfolg. Bei den weiteren Privatisierungen dürfte man weniger großzügig verfahren.

Saint-Gobain erwartet für dieses Jahr bei einem konsolidierten Umsatz von 75 Mrd. Franc einen Gruppengewinn von 1,9 Mrd. Franc. Das würde auf der Basis des Verkaufsangebots berechnet rund 30 Franc je Aktie entsprechen. Der Reingewinn der Holdinggesellschaft dürfte sich von 0,8 Mrd. Franc 1985 auf 1,3 Mrd. Franc erhöhen und wird für das nächste Jahr auf 1,6 Mrd. Franc geschätzt. Demgegenüber beziffern manche den Kapitalwert von Saint-Gobain gegenwärtig auf 13,6 Mrd. Franc.

Dabei sind aber die neun Millionen Investmentzertifikate mitberücksichtigt, welche Saint-Gobain im Juni zum Stückpreis von 300 Franc emittiert hatte und die jetzt von der Regierung im Verhältnis 1 zu 1 gegen Aktien von 310 Franc umgetauscht werden.

Von diesem Umtausch abgesehen, werden dem breiten französischen Publikum etwa 20 Millionen Aktien angeboten, wofür etwas über 6 Mrd. Franc zu bezahlen sind. Das würde sich nach Ansicht von Finanzexperten noch innerhalb der Aufnahmefähigkeit der Pariser Börse halten. Diese zeigte sich in den letzten Tagen in ausgesprochen guter Verfassung. Am Donnerstag zogen die Kurse um 1,1 und am Freitag um 2,3 Prozent durchschnittlich an. Eine wichtige Ursache dafür war das wesentliche verstärkte ausländische Interesse.

Der Saint-Gobain-Belegschaft vorbehalten sind 2,8 Millionen Aktien zu Vorzugsbedingungen (Rabatte von fünf bis 20 Prozent). Sie werden außerhalb der Börse untergebracht, ebenso wie die Gratisaktien für die Belegschaft und einkommenschwacher Bevölkerungsschichten bei variablen Zuteilungsverhältnissen. Demzufolge kann man den gesamten Wert der Saint-Gobain-Privatisierung nicht genau ermitteln.

Am internationalen Kapitalmarkt werden 5,6 Millionen Saint-Gobain-Aktien plaziert, und zwar von einem Bankenkonsortium unter Leitung der französischen BNP und Lazare Frères. Ihm gehört auch die Deutsche Bank an. Von dieser wird besonders starkes Interesse gemeldet.

Die Notierung der Saint-Gobain-Aktie an der Pariser Börse soll am 23. Dezember beginnen – möglicherweise ein schönes Weihnachtsgeschenk für die Zeichner.

Zum dritten Mal Minusrekord

Innerdeutscher Handel leidet unter Energiepreis-Verfall

DIETER FUCHS, **Berlin**

Zum dritten Mal in der Geschichte des innerdeutschen Handels wird es 1986 einen voraussichtlich zehnprozentigen Umsatzverlust geben. So hoch schätzt Staatssekretär Dieter von Würzen vom Bundeswirtschaftsministerium die Folgen von Veränderungen, insbesondere des Preisverfalls für Erdöl, Mineralölprodukte und Rohstoffe.

Ein derartiger Prozentsatz brachte 1961 auf dem damals niedrigen Niveau lediglich eine Verringerung um 200 Millionen Verrechnungseinheiten (VE) und 1967, dem bisher letzten Jahr mit Umsatzschrumpfung, rund 260 Millionen Rückgang.

Diesmal werden ungefähr 1,7 Milliarden VE am Vorjahresergebnis fehlen. Dieser Minusrekord bedeutet, daß sich die Handelsentwicklung im Vergleich zur ersten Jahreshälfte weiter verschlechtert hat. Im Sommer konnte der Leiter der Treuhandstelle, Franz Rösch, es noch als günstig werten, daß Lieferungen und Bezüge gleich groß waren.

Für das ganze Jahr 1986 sei – wie im Vorjahr – mit einem „DDR"-Defizit von etwa 400 Millionen VE zu rechnen, sagte von Würzen vor dem wirtschaftspolitischen Gesprächskreis der Berliner SPD. Damit werde die gesamte „DDR"-Schuld, der „kumulierte Aktivsaldo der Bundesrepublik", auf rund vier Milliarden VE klettern (bei nicht ausgenutztem Swing). Größer war dieser Betrag nur 1983.

Das 86er Ergebnis werde sicher nicht den Trend der künftigen Entwicklung kennzeichnen, meinte der Staatssekretär. Es habe jedoch „die schleichende Verschlechterung der Wettbewerbsfähigkeit der DDR auf unseren Märkten" deutlich gemacht. Dabei genießt die „DDR" für ihre Waren dank der Zollfreiheit und einer besonderen Mehrwertsteuerregelung erhebliche finanzielle Vorteile in der Bundesrepublik.

Verbessert hat sich die Struktur der Lieferungen und Bezüge. Das geschah freilich mehr durch Verringerung von Wert und Menge der Energie- und Rohstofflieferungen als durch Vergrößerung des Geschäftes mit Maschinen und anderen industriellen Fertigwaren.

Gegen den Beitritt zur Weltbank

gb. **Washington**

Spekulationen über einen möglichen Beitritt der Sowjetunion zur Weltbank und zum Internationalen Währungsfonds (IWF) hat der amerikanische Finanzminister James Baker jetzt ein Ende bereitet. In einem Brief an den Abgeordneten des Repräsentantenhauses, Jack Kemp, erklärte er ebenso eindeutig wie nachdrücklich, daß ein solcher Beitritt „weder im Interesse der Vereinigten Staaten noch der Weltbank" wäre.

Das Thema war im vergangenen Monat akut geworden, als der neue Präsident der Weltbank, Barber Conable, erklärt hatte, daß der Weltbank zwar kein Antrag aus Moskau vorliege, aber daß die Bank sehr gerne mit der Sowjetunion über eine mögliche Mitgliedschaft verhandeln würde. In seinem Brief hat Baker jetzt klargestellt, daß die Regierung in Washington sich in den Organen von Weltbank und IWF aktiv gegen eine eventuelle Mitgliedschaft der Sowjetunion wenden werde.

PERSONALIEN

Reinhard P. W. Seifert und **Werner Fritsch**, Geschäftsführer von Thyssen Corbometal Co., New York, und Thyssen Corbometal GmbH, Düsseldorf, übernahmen zum 1. Oktober 1986 die alleinige Geschäftsführung der Gesellschaften. **Hans-Jürgen Mende**, bisher weiterer Geschäftsführer, verläßt das Unternehmen.

Götz Delmann, Vorstandsmitglied der Bilfinger + Berger Bauaktiengesellschaft, Mannheim, wurde am 22. November 60 Jahre alt.

Rudolf Passow, Direktor der Dresdner Bank AG, Hamburg, wird stellvertretender Geschäftsführer des DIT Deutscher Investment-Trust, Frankfurt.

Bernhard M. Rath und **Herbert Wunderlich** werden am 1. April 1987 stellvertretende Geschäftsführer der dresdnerbank investment management Kapitalanlagengesellschaft.

Karl Beckmann, Porta Westfalica, bis Ende 1980 Verbandsdirektor des Bundesverbandes Deutscher Eisenbahnen, ist am 13. November im Alter von 70 Jahren gestorben.

WIRTSCHAFTS-NACHRICHTEN

HDW-Gespräch

Hannover (dos) – Ernst Pieper, Vorstandsvorsitzender der bundeseigenen Salzgitter AG und Aufsichtsratschef der Howaldtswerke-Deutsche Werft AG (HDW), wird heute mit Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Uwe Barschel über mögliche personelle Veränderungen an der HDW-Spitze sprechen. Dem Vernehmen nach drängt Pieper auf die Ablösung des bisherigen HDW-Chefs Klaus Ahlers. Als sein Nachfolger wird Michael Budczies, früher Blohm + Voss, gehandelt.

Aussichten günstig

München (dpa/VWD) – Als zufriedenstellend bezeichnen Wirtschaftsexperten aus 50 Ländern im Herbst 1986 die weltweite Wirtschaftslage. Sie erwarten in den nächsten drei bis fünf Jahren im Durchschnitt ein Wachstum des realen Bruttoinlandsprodukts um 2,6 (1985: 2,5) Prozent. Am günstigsten beurteilten sie in einer Umfrage des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung, München, die Aussichten der Industrieländer. Der Konsum werde weltweit besser eingestuft als die Investitionen. Außerhalb der Industrieländer sei die Lage dagegen nach wie vor unbefriedigend. In der internationalen Konjunkturumfrage geben vor allem Mitarbeiter multinationaler Unternehmen Auskunft.

Weniger Schäden

Hannover (dos) – Die Norddeutsche Hagel Versicherungs-Gesellschaft a. G., Gießen, verzeichnete 1986 eine gegenüber dem Vorjahr deutlich verbesserte Geschäftsentwicklung. Die vorläufigen Zahlen weisen insgesamt 26 120 Schadensmeldungen aus, knapp 9000 weniger als 1985. Die Entschädigungssumme einschließlich der Regulierungsleistungen verringerte sich gleichzeitig um gut 32 Mill. auf 62 Mill. DM. Der Versicherungsbestand erhöhte sich auf 5,24 Mrd. DM und eine Fläche von 1,53 Mill. Hektar.

Wasserschutz

Frankfurt (cd.) – Die Europäische Investitionsbank (EIB), Luxemburg, ist zur unverzüglichen Prüfung der Finanzierung von Anlagen zur Sauberhaltung des Rheins, anderer Flüsse und der an die EG angrenzenden Meereszonen und von Projekten zur Sicherstellung der Trinkwasserversorgung bereit. Das kündigte EIB-Präsident Ernst-Günther Bröder im Zusammenhang mit den Beratungen der EG-Umweltminister zum Gewässerschutz nach den Rheinvergiftungen durch Chemieunternehmen an.

Wochenausweis

	15.11.	7.11.	15.10.
Netto-Währungsreserve (Mrd. DM)	70,3	71,6	69,5
Kredite an Banken	79,7	78,5	81,0
Wertpapiere	5,6	5,6	5,8
Bargeldumlauf	118,7	118,9	117,3
Einl. v. Banken	45,7	44,5	40,7
Einlagen v. öffentl. Haushalten	1,1	1,1	4,9

Anleihe hat Eis gebrochen

Wieder ausländisches Interesse am Rentenmarkt

Die neue Bundesanleihe hat am Rentenmarkt das Eis gebrochen. Denn ihre Konditionen waren so gewählt, daß die Rendite den Vorstellungen der inländischen Anleger entspricht, also relativ dicht an der Verzinsung am Pfandbriefmarkt liegt. Damit hatte der Bund die Konsequenzen daraus gezogen, daß deutsche Anleihen in den letzten Monaten bei internationalen Anlegern nicht mehr unterzubringen waren, weil die D-Mark-Aufwertungsphantasie fehlt. Dem guten Beispiel des Bundes hat auch Hessen nachgeeifert. Mit dem Übergang zu marktgerechten Emissionsrenditen regte sich in dieser Woche erstmals wieder Interesse ausländischer Investoren für festverzinsliche deutsche Papiere. (cd.)

Emissionen	21.11. 86	14.11. 86	30.12. 85	28.12. 84	30.12. 83
Anleihen von Bund, Bahn und Post	5,64	5,66	5,91	6,58	7,88
Anleihen der Städte, Länder und Kommunalverbände	5,99	6,04	6,24	6,72	7,72
Schuldverschreibungen von Sonderinstituten	5,72	5,73	5,99	6,56	7,83
Schuldverschreibungen der Industrie	6,12	6,15	6,31	6,94	[illegible]
Schuldverschreibungen öffentl.-rechtl. Kreditanstalten u. Körperschaften	5,75	5,77	6,04	6,65	7,90
Titel bis 4 Jahre rechnerische bzw. Restlaufzeit	5,35	5,38	5,64	6,34	7,64
Titel über 4 Jahre rechnerische bzw. Restlaufzeit	6,42	6,43	6,73	7,14	7,30
Inländische Emittenten insgesamt	5,75	5,77	6,03	6,64	7,89
DM-Auslandsanleihen	6,47	6,50	6,82	7,20	8,08

Verschuldung der Großstädte

mit mehr als 200000 Einwohnern

Schuldenstand Ende 1985 in Prozent der Steuereinnahmen

Mönchengladbach, Duisburg, Aachen, Hannover, Bonn, Köln, Düsseldorf, Frankfurt, Wiesbaden, Essen, Nürnberg, Stuttgart, Münster, München

300 – 200 – 100 – 0 Prozent

DIE WELT

Nordrhein-Westfalen nahm 1985 mit seinen Gemeinden über 200 000 Einwohnern eine Spitzenstellung bei der kommunalen Verschuldung ein. Hier waren die kommunalen Verbindlichkeiten zeitweise dreimal so hoch wie die Steuereinnahmen.

Insgesamt aber haben sich die Gemeinden in den letzten Jahren in Folge ihrer verbesserten Haushaltssituation nur noch in geringem Maße neu verschuldet. Ende 1985 erreichte der Schuldenstand einen Gesamtbetrag von rund 105,5 Mrd. DM, rund zehn Prozent mehr als 1981. Die Verbindlichkeiten von Bund und Ländern sind im gleichen Zeitraum um annähernd die Hälfte gestiegen. Die Rücklagen der Städte und Gemeinden beliefen sich Ende 1985 auf 20 Mrd. DM, etwa 7 Mrd. mehr als Ende 1981.

Für 1986 aber prognostiziert die Deutsche Bundesbank ein kommunales Defizit. Die Einnahmen steigen mit 3,5 Prozent nicht mehr in dem Maße wie zuvor, während die Ausgaben zunehmen werden. Schon im ersten Halbjahr entstand in den Haushalten eine Deckungslücke von fast 1,5 Mrd DM. Eine Ursache war der Mittelabfluß für Sachinvestitionen im Gefolge von von höheren Auftragsvergaben.

Gleichzeitig stiegen die Personalkosten stärker als 1985, als Beispiel nennt die Bundesbank die Anhebung der Bezüge im öffentlichen Dienst um rund vier Prozent, wobei die Strukturverbesserungen der unteren Einkommensgruppen die Kommunen besonders stark beanspruchten. Ein wesentlicher Faktor der zunehmenden Belastung der kommunalen Kassen aber ist die Steigerung der Sozialausgaben um fast zehn Prozent. Gründe für das Einnahmendefizit der Kommunen liegen nach Auffassung der Bundesbank in einem verminderten Aufkommen aus der Gewerbesteuer und in Auswirkungen der ersten Stufe des Steuersenkungsgesetzes.

Insgesamt wird bei einer Fortsetzung dieser Tendenzen, zu denen sich noch eine nach aufwärts gerichtete Entwicklung der öffentlichen Bauaufträge gesellt, mit einem kommunalen Defizit von fast 2 Mrd. DM zu rechnen sein. Damit aber würde der 1985 erreichte Konsolidierungsansatz zunichte gemacht. (mdl)

Die großen Konzerne entdecken jetzt BIG-Tech

Dritte Berliner Fachmesse für junge Unternehmer und neue Technologien – Kongreß zum Schwerpunktthema Umwelt

ot. Berlin

Zum dritten Mal findet in Berlin in dieser Woche (25. bis 28. November) die BIG-Tech statt, eine Spezialmesse für junge Unternehmer und neue Technologien im Berliner Innovations- und Gründerzentrum (BIG) in der ehemaligen AEG-Fabrik Ackerstraße im Stadtteil Wedding. Die Messe, die vor zwei Jahren mit viel Schwung gestartet war und von einer Art Aufbruchsstimmung in Berlin zeugte, ist schmaler geworden. Doch hat sie andererseits ihren Markt gefunden, hat Profil gewonnen als „Forum des Dialogs“ über die Zukunftstechnik.

So jedenfalls sieht es Heinz Fiedler, der als Chef des Berliner BIG für diese Messe verantwortlich zeichnet. Er ist froh darüber, daß die BIG-Tech ihren Ruf als Bastler- und Erfindermesse verloren hat. Von einer herkömmlichen Industriemesse grenzte sich die BIG-Tech weiter dadurch ab, daß sie eben weniger Produkte als vielmehr Verfahren darstelle, die nicht zuletzt auch im BIG entstanden sind, wo der Forschergeist der Universitäten mit kaufmännischem Gründerdenken kombiniert werde.

Zur diesjährigen BIG-Tech stellen 130 Firmen und Institutionen aus; vor einem Jahr waren es noch 170. Doch ist die Ausstellungsfläche mit 4000 Quadratmetern unverändert geblieben. Erstmals sind dieses Jahr auch Großkonzerne wie Siemens oder Hewlett Packard dabei. Entsprechend dem Konzept der Messe müssen auch sie sich mit einer Ausstellungsfläche von 25 bis 30 Quadratmetern zufriedengeben. Fiedler erwartet in diesem Jahr mindestens wieder so viele Fachbesucher wie im letzten Jahr (2800).

Fiedler ist sich auch recht sicher, daß dieses Ziel erreicht wird. Denn allein zu dem Kongreß des Messeschwerpunktes Umwelttechnik haben sich 600 Fachbesucher angemeldet. Mit der Betonung der Schwerpunktthemen versuchen die Veranstalter der Messe mehr Profil zu geben. Neben der Umwelttechnik sind das die Themen Laser in der Fertigungstechnik, Expertensysteme, elektronische Kommunikationshilfen sowie ein bestimmtes Automatisierungssystem. Diese Schwerpunktthemen werden auch in Kongressen und Workshops außerhalb BIG behandelt. Auch dadurch sieht Fiedler den anderen Charakter dieser Messe geschrieben, als Forum der neuen Technologien.

Um das BIG selber ist es in den vergangenen zwei Jahren ruhiger geworden. Zum ersten BIG-Tech 1984 standen vielfach noch die neuen Firmen in diesem Gründerzentrum im Mittelpunkt des Interesses. Inzwischen ist in dem Haus mehr oder weniger so etwas wie der Alltag eingekehrt. Neben den Instituten der TU Berlin arbeiten im BIG im Moment 29 Gründerfirmen, die zusammen 220 Mitarbeiter beschäftigen. Sechs Firmen sind inzwischen ausgezogen. Davon hat nur eine die Segel gestrichen. Für die anderen waren die Räume im BIG zu eng geworden.

Heute abend wird die BIG-Tech durch ein „Wirtschaftsforum Berlin“ eröffnet, an dem auch Wirtschaftssenator Elmar Pieroth teilnimmt. Für auswärtige Besucher halten die Veranstalter ein spezielles Besichtigungsprogramm bereit, das einen Einblick in die Leistungsangebote der Berliner Forschungsstätten gibt.

Ein Magnet dürfte dabei das neue Doppelinstitut für Produktionstechnik sein, das morgen in Anwesenheit von Bundespräsident Richard von Weizsäcker eröffnet wird. Dieses Institut der FU Berlin und der Fraunhofer-Gesellschaft soll eine wissenschaftliche Brutstätte für neue Roboter sein.

VW konzentriert Kabelfertigung

ot. Berlin

Der Wolfsburger Volkswagen-Konzern wird seine Kabelfertigung für sämtliche Autotypen in einem neuen Werk in Berlin konzentrieren. Zu diesem Zweck gründet VW zusammen mit der Bergmann Kabelwerke AG, Berlin, Anfang kommenden Jahres die Volkswagen-Bordnetze GmbH, Berlin, an deren Stammkapital von 4 Mill. DM beide Partner je zur Hälfte beteiligt sein werden. Das Projekt steht noch unter dem Vorbehalt der Zustimmung des Bundeskartellamtes in Berlin, sagte ein VW-Sprecher auf Anfrage.

In dem neuen Werk im Stadtteil Spandau sollen in drei Jahren 270 Mitarbeiter beschäftigt sein. VW beziffert den Jahresumsatz für die Anfangszeit auf rund 30 Mill. DM. Unter Hinweis auf die zunehmende Elektronisierung des Autos mit entsprechendem Kabelbedarf werden erhebliche Zuwachsraten erwartet. Das Projekt soll Anfang 1987 zügig gestartet werden. Die Investitionen in Maschinen und Anlagen der neuen Kabel-Fabrik beziffert VW auf rund 4 Mill. DM.

Dornier-Geräte zertrümmern Gallensteine

Neue Therapie kann die Kosten im Gesundheitswesen um 80 Millionen Mark dämpfen

PAUL WERNER, München

Von dem jetzt vorgestellten Gallenstein-Zertrümmerer will die Dornier Medizintechnik GmbH, München, in den Jahren 1987 und 1988 zusammen etwa 130 bis 150 Stück ausliefern. Der Absatz des Gerätes, das ebenso wie der Nierenlithotripter nach dem Stoßwellenprinzip arbeitet und weniger als 3 Mill. DM kosten dürfte, hängt davon ab, wie rasch die Genehmigungsverfahren in den USA und Japan durchgezogen werden können. Die Serienproduktion wird im Sommer anlaufen. Ein Gallenlithotripter arbeitet im Klinikum München-Großhadern, wo bisher 80 Patienten „unblutig“ behandelt wurden. Eine weitere Pilotanlage ging vor kurzem in Wuppertal in Betrieb. Bis zum Jahresende sollen an beiden Plätzen 200 Gallensteinträger von ihrer Last befreit werden.

Man schätzt, daß in der Bundesrepublik rund fünf Millionen Bürger an Gallensteinen leiden. Jährlich werden rund 70 000 operiert. Wenn davon nur ein Drittel – man geht von 24 000 aus – künftig mit dem Lithotripter behandelt werden, so bedeutet das eine „Kostendämpfung“ um rund 80 Mill. DM; denn während für eine Operation einschließlich des Krankenhausaufenthalts jeweils 7300 DM veranschlagt werden, sind es im Falle der Stoßwellentherapie im Schnitt nur 5800 DM. Mediziner aus Großhadern sprechen von einer Erfolgsrate von 80 Prozent (nach einem halben Jahr). Ideal für diese Behandlung sind große, einzelne Cholesterinsteine.

Das mögliche Potential für den Gallenstein-Zertrümmerer, bei dem die Steine mittels Ultraschall geortet werden, wird weltweit auf rund 2000 Stück veranschlagt. Es ist also deutlich größer als beim Nierensteinzertrümmerer, für den man von 600 bis 900 Anlagen bis zur Marktsättigung ausgeht. Vom Nierensteinzertrümmerer wurden bisher 200 Geräte ausgeliefert und damit über 200 000 Patienten behandelt. (Erfolgsquote 98 Prozent). In der Bundesrepublik stehen 22 Anlagen, womit der Markt weitgehend gesättigt ist, in den USA 130 (einschließlich mobiler Geräte), in Japan 30. Erste Anlagen wurden auch für die Sowjetunion und China kontrahiert. Gespräche gibt es mit Argentinien und Brasilien.

Die Dornier Medizintechnik wird 1986 voraussichtlich wieder so viel wie im Vorjahr, rund 500 Mill. DM, umsetzen. Da für die Jahre 1987 und 1988 etwa ebensoviel Nieren- wie Gallenlithotripter eingeplant sind, dürfte sich der Umsatz auf dieser Höhe halten. Die Lebensdauer eines Geräts wird zwar mit sieben bis zehn Jahren angesetzt, aber der Innovationsrhythmus ist um einiges kürzer, so daß sich vermutlich schon nach fünf Jahren eine Ablösung lohnt.

Um den Gallenlithotripter marktreif zu machen, mußte für Forschung und Entwicklung sowie an Kosten für die Genehmigungphase an die 90 Mill. DM aufgewendet werden. Inzwischen wächst für den „Pionier“ auch Konkurrenz heran, so Siemens und die Firma Wolff in Knittlingen. Auch französische Firmen bemühen sich um diesen Markt. In den USA zeichnet sich dagegen noch kein ernsthafter Wettbewerber ab.

Norden verfügt über ungenutzte Potentiale

dos. Hannover

Im Norden der Bundesrepublik gibt es zwar wirtschaftspolitisch „eine Menge zu tun“; das Schlagwort vom Süd-Nord-Gefälle aber wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Zu diesem Ergebnis kommt eine Untersuchung der Industrie- und Handelskammer Hannover-Hildesheim (IHK), die jetzt der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Die Kammer erkennt nur zwei Indikatoren für ein „Gefälle im geographischen Sinn“: die Arbeitslosigkeit und Industrielöhne. Beide Größen, so IHK-Hauptgeschäftsführer Wilfried Prewo, wiesen für den Norden das höchste Niveau aus, mittlere Werte für die zentral gelegenen Bundesländer und die niedrigsten im Süden. In Bayern zum Beispiel würden die Industrielöhne um 18 Prozent unter denen in Hamburg liegen. Nicht zuletzt deshalb wachse der Norden schwächer als der Süden.

Ein weiterer Grund sei in der unterschiedlichen Branchenstruktur der Bundesländer zu sehen. Zukunftsorientierte, innovative Industrien siedelten sich bevorzugt im Süden an. Dies indes sei durchaus korrigierbar. Der Norden verfüge über wirtschaftliche Potentiale, die lediglich mobilisiert werden müßten. Um den Norden attraktiver zu machen, plädiert die Kammer unter anderem für eine stärkere regionale Lohndifferenzierung. Gefragt seien Flexibilität und Deregulierung in allen Bereichen, auch auf dem Arbeitsmarkt. Wichtig sei es, die im Norden vorhandenen zukunftsträchtigen Bereiche wie Meeresforschung, Luft- und Raumfahrt und Kommunikationstechniken zu fördern.

BÜCHER DER WIRTSCHAFT

Joachim Brede: Lohnsteuer-Berater und Einkommensteuer-Berater, Heyne Verlag, München 1986, je Band 7,80 Mark.
M. H. Weise: 1987 leichter mehr Lohnsteuer (Einkommensteuer) sparen mit System, Moewig Verlag, Rastatt 1986, je Band 9,80 Mark.

Seit mehr als 15 Jahren haben sich diese Ratgeber bewährt und sind in Millionen-Auflagen verbreitet. Mit zahllosen Empfehlungen und Tips helfen sie mit, beachtliche Steuersummen zu sparen. Systematisch aufgebaut, übersichtlich und gründlich bieten sie genaue Anleitungen für das Ausfüllen der Steuererklärung. Eine Fülle von Hinweisen, durch die man sich gründlich durcharbeiten muß und die neueste Steuerrechtsprechung geben jedem einen umfassenden Überblick über (fast) alle Möglichkeiten, Steuern zu sparen.

Akio Morita: Made in Japan, Hestia Verlag, Bayreuth 1986, 526 S., 42 Mark.

Akio Morita, Mitbegründer und Vorsitzender von Sony, beschreibt in diesem Buch seinen Aufstieg aus einem Dorf in der Nähe von Nagoya in die Bürohäuser von London, Paris und New York. Und er schildert, wie sich Sony den Weltmarkt erobert: Mit dem Management, das sich nach Menschen orientierte, mit aufgeschlossenen Forschungsmethoden und mit weltorientierten Vertriebsapparaten. Aber er beschreibt auch, wie die Welt nach seiner Meinung im 21. Jahrhundert aussehen sollte. Die multilaterale technologische Zusammenarbeit sieht er als die Basis künftiger Lebensgestaltung. „Was sich in unserer Zeit entwickelt, ist nicht eine Gesellschaft der nachindustriellen Ära, sondern eine Form der Industrie-Gesellschaft. Wir bewegen uns von der mechanischen Technologie in der Industrie hin zu jenen Formen der hochentwickelten Technologie, die sich mehr auf Zweige wie die Elektronik und die Biotechnik stützen.“

Klaus Luserke: Der neue Rentenratgeber, Heyne Verlag, München 1986, 296 S., 7,80 Mark.

Seit dem Rentenanpassungsgesetz von 1984 gab es zahlreiche gesetzliche Neuerungen. Besonders durch zwei Gesetzeskomplexe sind Millionen von Frauen, Ehepaaren und Frührentner erneut mit der Rentenversicherung konfrontiert: durch die Kindererziehungszeiten und durch die Hinterbliebenenversorgung. Der Rentenexperte Klaus Luserke zeigt, wie man Versorgungslücken schon in jungen Jahren ausgleicht und die Rente durch die Einkommensanrechnung vorauskalkuliert. Seine Informationen erleichtern die Wahl zwischen altem und neuem Recht und helfen, frühzeitig die Weichen für eine optimale Rente zu stellen.

Richard N. Foster: Innovation, Gabler Verlag, Wiesbaden 1986, 344 S., 68 Mark.

Foster, ein erfahrener Unternehmensberater, gewährt in diesem Buch Einblick in die Forschungsarbeiten zum strategischen Technologiemanagement und stellt Instrumente zur Verfügung, mit denen Unternehmen im technologischen Wettstreit zu erfolgreichen Angreifern werden. Warum verlieren Unternehmen ihre führende Marktstellung plötzlich an neue Wettbewerber? Warum halten wenige Unternehmen schon seit Jahrzehnten eine Spitzenstellung in ihrem Markt? Diese Unternehmen haben erkannt, daß man auf Marktveränderungen nicht defensiv reagieren darf. Sie drehen den Spieß um und gehen in die Offensive. Sie greifen an. Nicht nur die Produkte der Wettbewerber, auch die eigenen Produkte werden permanent in Frage gestellt, fallengelassen oder optimiert an den neuesten technologischen Möglichkeiten gemessen.

Harald Sander: Kapitalbildung, Finanzmärkte und Beschäftigung, Nomos Verlag, Baden-Baden 1986, 179 S., 69 Mark.

Die wirtschaftspolitische Diskussion konzentriert sich gegenwärtig zu stark auf den Arbeitsmarkt. Demgegenüber betont die vorliegende Arbeit, daß erst die Möglichkeit, Kapital in Form von Finanzaktiva zu erwerben, zu Divergenzen zwischen Ersparnissen und Investitionen, also zu gesamtwirtschaftlichen Instabilitäten führen kann. Aufbauend auf einer Methodenkritik an der traditionellen Marktökonomie wird ein Flow of Funds-Analyserahmen vorgestellt, der die Zusammenhänge zwischen Finanzierung, Kapitalbildung und Nachfrage angemessen behandeln kann. (wat)

Wochenschlußkurse

New York

	21.11.	14.11.
Adv. Micro Dev.	15,625	15,625
Aetna Life	56	54,375
Alcan Aluminium	31,375	30,625
Alcoa	36,125	35,375
Allied Signal	40,375	41
AMR Corp	56,625	56,375
Amax	12	12,125
Am. Cyanamid	79,375	76,625
Am. Express	57,5	56,5
Am. Motors	3,125	3,5
Am. Tel. & Telegr.	26,75	25,125
Amoco Corp	68,75	68,875
Asarco	15,125	16
Atlantic Richfield	60,25	61,125
Avon Products	28,875	30
Bally	21,75	20,625
Bk. of America	15,5	15,25
Bethlehem Steel	5,25	5,375
Black & Decker	16,625	17,25
Boeing	52,375	50,5
Brunswick	31,375	30,625
Burroughs	80	78,75
Caterpillar	39,375	38,875
CBS	132	136,5
Celanese	242,125	241,5
Chase Manhattan	35,875	35
Chrysler	37,875	38,125
Citicorp	50,5	50,5
Clorox	49,875	48,5
Coca-Cola	36,125	36,875
Colgate	40	41
Commodore	8,675	8,625
Commonw. Edison	34	33,125
Comm. Satellite	29,5	30,5
Control Data	25,5	25,625
CPC Int.	77,125	67,5
Curtiss Wright	52,875	53
Deere	22,875	22,25
Delta Airlines	48,875	48
Digital Equipm.	105	99,125
Dow Chemical	57	56,75
Du Pont	89,875	86,5
Eastern Gas-Fuel	30,375	30,375
Eastman Kodak	69	66,75
Enron	40,5	40,375
Exxon	70,125	69,375
Firestone	27	28,625
Fluor	17,25	12
Ford	58,875	55,625
Foster Wheeler	12,375	12,75
Fruehauf	–	–
GAF Corp.	40	41,875
General Dynamics	72,875	75,5
General Electric	79,25	77

	21.11.	14.11.
General Instr.	17,5	17,5
General Motors	73,375	70,5
Gen. T. & E.	59,875	62,75
Global Nat. Res.	4,5	4,625
Goodrich	44,375	45,75
Goodyear Tire	42,25	47,25
Grace	52,125	53,625
Halliburton	25	25,25
Heinz	41,375	41,625
Hewlett Packard	43	41,625
Homestake	25,25	26,75
Honeywell	66,125	71
IBM	123,625	121,375
Int. Tel. & Tel.	54,375	54,25
Int. Paper	75	73
Jim Walter	48	47,125
Lear Siegler? / Lucas Industries	80,625	84
Lockheed Corp.	51,25	55,25
Loew's Corp.	61,25	61,875
Lone Star	31,375	30,5
Louisiana Land	28,375	29,5
LTV Corp.	1,75	2
McDermott A	20,75	21,375
McDonnell Doug	79,75	80,125
Merck & Co.	110,25	105
Merrill Lynch	36	39,5
Mesa Petroleum	3,625	3,625
Minnesota M.	110,25	110,375
Mobil Oil	40	40,5
Monsanto	76,75	76
Morgan J.P.	83,875	82,25
Nat. Semiconductor	11	10,875
Navistar Int. Corp.	5,875	6
NCR	46	45,625
Newmont	57,75	59,375
Owens Ill.	45,25	44,625
PanAm World	5,625	5,75
Pfizer	61,5	60,75
Philip Morris	70,5	69,25
Phillips Petroleum	10,75	11
Pittston	11,75	12,75
Polaroid	69,375	68
Prime Computer	17,125	15,875
Procter & Gamble	76,875	74,5
Revlon	17,125	14,75
Reynolds Ind.	49,625	49,625
Rockwell Int.	45,75	42
Rorer Group	41,125	43,25
Salomon	41,625	41
Schlumberger	32,625	35,625
Sears, Roebuck	45,375	47,375
Singer	40,375	45,125
Stand. Oil Calif.	47	47,375
Storage Techn.	2,625	2,5
Tandy	41,875	39,75
Teledyne	313,375	310,75
Telex Corp.	64,25	64,5
Tesoro	11	11

	21.11.	14.11.
Texaco	34,875	36,625
Texas Instrum.	117,5	115
Tosco	2,375	2,375
Trans World Corp.	38,125	40,125
Transamerica	35,125	35,25
Travelers	44,5	44
Turner Broadcast.	14	15,5
UAL	57,5	58
Ucal Corp.	23,625	23,75
Union Carbide	23,625	23,875
Union Oil of Calif.	36,125	26,75
US Gypsum	42	47,5
USX Corp.	21,5	21,125
United Technologies	44,875	45,875
Walt Disney	44,25	42,375
Warner Comm.	22,5	23,375
Westinghouse El.	58,625	57
Weyerhaeuser	39,5	36,875
Whittaker	31	31,25
Woolworth	42,75	45,875
Wrigley	49	47,75
Xerox	58,875	58,625
Zenith Radio	21	20,375
Dow Jones Index	1873,56	1873,59
Stand. & Poor's	245,86	244,49

Toronto

	21.11.	14.11.
Abitibi-Price	27,75	27,5
Alcan Alu.	43,25	42,5
Bk. of Montreal	33,25	34,125
Bk. of Nova Scotia	74,375	18,875
Bell Cdn Enterprises	37	37,5
Bow Valley Ind.	12,875	13,5
Brenda Mines	8,5	8,875
Brunswick M & Sm.	12,5	12,875
Cdn. Imperial Bk.	20	20,375
Cdn. Pacific Ltd.	15,625	15,75
Cominco	13,5	13,5
Conwest Res.	0,72	0,78
Denison Mines	6,625	7,375
Dome Petroleum	0,98	1,02
Domtar	34,5	34,75
Falconbridge Ltd.	17,25	18,125
Great Lakes Forest	29	28,5
Gulf Canada	13,375	12,375
Gulfstream Res.	–	0,65
Hudson Bay Mng. Sp	6,375	6,5
Husky Oil	10	10
Imperial Oil -A-	47,375	48
Inco	17,125	17,5
Inter City Gas Ltd.	14,25	14,875

	21.11.	14.11.
Interprov. Pipeline	39,25	39,75
Kerr Addison	16	16,5
Lac Minerals	25,75	28,375
Marco Resources	1,2	–
Moore Corp.	–	78,75
Noranda Mines	20,5	21,25
Norcen Energy Res.	14,25	14,5
Northgate Expl.	5,75	6,5
Northern Telecom	44,375	43
[illegible]	[illegible]	6,125
Nu West Group	0,34	0,32
Oakwood Petrol	–	–
Placer Development	29,625	30,75
Provigo Inc.	17,875	18
Ranger Oil	6,5	6,75
Revenue Properties	3	2,2
Rio Algom	20,375	20,75
Royal Bk. of Can.	32,875	33,625
Seagram	97,125	98
Shell Canada	25,625	25,5
Sherritt Gordon	6,25	6,75
Stelco -A-	19,5	19,625
TransCdn. Pipelines	16,75	15,75
Verity Corp.	2,7	2,65
Westcoast Transm.	13	13,125
Index: TSE 300	3021,30	3070,00

Tokio

	21.11.	14.11.
Alps	2040	2000
Bank of Tokyo	827	830
Banyu Pharma	975	921
Bridgestone Tire	679	675
Canon	1056	1010
Daikin Kogyo	737	677
Daiwa House	1790	1750
Daiwa Sec.	1520	1670
Eisai	1980	1820
Fuji Bank	1720	1683
Fuji Photo	3230	3050
Fuji Radio	2910	2870
Hitachi	975	960
Honda	1230	1190
Ikegai Iron	305	299
Itoman	1130	1170
Ito Yokado	4040	4020
Japan Air	9540	9780
Japan Mat	326	340
Japan Syn. Rubber	372	369
Jujo Paper	397	396
Kajima	1180	1150
Kansai Elec. P	3700	330

	21.11.	14.11.
Kao Soap	1620	1570
Kawasaki H	135	196
Kawasaki S	165	169
Kirin Brewery	1470	1410
Komatsu	467	489
Kubota Iron	355	384
Kyocera	4380	4080
Makita El.	1190	1160
Marui	2730	2650
Matsushita El. Ind.	1750	1750
Matsushita El. Wks.	1720	1650
Minolta Camera	717	718
Mitsubishi Corp.	984	1000
Mitsubishi El	407	413
Mitsubishi Estate	2220	2160
Mitsubishi Heavy I.	421	421
Mitsui Co. Ltd.	525	536
Mitsukoshi	1179	1150
Mitsumi El	1540	1210
Nihon Cement	590	560
Nikko Sec.	1360	1410
Nippon Kokan	209	221
Nippon Oil	1120	1130
Nippon St.	159	161
Nippon Yusen	407	406
Nissan Motor	545	547
Nomura Sec.	2700	2910
Olympus	1140	1070
Penta-Ocean	655	679
Pioneer	2170	2050
Renown	840	831
Ricoh	923	896
Sankyo	1440	1310
Sony Stereo	1340	1260
Sekisui Pref.	1530	1636
Sharp	983	940
Shiseido	2050	1970
Sony	3400	3350
Sumitomo Bank	1880	1880
Taisei Corp	875	926
Taisho Marine	970	870
Takeda Chem	2570	2190
Teijin	661	655
Tokyo Elec	1230	1160
Tokyo Gas	975	1010
Tokio Marine	1560	1570
Tokyo El. Power	7560	7730
Toray Ind.	600	551
Toshiba Elec.	507	577
Toto	1830	1780
Toyo Kogyo	372	377
Toyota Motor	1920	1810
Yamaichi	–	1390
Yamazaki	2340	2270
Yamaha	640	647
Yomeroku?	1600	1510
Index	1445,87	1430,30

Ende der Stabilität

Py. – Das Jahr 1986 dürfte wohl für eine Weile das letzte gewesen sein, das den Versicherten in der privaten Krankenversicherung stabile Beiträge, wenn nicht sogar in vielen Tarifen Beitragssenkungen gebracht hat. 1986 wird im Gesundheitswesen mit einem Mehraufwand von etwa fünf Prozent zu rechnen sein. Damit ist der Anstieg zwar etwas flacher als 1985, aber er wird dennoch wieder über dem Anstieg der Beitragseinnahmen von voraussichtlich zwei Prozent liegen.

Die Folge: Nach Jahren wird für 1987 erstmals wieder mit Beitragserhöhungen zu rechnen sein. Das kann den privaten Krankenversicherern kaum gelegen kommen. Sie befinden sich, was das Neugeschäft angeht, in einer Phase wachsender Akzeptanz. Rund 100 000 Versicherte werden 1986 zu ihr stoßen, die wie die bisher über 5,1 Millionen Versicherten von der jahrelangen Beitragsstabilität angezogen wurden.

Glücklicherweise haben es nach wie vor die Versicherten zum Teil selbst in der Hand, über eigenes Kostenbewußtsein die Beitragsentwicklung im Zaum zu halten. Das dürfte nicht zuletzt den Sozialpolitikern in Bonn zu denken geben, die sich gegenüber den Finanzpolitikern in Sachen privater Pflegeversicherung der Kranken- und Lebensversicherer leider nicht durchsetzen können.

Wenn die Finanzexperten schon rechnen, sollten sie bedenken, daß die von der PKV auf Wunsch der Sozialpolitiker auf den Weg gebrachten Lösungen eigenverantwortlicher Altersvorsorge allemal preiswerter sind als jede gesetzliche Regelung für später Pflegebedürftige. Aber wie in der Lebensversicherung, um deren stärkere steuerliche Förderung Bonn sich in Kenntnis der demografischen Entwicklung mit Blick auf die Rentenversicherung im Jahr 2005 herummogelt, bedarf auch die Pflegekrankenversicherung eines Anstoßes zur Selbsthilfe. *Ohne sie „träumt" sich die* öffentliche Hand in die Pleite, die immer teurer wird als vorausschauende, nur auf den ersten Blick kostspieligere Lösungen.

Unterschiedliche Angebote für den Pflegefall im Alter

Beispiele aus 15 Tagegeld- und Kostentarifen

Während in Bonn nach wie vor kontrovers diskutiert wird, ob eine gesetzliche Pflegeversicherung eingeführt werden soll – Leistungserweiterungen für Schwerstpflegebedürftige sind auf dem gesetzlichen Weg –, versuchen die Unternehmen der privaten Krankenversicherung, die Angebotslücke zu schließen. Sonderlich beliebt scheint dieses neue Kind bei den Privatversicherern allerdings nicht zu sein: denn nachdem die Hallesche-Nationale im Januar 1985 mit dem ersten Pflegekostentarif auf den Markt kam, haben sich bisher erst weitere 14 Unternehmen diesem Beispiel angeschlossen – mit unterschiedlichen Angeboten.

Die privaten Krankenversicherer bieten Pflegeversicherungen an, die sich in einem wesentlichen Punkt unterscheiden:

Die vereinbarte Leistung steht dann zu, wenn ein Versicherter pflegebedürftig wird und durch anerkannte Kräfte gepflegt wird – sei es zu Hause durch Krankenpfleger beziehungsweise Krankenschwestern oder in einem Tages-/Nachtheim oder in einem Pflegeheim.
Leistung ist nicht davon abhängig, daß ausgebildetes Personal die Betreuung übernimmt; gezahlt wird auch dann, wenn Angehörige/Nachbarn als Pfleger tätig werden.

Im ersten Fall handelt es sich um einen Pflegekostentarif, im zweiten um einen Pflegetagestarif. Anbieter von Pflegekostenversicherungen sind in deutlicher Minderzahl (Beispiele: Hallesche-Nationale; DBV + Partner).

Alle Versicherer gehen davon aus, daß Pflegebedürftigkeit dann angenommen wird, wenn die versicherte Person bestimmte Verrichtungen des täglichen Lebens nur noch mit Hilfe anderer bewältigen kann. Soweit ein Pflegetagegeld versichert ist, wird der Grad der Pflegebedürftigkeit nach einem Punktsystem ermittelt. Je nach (ärztlich bescheinigter) Punktzahl gibt es den prozentualen Anteil der versicherten Summe.

Beispiele aus den Angeboten:

Barmenia, Wuppertal

Pflegetagegeld-Tarif; Leistung auch bei Pflege durch Angehörige ohne Kostennachweis: Geld gibt es, wenn wenigstens drei (von sechs) Pflegestufen erreicht sind (25 Prozent in Pflegestufe I, bis 100 Prozent in Stufe IV); Beiträge: 30jährige Frau 28,50 Mark pro Monat; 30jähriger Mann 23 Mark; 55jährige Frau 79 Mark, 55jähriger Mann 64,50 Mark – bei jeweils 1500 Mark Pflegetagegeld monatlich; Höchsteintrittsalter: 60½ Jahre.

Central Krankenversicherung, Köln

Pflegetagegeld-Tarif: Geld gibt es, wenn wenigstens vier (von sechs) Pflegestufen erreicht sind: bei stationärer Pflege stets 100 Prozent, bei ambulanter Pflege durch geprüfte Pfleger 66⅔ Prozent (20 Prozent Selbstbeteiligung), bei sonstiger ambulanter Pflege 33⅓ Prozent; Beiträge für 1500 Mark Pflegetagegeld: 30jährige Frau 16,25 Mark, 30jähriger Mann: 12,70 Mark; 55jährige Frau 50,75 Mark, 55jähriger Mann 40,65 Mark. Höchsttagegeld 3600 Mark pro Monat; Höchsteintrittsalter: 60 Jahre.

Deutsche Krankenversicherung, Köln

Pflegetagegeld-Tarif: Geld gibt es, wenn drei (von sechs) Pflegestufen erreicht sind (40 Prozent in Stufe I); Beiträge: 30jährige Frau 28,80 Mark, 30jähriger Mann 23,80 Mark; 55jährige Frau 80,10 Mark, 55jähriger Mann 67,10 Mark – bei jeweils 1500 Mark Pflegetagegeld monatlich; Höchsteintrittsalter: 60 Jahre.

DBV + Partner, Wiesbaden

Pflegekosten/Pflegetagegeld-Tarif; Leistung bei Pflege durch anerkannte Pflegekräfte oder durch Angehörige; bei Pflegekräften: Ersetzt werden 80 Prozent der Aufwendungen bis zu 60 000 Mark pro Kalenderjahr – je nach gewähltem Tarif mit Selbstbehalt von 5000 Mark oder 10 000 Mark ohne Selbstbehalt; bei Pflege durch Angehörige Pflegetagegeld maximal 1200 Mark pro Monat; Beiträge: 30jährige Frau: 42,71 Mark, 30jähriger Mann 32,05 Mark; 55jährige Frau 119,24 Mark; 55jähriger Mann 98,61 Mark. Höchsteintrittsalter: 65 Jahre.

Hallesche-Nationale, Stuttgart

Pflegekosten-Tarif; Leistungen nur bei Pflege durch anerkannte Pflegekräfte; ersetzt werden 80 Prozent der Aufwendungen für das Pflegepersonal: bei häuslicher Pflege bis 4500 Mark pro Monat, bei teilstationärer Pflege bis 3000 Mark, bei stationärer Pflege bis 1500 Mark. Kein Punktsystem zur Einstufung der Pflegebedürftigkeit; Beiträge: 30jährige Frau: 41,09 Mark, 30jähriger Mann: 33,47 Mark; 55jährige Frau: 116,99 Mark, 55jähriger Mann: 96,19 Mark, Höchsteintrittsalter: grundsätzlich 60 Jahre (darüber zu Sonderbedingungen).

WOLFGANG BÜSER

Hochverdiener brauchen nicht den Schutz des gesetzlichen Kassensystems

Erwartungen der „Privaten" an eine Strukturreform in der Krankenversicherung

Von H. FROMMKNECHT

Eine Strukturreform, die diesen Namen verdient, sollte tatsächlich versuchen, Strukturen zu verändern und nicht lediglich – wie bisher praktiziert – an Symptomen herumkurieren. Dauernde kurzfristige Eingriffe, die angeblich die Sozialversicherungssysteme sanieren sollen, führen in Wirklichkeit zu deren Destabilisierung, da sie weiteren Interventionsbedarf hervorrufen. Denn: Interventionen ziehen Interventionen nach sich.

Es kommt also zuerst darauf an, die Rahmenbedingungen richtig zu setzen. Sie haben sich insofern geändert, als sich die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse breiter Schichten in den zurückliegenden Jahrzehnten grundlegend verbessert haben. Damit ist zunehmend auch eine eigenverantwortliche Vorsorge für die Wechselfälle des Lebens möglich geworden. Deshalb erscheint es ordnungspolitisch fragwürdig, wenn heute fast 90 Prozent der Bevölkerung (70 Prozent Pflichtversicherte, 20 Prozent freiwillige Mitglieder) als sozial Schutzbedürftige in der gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) versichert sind.

Es ist unvertretbar, daß selbst Gut- und Hochverdiener in den Genuß wesentlicher Vergünstigungen des Kassensystems kommen, die eigentlich den sozial Schwächeren vorbehalten bleiben sollten. Außerdem beteiligen sich die besserverdienenden freiwilligen Mitglieder wegen ihrer höheren Ansprüche, aber auch wegen der hohen Zahl beitragsfrei mitversicherter Familienangehöriger, nicht angemessen am Solidarausgleich. Es ist deshalb erforderlich, daß sich Nichtschutzbedürftige eigenverantwortlich und risikogerecht in der Privaten Krankenversicherung (PKV) absichern. Dabei erscheinen Personen mit Einkommen deutlich oberhalb der Jahresarbeitsverdienstgrenze nicht sozial schutzbedürftig verglichen mit denen, deren Einkommen unterhalb dieser Grenze liegt. Es ist daher nicht gerechtfertigt, diesen Personen die sozialen Vergünstigungen der GKV in gleicher Weise zukommen zu lassen wie den Pflichtversicherten. Dies sollte im Rahmen der Strukturreform bereinigt werden.



Heinrich Frommknecht, Vorsitzender des Verbands der privaten Krankenversicherung, Köln
FOTO: DIE WELT

Die PKV begrüßt eine strukturelle Bereinigung beim eigenständigen Sicherungssystem der Beamten. In dieses System paßt nämlich nicht der gesetzliche Krankenversicherungsschutz, dem das Sachleistungsprinzip und der Solidaritätsgedanke zugrunde liegen. – Eine beihilfekonforme Krankenversicherung ist nur im Rahmen der PKV möglich, die über spezielle Tarifangebote für Beamte verfügt.

Deshalb wird sich – im Einvernehmen mit dem Bundesinnenminister – die PKV ab 1. Januar für alle Beamten im Rahmen gewisser Fristen öffnen. Zwar nimmt die PKV mit diesem Angebot auch eine Marktchance wahr, sie geht aber auch Risiken ein, da sie auch Beamte mit hohen Gesundheitsrisiken und Pensionäre nicht abweisen wird.

Das Angebot der PKV beruht im übrigen auf völlig normalen Tarifen für Beamte. Die Besonderheit liegt darin, daß etwa notwendige Risikozuschläge auf höchstens 100 Prozent der Tarifbeiträge begrenzt werden. Es gibt keine Sondertarife. Der Vorwurf, die PKV ließe Dumping-Tarife zu, entbehrt jeder Grundlage.

Der Innenminister selbst hat die Maßnahme als wichtigen Schritt zur im Rahmen der Strukturreform ordnungspolitisch notwendigen Entmischung der beiden staatlichen Sicherungssysteme bezeichnet.

Die PKV ist bereit und offensichtlich auch in der Lage, weitere Beiträge zu leisten, damit Subsidiarität nicht nur ein Modewort bleibt, sondern in praktische Politik umgesetzt wird.

Anwartschaft für Wehrpflichtige

Py. **Düsseldorf**

Wehrpflichtige, die als Soldaten freie Heilfürsorge erhalten, können ihren privaten Krankenversicherungsschutz für die Dauer ihres *Wehrdienstes beibehalten.* Der Bund bezahlt für sie den Beitrag für eine Anwartschafts-Versicherung für Vollkosten- und Zusatz-Versicherungen sowie für die Tagegeld- und Krankenhaus-Tagegeldversicherung. Die Anwartschaft sichert die volle Wirksamkeit des Versicherungsschutzes bei Rückkehr ins Zivilleben. Den Beitrag erhalten auch wehrpflichtige Schüler ohne eigenes Einkommen. Familienangehörigen, die nicht sozialversicherungspflichtig sind und kein Einkommen haben, zahlt der Bund den gesamten Beitrag.

Befreiungsrecht bei Teilzeitarbeit

Py. **Düsseldorf**

Privat versicherte Angestellte, können seit dem 1. August 1986 auch dann privatversichert bleiben, wenn sie von einer Vollbeschäftigung in eine Teilzeitbeschäftigung wechseln und ihr Einkommen dabei unter die Versicherungs-Pflichtgrenze sinkt. Erforderlich ist ein Antrag auf Befreiung von der Versicherungspflicht. Er kann nur innerhalb eines Monats nach Beginn der Versicherungspflicht bei der zuständigen Kasse eingereicht werden. Befreite Teilzeitkräfte müssen weniger als die Hälfte der betrieblichen Wochenarbeitszeit tätig und mindestens 5 Jahre voll privat versichert gewesen sein. Sie erhalten auch einen Arbeitgeberzuschuß zu ihrem Versicherungsbeitrag.

Mehr bezahlen, ohne zu fahren

Py. **Düsseldorf**

Wer sein Motorrad oder Auto für den Winter stillegt, sollte das aus Sparsamkeit nicht zu früh tun. Der Bundesverband Deutscher Versicherungs-Kaufleute (BVK) *macht darauf* aufmerksam, daß man auf dem gerade erreichten Schadenfreiheits-Rabatt sitzen bleibt, wenn die Abmeldungszeit mehr als ein halbes Jahr beträgt. Ist sie länger als ein Jahr, wird man sogar in eine niedrigere Rabattgruppe zurückgestuft.

Der BVK: „Es kann sich durchaus lohnen, für ein paar Wochen die Versicherung weiter zu zahlen, um sicherzustellen, daß man trotz Stillegung den nächst günstigeren Rabattsatz erhält, wenn das Fahrzeug wieder angemeldet ist."

Qual der Wahl für passende Absicherung

Pflegekranken- und Pflegerentenversicherung, ein Vergleich – Unterschiedliche Varianten

Von KLAUS BOHN

Seit Mitte 1985 können sich Bundesbürger privat gegen die finanziellen Folgen der Pflegebedürftigkeit versichern. Der Laie ist dabei nicht zu beneiden, aus der Fülle der unterschiedlichen Angebote der Lebensversicherer und der privaten Krankenversicherer das für ihn Passende herauszusuchen.

Die Pflegerentenversicherung der Lebensversicherer beinhaltet als Leistungskomponenten die reine Pflegerente, die ab einem bestimmten Alter (zwischen 80 und 85) in jedem Falle in eine Altersrente übergeht und eine Todesfalleistung in Höhe von mindestens 24, maximal 36 Monatsrenten, abzüglich bereits geleisteter Rentenzahlungen.

Zusätzlich zum eigentlichen Pflegerisiko werden also weitere lebensversicherungstypische Risikobereiche mitabgedeckt. Das macht den Versicherungsschutz teuer, zum Beispiel im Vergleich zur Pflegetagegeldversicherung der privaten Krankenversicherung. Hier erhält der Versicherte im Pflegefall sein versichertes Tagegeld. Auf das zwangsweise Anbündeln weiterer Risikobereiche wird dabei verzichtet. Der für die Pflegetagegeldversicherung aufzubringende Beitrag – er muß auch im Pflegefall gezahlt werden – ist deshalb erheblich niedriger als bei der Pflegerentenversicherung.

Die Leistungen der Pflegerenten- und der Pflegetagegeldversicherung sind von der Pflegestufe abhängig. Diese ist ein in den Tarifwerken definierter Punktwert, mit dem die Schwere der Pflegebedürftigkeit bewertet werden soll. Bei den Angeboten der PKV gibt es hierbei höchst unterschiedliche Varianten.

Einen ganz anderen Weg gehen die PKV-Unternehmen, die eine Pflegekostenversicherung anbieten. Sie sind überzeugt, daß das Pflegerisiko ein Kostenrisiko ist, dem nicht mit einer Summenversicherung beizukommen ist – Krankenhauskosten werden ja auch nicht mit einer Krankenhaustagegeldversicherung gedeckt. In der Pflegekostenversicherung werden 80 Prozent der entstehenden Aufwendungen im Rahmen bestimmter Höchstsätze erstattet. Die anfallenden Kosten sind alleiniger Maßstab für die Leistung und nicht ein objektiv nur schwer nachvollziehbarer Punktwert wie die Pflegestufe.

Im Regelfall ist die Pflegekostenversicherung die geeignete Form der Absicherung der Pflegerisikos. Eine ergänzende Pflegerentenversicherung ist dann von Interesse, wenn sie als Einmalbeitragsversicherung abgeschlossen wird und aus gerade freiwerdenden Lebensversicherungen finanziert werden kann.

Der Autor ist Vorstandsmitglied der Hallesche-Nationale Krankenversicherung aG, Stuttgart

NACHRICHTEN



Immer mehr Angestellte greifen zum Rechenstift – jene, deren Einkommen oberhalb der Beitragsbemessungsgrenze (für 1986: 4200, für 1987: 4275 Mark) liegt. Nicht selten ergreifen sie die Möglichkeit, von der Gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) in die private Krankenversicherung (PKV) überzutreten. In den vergangenen fünf Jahren hatten die „Privaten" einen Zulauf von 444 000 neuen Kunden. Dies nicht zuletzt deswegen, weil die Beiträge für die GKV in diesem Zeitraum kräftig gestiegen *sind. 1981 war ein Höchstbeitrag* von 389 Mark monatlich zu zahlen, 1986 sind es schon 512 Mark. In der PKV können Beiträge durch gestaffelte Selbstbeteiligung gesenkt werden. GRAFIK: GLOBUS

Lebensversicherung ohne Untersuchung

Berlin (WR) – Das Bundesauf*sichtsamt für das Versicherungswe*sen (BAV) wird künftig Lebensversicherungen ohne ärztliche Untersuchung bis zu 250 000 (bisher 150 000) Mark genehmigen. Dementsprechend wurden die Höchstbeträge für die jährliche Rente ohne ärztliche Untersuchung auf bis zu 30 000 Mark heraufgesetzt. Dies betrifft selbständige Berufsunfähigkeits-Versicherungen, Berufsunfähigkeits-Zusatzversicherungen sowie *Pflegerenten*-Versicherungen.

Nieren-Transplantation

Düsseldorf (WR) – Die Kosten für Nierentransplantationen werden bei Privatversicherten wie die anderer medizinisch notwendiger Behandlungen von den privaten Krankenversicherungen übernommen. Auch die beim Spender entstehenden Aufwendungen werden dabei als Teil der Heilbehandlungskosten des Organempfängers behandelt. Die Dialysebehandlung eines Nierenkranken kostet derzeit jährlich zwischen 50 000 und 100 000 Mark. Eine Nierentransplantation kostet einschließlich nachoperativer Behandlung rund 40 000 Mark.

Mutterpaß erweitert

Düsseldorf (Py.) – Schwangere erhalten ab sofort einen neuerarbeiteten und erweiterten Mutterpaß. Er soll, so die Kaufmännische Krankenkasse (KKH), Vorsorge für Mutter und Kind insbesondere gegen Röteln und Hepatitis B verbessern helfen. Schutzimpfungen gegen Röteln-Infektionen der Mutter reichten bisher nicht in jedem Fall aus, sodaß künftig bei fehlendem Befund über eine Immunität ein spezieller Röteltest vorgenommen wird. Eine neu eingeführte Frühdiagnostik für Schwangere soll die Hepatitis-B-Gefahr vermindern.

Außendienst-Kalender

Düsseldorf (Py.) – Der erstmals 1981 erschienene „Verkaufskalender für den Versicherungs-Außendienst", der sich in kurzer Zeit einen guten Ruf als praktische Akquisitionshilfe erworben hat, liegt jetzt für 1987 vor. Neben dem praktischen Kalendarium sind auf über 70 Seiten von Adolf Bauer wichtige Daten und Fakten für das Kundengespräch zusammengetragen (Auskunft: Verlag Memoform, Dießen a. A., Postfach 100, 18 Mark zuzüglich MWSt. und Versandkosten).

Antennenschäden

Düsseldorf (Py.) – Fernsehteilnehmer, die sich die Reparaturkosten für Antennen nach einem Sturm von ihrer Versicherung erstatten lassen wollen, sollten ihren Versicherungsschutz überprüfen. Sturmschäden an „außen angebrachten Sachen" wie Antennenanlagen oder Markisen werden erst seit relativ kurzer Zeit automatisch durch die Hausrat- oder Wohngebäudeversicherung ersetzt. Bei älteren Verträgen bedurfte es, wie die Concordia Versicherung, Hannover, feststellt, meist einer besonderen Vereinbarung, die solche Schäden einschloß.

Namensänderung

Düsseldorf (WR) – Die gemeinwirtschaftliche Volksfürsorge Lebensversicherung AG, Hamburg, hat jetzt den Firmennamen mit dem Wort „Deutsche" ergänzt. Damit soll ein weiterer Schritt zur Angleichung der Erscheinungsbilder von Volksfürsorge Leben und Volksfürsorge Sach vollzogen werden, die diesen Namenszusatz schon seit langem trägt.

Für Gips wollen Ärzte Bares

Versichert in den Wintersport im Ausland

Ein Gipsbein im Urlaub – etwa in Tirol – kann böse ins Geld gehen. Trotz Sozialabkommen mit der Bundesrepublik Deutschland behandeln österreichische Ärzte vielerorts deutsche Urlauber nur als Privatpatienten. Für den Wintersport im Ausland raten auch die gesetzlicehn Krankenkassen, mit einer privaten Auslandsreise-Krankenversicherung vorzubeugen.

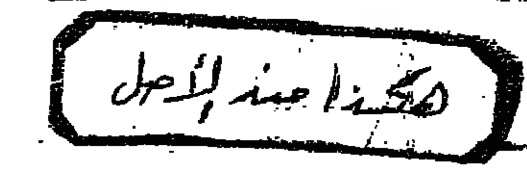
Zwar besteht mit den klassischen Wintersport-Alpenländern wie Österreich, Frankreich und Italien ein Sozialabkommen, aufgrund dessen gesetzlich versicherte deutsche Urlauber die Leistungen der dortigen Krankenkassen in Anspruch nehmen können. Doch nicht überall erhält man den daheim gewohnten medizinischen Standard.

Viele werden darüber hinaus zu*sätzlich privat zur Kasse gebeten.* Und in den österreichischen Bundesländern Salzburg, Steiermark und Tirol werden deutsche Urlauber überwiegend nur als Privatpatienten behandelt, trotz Sozialabkommen. Mit der Schweiz gibt es kein solches Abkommen. Hier muß generell privat gezahlt werden. Der Patient bekommt seine Auslagen von der Krankenkasse daheim erstattet, jedoch oft zu niedrigeren deutschen Sätzen.

Eine private Reise-Krankenversicherung erstattet die Kosten für Arztbehandlung, Medikamente und Krankenhaus in voller Höhe. Das gilt selbst für die Kosten eines medizinisch notwendigen Rücktransports per Flugzeug.

Der Versicherungsschutz kostet, gemessen an den möglichen Risiken, wenig. Pro Tag und Personen müssen zwischen 50 und 90 Pfennig gezahlt werden. Die Reisepolice für das ganze Jahr (14 bis 17 Mark pro Person) ist *schon bei zwei Urlaubsaufenthalten* im Jahr günstiger als der Kurztarif.

(AV)



Die neue „Klinik-Card“ – Prestigeplastik oder mehr?

Bundesweite Einführung läßt der Phantasie freien Lauf

Eine „Klinik-Card“ wollen die privaten Krankenversicherer in der Bundesrepublik Deutschland in Kürze ihren Kunden bei Bedarf als Krankenhaus-Ausweis aushändigen, gut sechs Jahre nach Einführung der „Medi-Card“ durch den Marktführer, die Deutsche Krankenversicherung AG (DKV). Die sprachliche Angleichung der deutschen Versicherungen an das Angelsächsische (ist das deutsche Wort „Karte“ nicht mehr gut genug?) ist ebenso offenkundig wie das Anpassungsbedürfnis an längst eingefahrene Praktiken im Kreditgewerbe mit „Eurocard“, „Kreditkarte“ und „Kundenkarte“.

Jedenfalls soll, so der Verband der privaten Krankenversicherung (PKV), der vorgesehene Plastikausweis für stationäre Krankenhauspatienten die bisher von den „PKV-Unternehmen in eigener Regie ausgegebenen Kostenübernahme-Erklärungen weitestgehend ablösen und einer Vereinfachung von Krankenhauskosten (wozu allerdings nicht die Arztkosten gehören) dienen“.

Die vorgesehenen „Klinik-Cards“ enthalten, gleich den „Medi-Cards“ der DKV, die persönlichen Daten des Versicherten, sie informieren über seinen individuellen Versicherungsschutz für stationäre Krankenhaus-Leistungen.

Die DKV, die der Branche ihr Know-how zur Verfügung stellte, will trotz der Gleichartigkeit des Produkts ihre „Medi-Card“ – auch unter ihrem Namen – beibehalten. Schließlich wird sie mit Ausnahme der Neuzugänge von fast allen ihrer rund 1,5 Millionen Versicherten akzeptiert, ebenso von 75 Prozent der rund 1800 Krankenhäuser in der Bundesrepublik. Einige PKV-Unternehmen zögern im Blick auf ihre guten Erfahrungen mit der Kostenübernahme-Erklärung noch mit der Einführung der Plastikkarte.

Abgesehen von der Zweigleisigkeit von „Medi-Card“ und „Klinik-Card“, es bleibt künftig jedem Unternehmen überlassen, wie es seine Karte gestalten will. Von einheitlichem Aussehen keine Spur.

Das sicher Verwaltungskosten sparende System eröffnet der Plastikkarte neue, beachtenswerte Dimensionen. Schon gibt es Überlegungen, die „Klinik-Card“ als einen ersten Baustein einer weiterführenden umfassenden Rundum-Service-Karte aufzufassen, die auch Leistungen im Rahmen ambulanter Behandlungen enthält. Noch sind die Möglichkeiten der EDV bei weitem nicht ausgereizt. Bei weiterer technischer Perfektion darf jedoch im wohlverstandenen Interesse des Versicherten der Datenschutz nicht auf der Strecke bleiben.

KARL-HEINZ STEFAN

Die private Krankenversicherung ist auch für Familien mit Kindern interessant

Beitragsvergleich zu den „Gesetzlichen“ – Risikogerechte Prämien und günstiger Selbstbehalt

Von GÜNTER VÖLKER

Die private Krankenversicherung (PKV) erfreut sich wachsenden Zulaufs: Nahezu eine Viertelmillion Personen vollzogen 1985 den Übertritt von der gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) – rund 100 000 Personen mehr als den umgekehrten Weg in die Pflichtversicherung gehen mußten. Soweit bekannt, hat sich dieser Trend auch 1986 fortgesetzt.

Worin ist der positive Saldo in der Wanderungsbilanz begründet? Sind es die anhaltenden Finanzprobleme der GKV, die vielen freiwilligen Mitgliedern Unbehagen bereiten? Liegt es am attraktiven Leistungsangebot der PKV, an der Möglichkeit, sich vom Arzt oder im Krankenhaus als Privatpatient behandeln zu lassen oder bei Leistungsfreiheit eine ansehnliche Beitragsrückerstattung zu erhalten?

Sicher spielt von allem etwas eine Rolle. Stärker als früher tritt aber heute der Beitragsaspekt in den Vordergrund. Die PKV hat sich in den vergangenen Jahren auch beitragsmäßig eine gute Wettbewerbsposition gegenüber der GKV geschaffen. Dabei ist die verbreitete Meinung, nur Einzelpersonen oder gutverdienende kinderlose Ehepaare seien in der PKV beitragsgünstiger aufgehoben, heute mehr denn je überholt. Denn selbst für Familien mit Kindern – auch wenn nur ein Ehepartner berufstätig ist – ist die PKV finanziell attraktiv.

Vielfach sind sich die Betroffenen über diesen Sachverhalt nicht immer im klaren und ziehen deshalb einen Wechsel zur PKV erst gar nicht in Betracht.

Doch es lohnt sich, zum Rechenstift zu greifen. Bei dem Beitragsvergleich darf nicht übersehen werden, daß selbstverständlich auch die privatversicherten Angestellten einen Zuschuß ihres Arbeitgebers bis zu 50 Prozent des Beitrags erhalten. Unter dem Strich bleibt dann sehr oft ein deutlicher Beitragsvorteil.

Zwei typische Tarif-Beispiele: Für die PKV wurde ein Versicherungsschutz zugrunde gelegt, der der Art *nach dem der gesetzlichen Krankenversicherung* entspricht. Die Eigenbeteiligungen, die es in der PKV und in der GKV gibt, wurden bei diesem Vergleich ebenso unberücksichtigt gelassen wie die in der PKV gebräuchlichen Beitragsrückerstattung.

Beispiel 1 – Angestellten-Familie; „Er“ 34 Jahre alt, monatliches Bruttoeinkommen 4500 Mark, „Sie“ 29 Jahre alt, Hausfrau; ein Kind, neun Jahre alt.

GKV-Monatsbeitrag 512,40 Mark (Beitragssatz 12,2 Prozent)
PKV-Monatsbeitrag 434,35 Mark

Nach Abzug des Arbeitgeber-Anteils ergibt sich ein Beitragsvorteil zugunsten der PKV von 39,02 Mark.

Selbst der Beitrag für einen Versicherungsschutz, der auch die bessere Unterkunft und Verpflegung im Zweibettzimmer sowie die privatärztliche Behandlung im Krankenhaus *für die gesamte Familie* umfaßt (502,45 Mark), unterschreitet noch den GKV-Beitrag.

Beispiel 2 – Angestellten-Familie; „Er“ 34 Jahre alt, monatliches Bruttoeinkommen 4500 Mark, freiwillig GKV-versichert, „Sie“ 29 Jahre alt, monatliches Bruttoeinkommen 3000 Mark, GKV-pflichtversichert, ein Kind, neun Jahre alt, GKV-versichert
GKV-Monatsbeitrag (Familie) 878,40 Mark
PKV-Monatsbeitrag (für Ehemann und Kind) 244,75 Mark
plus GKV-Monatsbeitrag (Ehefrau) 366,00 Mark

Berücksichtigt man die Arbeitgeberzuschüsse, so beträgt der Beitragsvorteil der PKV 133,32 Mark.

Auch wenn sich die Familie um ein weiteres Kind vergrößert, ist die PKV der GKV beitragsmäßig immer noch um mehr als 100 Mark überlegen.

Das günstige PKV-Beitragsniveau ist zum einen in seiner personenbezogenen, das heißt risikogerechten Prämienkalkulation begründet, die Umverteilungsmechanismen à la GKV nicht kennt. Zum anderen hat sich die PKV in den zurückliegenden Jahren besonders intensiv darum bemüht, die Entwicklung der Krankheitskosten in vertretbaren Grenzen zu halten. Vermehrt wurden beitragsgünstige Selbstbehalttarife ins Angebot aufgenommen, und das klassische Instrument der Beitragsrückerstattung erlebte vielfach eine Renaissance.

Der günstige Beitrag und die umfassenden Leistungen sind es also im wesentlichen, denen die PKV ihre beträchtliche Anziehungskraft verdankt. Die hohe Attraktivität der PKV belegt auch die wachsende Zahl der GKV-Angehörigen mit privatem stationärem Zusatzschutz.

Gerade die Personengruppe der freiwillig in der GKV Versicherten sollte sich bewußt machen, daß eine Krankheitskostenvollversicherung in der PKV oft niedriger im Beitrag ist als ein Versicherungsschutz GKV plus private Zusatzversicherung und den Übertritt in Erwägung ziehen.

Der Autor ist Vorstandsvorsitzender der Barmenia Versicherungen, Wuppertal

Beitragsrückerstattung

1977	(7,50) 424,3	157,7	226,6
1979	(8,41) 580,3	359,6	220,7
1981	(6,28) 524,6	288,0	236,6
1983	(7,52) 679,2	307,6	371,6
1985	(12,46) 1 333,5	707,7	625,8

Gesundheitsbewußtes Verhalten zahlt sich besonders für Privatversicherte aus. Mehr als 6,8 Milliarden Mark sind von den privaten Krankenversicherungen in den vergangenen zehn Jahren zurückerstattet worden, allein über 1,33 Milliarden Mark im Jahr 1985. Diese Beträge werden etwa je zur Hälfte bar ausgezahlt und intern verrechnet, um eventuell notwendige Beitragserhöhungen zu mildern oder zu vermeiden. Vor allem ältere Versicherte sind im zurückliegenden Jahrzehnt verstärkt in den Genuß dieser Verrechnung gekommen, die in den vergangenen Jahren sogar zu Beitragssenkungen geführt hat. Von der Beitragsrückerstattung profitieren viele Privatversicherte, weil sie kleinere Arzt- oder Arzneirechnungen selbst bezahlen. Zum eigenen Vorteil verhalten sie sich damit kostendämpfend.

GRAFIK: PKV-VERBAND

NEUE BÜCHER

Rudolf Henn und Walter F. Schikkinger (Herausgeber): „Staat, Wirtschaft, Assekuranz und Wissenschaft“, Festschrift für Professor Robert Schwebler, Verlag Versicherungswirtschaft, Karlsruhe, 1986, 920 Seiten, 192 Mark.

Meist ist gepflegte Langeweile das Markenzeichen von Festschriften. Daß sie für Professor Robert Schwebler zu dessen 60. Geburtstag ganz anders ausgefallen ist, liegt nicht nur an den beiden Herausgebern, sondern an der Person Schweblers selbst.

Der Titel der Festschrift umreißt den weiten Aktionsradius Schweblers, der sich als Versicherungs-Chef und Verbandsrepräsentant bei der Lösung von Gemeinschaftsaufgaben dem Staat verpflichtet fühlt und politisch denkt, gleichzeitig aber als Hochschullehrer der Assekuranz gesamtwirtschaftlich stärkere Geltung verschafft, sie im Rahmen staatlicher Ordnungs-, Finanz- und Wirtschaftspolitik analysiert sowie Konsequenzen wirtschaftspolitischer Entscheidungen aufzeigt.

So kann diese Festschrift gar nicht langweilig ausfallen. Die Lektüre ist in vielerlei Hinsicht lohnend. Die meisten Beiträge der über 60 Autoren aus Finanz- und Versicherungspraxis, Politik und Wissenschaft sind „politisch“ interessant, brandaktuell und bieten oft überraschende, neue Aspekte. Schwebler hat diese großartige Festschrift verdient – Kompliment an die Herausgeber.

Py.

Mit „Maßtarifen“ zahlen Beamte weniger

Ein halbes Jahr lang bleibt die Tür der PKV geöffnet – Verzicht auf Leistungsausschlüsse

Von ELFRIEDE KAEHLER

Die private Krankenversicherung (PKV) hat eine „Öffnung“ für noch nicht bei ihr versicherte Beihilfeberechtigte angekündigt. Gesetzlich versicherte Beamte können innerhalb eines befristeten Zeitraums, beginnend ab dem 1. Januar 1987, zur PKV überwechseln. Dabei wird kein Antragsteller aus Risikogründen abgelehnt, Risikozuschläge werden nur bis höchstens 100 Prozent des tariflichen Beitrags berechnet.

Auf Leistungsausschlüsse, also die Ausklammerung bestimmter Vorerkrankungen vom Versicherungsschutz, wird verzichtet. Auch gibt es kein Aufnahmehöchstalter für den Beitritt. Für einen maßgerechten Versicherungsschutz wird der Beitrag in der Regel günstiger. Mit dieser befristeten *Öffnung will die PKV den* noch in der gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) versicherten Beamten den Weg in die PKV als „der richtigen“ Versicherung ebnen. De facto betrifft die Öffnung rund 16 Prozent der Beamten und die Gruppe der Heilfürsorgeberechtigten sowie deren Angehörige, die als GKV-Versicherte ihre bestehenden Beihilfeansprüche nicht realisieren können. Das *sind alles in allem immerhin* weit über eine Million Personen.

Aufgrund seiner Fürsorgepflicht zahlt Vater Staat seinen Beamten nicht nur eine Pension im Alter bzw. an die Hinterbliebenen, sondern auch eine Beihilfe zu den bei Krankheit anfallenden Kosten. Die Beihilfevor*schriften des Bundes und der Länder* sind teilweise unterschiedlich. Generell gilt jedoch, daß die Höhe der Beihilfe im ambulanten und stationären Bereich zwischen 50 und 80 Prozent liegt. Versorgungsempfänger erhalten grundsätzlich einen Beihilfesatz von 70 Prozent.

Die GKV kann keine auf die Beihilfeansprüche abgestellte, ergänzen*de Absicherung bieten*, sondern die dort versicherten Beamten müssen den normalen Kassen-„Vollschutz“ nehmen, sind also, so gesehen, überversichert. Vorteile bringt ihnen das aber nicht, denn die Leistungen der Beihilfe und der Krankenversicherung dürfen zusammen nicht mehr als 100 Prozent der angefallenen Ko*sten ausmachen. Einen auf ihren Be*darf abgestellten maßgerechten Krankenversicherungsschutz, der die Beihilfe ergänzt, bietet nur die private Krankenversicherung.

Der durch den Beamten für den PKV-Schutz zu zahlende Beitrag ist in vielen Fällen geringer. Hinzu kommt, daß die in der GKV versicherten Beamten keinen Anspruch *auf einen Arbeitgeberzuschuß zum* Krankenversicherungsbeitrag haben. Das hat das Bundessozialgericht im vorigen Jahr bestätigt. Die Zugänge aufgrund der „Öffnung“ belasten die PKV nicht, da für erhöhte Risiken Risikozuschläge genommen werden.

URTEILE

Die Notwendigkeit einer stationären Behandlung hat der Versicherungsnehmer zu beweisen. Es genügt nicht, wenn er die Vernehmung von Ärzten beantragt. (OLG München, AZ. 15 U2107/84 vom 6. 11. 1985.)

*

Wer ungewollt ein fremdes Fahrzeug beschädigt, um sich selbst zu retten, ist nicht schadenersatzpflichtig. (BGH, AZ. VI ZR 74/83.)

*

Eine Neuwertversicherung (Feuer-, Wasser-, Sturmschäden) umfaßt die Erstattung aller Reparaturkosten. Das gilt auch für das Honorar eines Architekten, wenn dessen Einschaltung für ordnungsgemäße Instandsetzung erforderlich war. (BGH, Az. IVa ZR 157/83 vom 24. 4. 1985.)



Homburg – Leverkusen	1:2	(0:2)
Mannheim – Berlin	1:1	(0:1)
Köln – K'lautern	2:2	(1:0)
Düsseldorf – M'gladbach	1:1	(1:0)
Dortmund – Bremen	2:1	(0:1)
Schalke – Bochum	0:0	
Stuttgart – Frankfurt	4:1	(1:0)
Uerdingen – München	0:0	
Hamburg – Nürnberg	1:1	(0:0)

Hamburg – Nürnberg 1:1 (0:0)

Hamburg: Hain – Jakobs, Kaltz, Plessers, Homp – Kroth, Jusufi, von Heesen – Gründel (71. Kastl), Schmoller, Okonski. – **Nürnberg:** Köpke – Reuter, T. Brunner, Giske, Wagner – Schwabl (71. Stenzel), Geyer, H.-J. Brunner, Philipkowski – Eckstein, Andersen. – **Schiedsrichter:** Weber (Essen). – **Tore:** 1:0 Okonski (47.), 1:1 Andersen (83.). – **Zuschauer:** 15 000.

Uerdingen – München 0:0

Uerdingen: Vollack – Herget (27. Witeczek) – Dämgen, Wöhrlin – Bommer, Edvaldsson, Klinger, W. Funkel, Buttgereit – Bierhoff (87. Basten), Kuntz. – **München:** Pfaff – Augenthaler – Eder, Pflügler – Nachtweih, Matthäus, Dorfner, Flick, Brehme – Wohlfarth, Lunde. – **Schiedsrichter:** Heitmann (Drentwede). – **Zuschauer:** 25 000. – **Gelbe Karten:** Herget (3), W. Funkel, Lunde.

Stuttgart – Frankfurt 4:1 (1:0)

Stuttgart: Immel – Schröder – Schäfer, Buchwald – Zietsch, Allgöwer, Perfetto (87. Strehmel), Hartmann, Merkle – Klinsmann, Pasic. – **Frankfurt:** Gundelach – Berthold, Körbel – Kraaz – Sievers (55. Krämer), Falkenmayer, Kraus, Möller, Binz – Mitchell, Smolarek. – **Schiedsrichter:** Assenmacher (Fischenich). – **Tore:** Klinsmann (11.), 2:0 Perfetto (53.), 3:0 Allgöwer (69., Foulelfmeter), 3:1 Falkenmayer (77., Foulelfmeter), 4:1 Pasic (89.). – **Zuschauer:** 18 000. – **Gelbe Karten:** Schäfer (3), Kraus (3), Smolarek (3).

Schalke – Bochum 0:0

Schalke: Macak – Thon – Kruse, Roth – Bistram, Fatzke, Kleppinger, Jakobs, Grabosch (62. Opitz) – Wegmann, Täuber. – **Bochum:** Zumdick – Kempe – Oswald, Kree (38. Zugcic) – Schulz, Heinemann, Roekers, Benatelli, Lameck – Kehl, Leifeld (79. Wegmann). – **Schiedsrichter:** Ahlenfelder (Oberhausen). – **Zuschauer:** 18 400. – **Gelbe Karten:** Bistram (2), Kruse (2), Kehl.

Dortmund – Bremen 2:1 (0:1)

Dortmund: de Beer – Fagelsdorf – Hupe, Kutowski – Lusch, Storck, Zorc, Raducanu, Helmer (66. Simmes) – Dickel (21. Keser), Mill. – **Bremen:** Burdenski – Sauer – Kutzop, Votava – Schaaf, Hermann, Wolter, Meier (70. Ordenewitz), Otten – Völler, Burgsmüller. – **Schiedsrichter:** Neuner (Leimen). – **Tore:** 0:1 Völler (9.), 1:1 Mill (67.), 2:1 Dickel (81.). – **Zuschauer:** 37 200. – **Gelbe Karten:** Votava (2), Sauer (4).

Düsseldorf – M'gladbach 1:1 (1:0)

Düsseldorf: Kargus – Blättel – Wojtowicz, Weikl – Bockenfeld, Kaiser, Dusend, Thomas, Krümpelmann (66. Preetz) – Jensen, Demandt. – **M'gladbach:** Kamps – Bruns – Herlovsen, Borowka – Brandts, Hochstätter (75. Lienen), Drehsen, Bakalorz, Frontzeck – Rahn, Thiele (54. Criens). – **Schiedsrichter:** Schäfer (Ketsch). – **Tore:** 1:0 Weikl (28., Foulelfmeter), 1:1 Drehsen (82.). – **Zuschauer:** 30 000.

Köln – K'lautern 2:2 (1:0)

Köln: Schumacher – Steiner – Prestin, Wollitz (64. Janßen) – Lehnhoff, Hönerbach, Görtz (59. Häßler), Geils, Olsen – Woodcock, K. Allofs. – **K'lautern:** Ehrmann – Dusek – Moser, Majewski (80. Wolf) – Groh, Trunk (87. Spielberger), Hartmann, Wuttke, Roos – Kohr, Allievi. – **Schiedsrichter:** Riese (Ottbergen). – **Tore:** 1:0 Woodcock (19.), 1:1 Allievi (47.), 1:2 Roos (58.), 2:2 Häßler (63.). – **Zuschauer:** 12 000. – **Gelbe Karten:** Groh (3), Wuttke (3).

Mannheim – Berlin 1:1 (0:1)

Mannheim: Zimmermann – Sebert – Kohler, Tsionanis – Scholz (46. Klotz), Quaisser (67. Eichenauer), Borchers, Gaudino, Dickgießer – Walter, Neun. – **Berlin:** Mager – Haller – Heilmann, Schmidt – Flad (46. Gerber), Schüler, Vandereycken, Feilzer, Stark – Riedle (71. Gaedke), Brefort. – **Schiedsrichter:** Krug (Gelsenkirchen). – **Tore:** 0:1 Schüler (45.), 1:1 Gaudino (71.). – **Zuschauer:** 5000. – **Gelbe Karten:** Kohler (2), Flad (2), Feilzer (3).

Homburg – Leverkusen 1:2 (0:2)

Homburg: Scherer (28. Limbach) – Wojcicki – Geschlecht, Lebong (38. Beck) – Knoll, Dooley, Jambo, Ehrmanntraut, Franken – Schäfer, Freiler. – **Leverkusen:** Vollborn – Hörster – Zanter, Reinhardt – Götz, Schreier, Rolff, Hausmann, Zechel – Waas (66. de Keyser), Tscha (73. Kohn). – **Schiedsrichter:** Barnick (Schenefeld). – **Tore:** 0:1 Waas (7.), 0:2 Waas (15.), 1:2 Freiler (69.). – **Zuschauer:** 6000. – **Gelbe Karten:** Franken (2), Hörster (4), Waas, Zechel, Hausmann.

Freitag, 28. 11., 20 Uhr:

K'lautern – Nürnberg	(0:3)
Bochum – Dortmund	(6:1)
Bremen – Düsseldorf	(7:3)
Samstag, 29. 11., 15.30 Uhr:	
Mannheim – Homburg	(–:–)
Leverkusen – Uerdingen	(2:2)
München – Stuttgart	(4:1)
Frankfurt – Schalke	(3:0)
M'gladbach – Köln	(1:1)
Berlin – Hamburg	(–:–)

In Klammern die Ergebnisse der letzten Saison.

FUSSBALL / Verfolger von Spitzenreiter Leverkusen gaben Punkte ab – Überraschungs-Team Borussia Dortmund

● Das Glück und zwei Tore von Herbert Waas halfen Bayer Leverkusen beim Ausbau der Tabellenführung. Beim eigenen 2:1-Sieg in Homburg profitierte Leverkusen von den Punktverlusten der Verfolger-Klubs, zu denen *plötzlich auch Stuttgart gehört. Trotz der vereinsinternen Querelen* der vergangenen Wochen hat sich der VfB Stuttgart auf Platz vier vorgearbeitet. In den beiden noch ausstehenden Spielen kann er seine Bilanz weiter polieren: Die Gegner sind Leverkusen (zu Hause) und Bayern München (in München). Überraschend auch der siebte Tabellenplatz von Borussia Dortmund. Die Mannschaft, die in der vergangenen Saison erst im dritten Entscheidungsspiel gegen Fortuna Köln den Klassenerhalt sicherte, stellt mit 33 Toren den erfolgreichsten Angriff der Bundesliga und belegt Platz sieben..

● Zwei Dortmunder Stürmer auf Platz zwei der Torschützen-Wertung – das ist ein weiteres Indiz für den Aufwärtstrend, den Borussia Dortmund unter Trainer Reinhold Saftig erlebt. Frank Mill und Norbert Dickel erhöhten mit *je einem Treffer beim Spiel gegen Bremen ihre Gesamtzahl auf je* neun Tore und teilen sich in der Torschützen-Wertung Platz zwei mit Uwe Rahn (Mönchengladbach). Spitzenreiter mit 10 Toren ist Herbert Waas, der Mittelstürmer des Tabellenführers Leverkusen. Sein Mannschaftskamerad Thomas Hörster ist für das kommende Punktspiel gesperrt. Hörster und Gunnar Sauer (Bremen) wurden am Samstag zum viertenmal in dieser Saison verwarnt und müssen den Regeln entsprechend ein Spiel aussetzen. Nach je 3 Verwarnungen droht insgesamt 35 Spielern nach der nächsten Verwarnung die gleiche Strafe.

Uerdingen im Dauerstreß: Dauernd kommen die Riesen, aber sie tun so, als sei das gar nichts

ULFERT SCHRÖDER. **Uerdingen**

Eine Mannschaft im Streß. Bayer Uerdingen auf allen Stühlen, auf allen Hochzeiten. Vorgestern gegen Köln, *gestern gegen Bayern München, morgen gegen Barcelona.* „. . . und dann fehlt uns der Mann, der Überblick hat, der mal den befreienden Paß spielen kann . . ." klagt der Trainer Karl-Heinz Feldkamp.

Der Mann und sein Team befinden sich in einer recht eigenartigen Situation. Die Arbeit häuft sich, bündelt sich, ein Spiel schwerer als das andere, doch die Stimmung ist glänzend. Motto: Kummer genug, aber kein Respekt vor niemand.

Am vergangenen Mittwoch DFB-Pokal. 3:1 gegen Köln. Strömender Regen, schwerer Boden, viel Kraft gegeben, außer Spiel und Prämie nicht viel gewonnen. Uerdingen spielt eine halbe Klasse besser als Köln. Aber deswegen macht heutzutage am Niederrhein keiner mehr ein Fenster auf.

Uerdingen ist nicht mehr graue Maus. Deshalb bibbert selbst der Meister aus München. Eine Stunde vor dem Spiel meldet sich Michael Rummenigge ab. Durchfall. Beim Aufwärmen wird ihm schlecht. Die Bayern lassen das Trikot mit der Nummer 13 in der Kiste. Notgedrungen, doch abergläubisch waren sie immer.

Uerdingen macht Tempo, aber keine Tore, und nach zwanzig Minuten schaut Matthias Herget hilfesuchend zum Trainer. „Ich habe da noch nicht reagiert", sagt Feldkamp, „ich wollte ihn bis zur Halbzeit im Spiel lassen. Doch dann ging's nicht mehr."

Vier Wochen hatte Herget nicht mitspielen können. Muskelfaserriß. Morgens hatten sie ihn getestet. Resultat zufriedenstellend. Doch die dicke Bandage am rechten Oberschenkel teilt schon den wahren Sachverhalt mit. Zumindest im Kopf hinkt Herget noch. „Klar, da ist eine Sperre, die er noch nicht überwinden kann", sagt Feldkamp.

Schlüsselszene in der 27. Minute. Wohlfarth zieht leicht an Herget vorbei. Der hält die Hüfte hin als Notbremse. Sonst wäre der Münchner mit dem Ball ins Uerdinger Tor gelaufen. Gelbe Karte für Herget. Und Feldkamp winkt. Herget verläßt den Rasen. „Dieses Spiel sollte die Probe für die Partie mit Barcelona sein", sagte Feldkamp.

Und dann beklagt er den Verlust des Mannes, der „mal den überraschenden Paß spielen, Ordnung und Übersicht halten kann." Elendes Pech für die Uerdinger. Endlich dürfen sie die Luft der weiten Fußballwelt atmen, und nun fehlt ihnen der wichtigste Mann. „Was soll ich auf dem Platz, wenn ich nicht gegen den Ball treten kann", sagte Herget.

Er gibt der Uerdinger Elf einen *Hauch von Klasse, von Souveränität.* Mit ihm sind Ideen im Spiel. Ohne ihn ist Arbeit Trumpf. Als Herget weg ist, übernahmen die Bayern immer deutlicher das Kommando. Doch die Uerdinger halten sie in Schach. Denn die Bayern fühlten zu spät, daß ihre Krise schon vorüber ist, ehe sie richtig begonnen hatte.

Also Uerdingen 0:0 gegen die Bayern. Eine Halbzeit lang fast gewonnen, eine Halbzeit lang nicht verloren. Daraus ziehen sie Zuversicht, die Optimisten. „Stärker als die Bayern ist Barcelona auch nicht", sagte Wolfgang Funkel. „Michael Dämgen spielt gegen den Hughes, das ist doch ein Typ wie der Wohlfarth", sagte Trainer Feldkamp. Und von Wohlfarth habe man heute schließlich nicht viel gesehen. Außerdem spiele der Lineker, der WM-Torschützenkönig, ja wohl gar nicht mit. (Das ZDF überträgt das Spiel am Mittwoch ab 20.00 Uhr live).

Lustig, lustig. Da kommen die Riesen, aber in Uerdingen tun sie, als sei das gar nichts. Die beiden Baby-Bomber drücken die Schulbank. „Ich mache Abitur im Frühjahr, da kriege ich jetzt nicht frei", sagte Oliver Bierhoff, 18 Jahre alt. Mathematik und Sport hat er als Leistungsfächer, Deutsch und Erdkunde dazu. „Durch den Fußball bin ich schwächer geworden, aber eine 2,5 schaffe ich noch", sagte er. Klar, ab Dienstagmittag hat er frei. Den Mittwoch hat ihm der Direktor geschenkt. Und Marcel Witeczek, 18 Jahre alt, muß am Dienstagmorgen seine Einzelhandelsprüfung machen. Fach Kosmetik. „Das kann man nicht verschieben", sagte er.

Auf die beiden ist Feldkamp stolz. Der eine, Bierhoff, elegant am Ball mit einem untrüglichen Näschen für Tore. Der andere, Witeczek, kraftvoll, gradlinig und mit angeborener Raffinesse. Stefan Kuntz, wohlbestallter Torjäger, Schützenkönig der vergangenen Saison, muß den beiden ausweichen.

Das ärgert ihn. Kuntz fühlt sich mißbraucht. „Wenn ich nur Mittelstürmer spielen könnte . . ." schimpfte er. Doch das ist auch ein besonderer Uerdinger Luxus: Der Torjäger muß selber zusehen, wie er den Weg zum Tor findet.

Im übrigen ist der Uerdinger Streß mit dem Spiel gegen Barcelona noch nicht ausgestanden. Danach geht's nämlich gegen Leverkusen um die Bayer-Werksmeisterschaft. Und das ist ein ganz besonderer Wettbewerb.



Eins, zwei, drei – wo ist der Ball? Turbulente Szene im Strafraum aus dem Spiel Bayer Uerdingen gegen Bayern München FOTO: AP

Dickel und Mill waren unbeliebt – nun schießen sie gemeinsam im neuen Klub Tore am Fließband

BERND WEBER. **Dortmund**

Frei nach dem Motto, daß, wer gemeinsam siegt, selbstverständlich auch gemeinsam richtig feiern (und sich feiern lassen) darf, wechselten die Dortmunder nach ihrem 2:1 gegen Werder Bremen fast geschlossen vom Westfalenstadion in die benachbarte Westfalenhalle. Dort zeichnete das ZDF eine Schlagershow mit Moderator Peter Illmann auf. Der Titel schien geradezu maßgeschneidert für die Borussen. Er lautete: „Die größten Hits von 1986". Und dazu gehören die Dortmunder allemal.

Am Ende der vergangenen Saison ist die Mannschaft noch soeben und nur über den beschwerlichen Umweg von drei Relegationsspielen gegen Fortuna Köln dem Abstieg entronnen. Jetzt darf sie sogar von der UEFA-Cup-Qualifikation träumen. Auf Platz sieben stehen die Dortmunder, aber als noch sensationeller bezeichnet es ihr junger Trainer Reinhard Saftig (34), daß sie bisher die meisten Tore geschossen haben: 33. Borussias neuer Angriffsschwung begeistert die Fans, den Erfolg gegen Bremen erlebten fast 38 000 Zuschauer mit. Präsident Gerd Niebaum ist völlig aus dem Häuschen, denn der bisher erreichte Besucherschnitt liegt bei 30 000 – *7000 über der Kalkulation.*

Werden die Spieler nach dem Grund für die völlig unerwartete Trendwende gefragt, kommt an erster Stelle diese Antwort: „Das ist Saftigs Werk." Tatsächlich hat es der gesamte Kader als einen Akt der Befreiung empfunden, als Saftig den ungeliebten Pal Csernai abgelöst hat. Der Ungar nämlich hatte überhaupt keinen Draht zur Mannschaft. Er sprach nicht mit den Spielern, sondern nur, und zudem meist mit bissiger Ironie, über sie. Kapitän Dirk Hupe: „Csernai hat uns bei jeder sich bietender Gelegenheit völlig fertig gemacht. Die meisten hatten nicht mehr Lust, zum Training zu gehen."

Saftig hingegen pflegt einen ausgesprochen lockeren Umgangston, wobei die Grenzen dennoch klar gezogen sind. Noch einmal Hupe: „Er ist Kumpel und Chef zugleich. An seiner fachlichen Qualifikation bestehen nicht die geringsten Zweifel, und Saftig hat deutlich gemacht, daß er sich vor Konsequenzen keineswegs scheut."

Am Beispiel des Türken Erdal Keser ist es zu beweisen. Der Mittelfeldspieler ist mit der sicheren Erwartung von Galatasaray Istanbul nach Dortmund zurückgekommen, daß er einen Stammplatz hat. Als die Borussen jedoch beim Pokalspiel in Mönchengladbach und danach in Hamburg total einbrachen (insgesamt zehn Gegentreffer), handelte Saftig sofort. Der Trainer warf Keser mit der Begründung aus der Mannschaft, daß er nichts für die Defensive bringe, und er baute den eckigen Bernd Storck ein. 5:1 Punkte aus den letzten drei Spielen sind die Folge, und ganz nebenbei hat der Borussen-Vorstand den Vertrag mit Saftig vor ein paar Tagen bis 1989 verlängert.

Freilich, die Komponente Glück spielte in Dortmund natürlich auch eine entscheidende Rolle. Denn daß Frank Mill, der von den Gladbachern ein wenig unfreundlich abgeschoben wurde, in seiner neuen Umgebung so aufblühen würde, war ebensowenig zu erwarten wie die Leistungsexplosion des vom 1. FC Köln offenbar fehl eingeschätzten Norbert Dickel. Beide Stürmer haben bisher je neun Treffer erzielt (gegen Bremen jeder einen). Saftig sagt: „Die Investitionen haben sich gelohnt." Wobei die Dortmunder gar nicht einmal so viel Geld für das Duo lockermachen mußten. Mill kostete 1,5 Millionen Mark. Dickel bekamen sie gar zum Billigtarif – für ganze 200 000 Mark.

Zunächst, so hatte es den Anschein, paßten die beiden gar nicht zusammen. Mill hat vor einiger Zeit sogar einmal richtig Stunk gemacht und sich öffentlich darüber beschwert, daß der schlaksige Dickel stets darauf aus sei, selbst Tore zu schießen und dabei den besser postierten Nebenmann geflissentlich übersähe. Der Trainer zu diesem Thema: „Es ist von den Medien hochgespielt worden, mannschaftsintern hatten wir keine großen Probleme." Immerhin aber, Saftig ließ die beiden ab sofort auch bei jedem Training nebeneinander stürmen und forderte somit deren Harmonie entscheidend.

Die Bremer Abwehr wurde von den beiden wieder ganz kräftig durcheinandergewirbelt, was auch Werders Trainer Otto Rehhagel zugab. Mit einer Einschränkung jedoch: „Mill hat sich unsportlich verhalten, indem er sich ständig fallen ließ und damit den Schiedsrichter provozierte. Prompt hat er uns massiv benachteiligt." Auch wenn Mill dies vehement bestreitet, ein klein wenig recht hat Rehhagel schon.

Die Tabelle der Fußball-Bundesliga

								Heim		Auswärts	
1	Leverkusen	15	10	2	3	31 · 11	22:8	18:3	13:1	13.8	9:7
2.	München	15	7	7	1	28 · 16	21.9	17:9	11:3	11 · 7	10:6
3.	Hamburg	15	8	4	3	28 · 16	20:10	18:5	15:1	10:11	5:9
4.	Stuttgart	15	7	[illegible]	3	29.16	19:11	22:4	13:3	7:12	6:8
5.	K'lautern	15	6	6	3	28:18	18:12	18:7	12.2	10.11	6:10
6.	Bremen	15	7	[illegible]	4	27.24	18.12	16:7	11.3	11:17	7 · 9
7.	Dortmund	15	6	4	5	35 · 22	16:14	21:6	12:4	12.16	4.10
8.	M'gladbach	15	4	7	4	25:21	15.15	15:9	8:6	10:12	7:9
9.	Uerdingen	15	5	5	5	20:21	15:15	14:10	11:5	6:11	4.10
10.	Frankfurt	15	[illegible]	[illegible]	4	18:19	15:15	13:5	11.3	5:14	4:12
11.	Köln	15	5	4	[illegible]	22:22	14.16	12:8	10:6	10:14	4:10
12.	Bochum	15	3	8	4	16.18	14 · 16	9:5	9 · 5	7 · 13	5 · 11
13	Schalke	15	5	4	6	23:29	14:16	14:10	10:6	9:19	4:10
14.	Mannheim	15	3	7	5	21 · 25	13:17	14:10	11 5	7:15	2.12
15.	Nürnberg	15	3	6	6	27.30	12:18	19:13	9.5	8:17	3:13
16.	Homburg	15	2	4	9	10.30	8:22	9:9	7:9	1.21	1:13
17.	Düsseldorf	15	3	2	10	19:43	8:22	13:16	8.8	6.27	0.14
18	Berlin	15	1	[illegible]	8	15:39	8:22	8:14	5 9	7:25	3.13

Eine perfekte Sache: Feldkamp wird nächster Trainer beim 1. FC Köln

Von H. SCHIMMÖLLER

Die Prognose darf heute schon gestellt werden: Wenn die Bundesliga im August 1987 in die 25. Saison geht, werden in vielen Klubs neue Männer das Sagen haben, fast überall stehen Trainerwechsel ins Haus, oder sind zumindest denkbar. Und einer ist bereits perfekt, auch wenn er noch geheim gehalten wird: **Karl-Heinz Feldkamp** (52) heißt der neue Trainer des 1. FC Köln.

Feldkamp, der in Uerdingen schon vor Wochen kündigte, weil er nicht an den langfristigen Planungen des Präsidiums beteiligt worden war, war schon als möglicher FC-Trainer gehandelt worden, als die Kölner am 22. September **Georg Kessler** (54) vorzeitig entließen. Bereits da gab es Verhandlungen, in denen Feldkamp jedoch erklärte, zunächst einmal seinen Vertrag in Uerdingen bis zum Saisonende erfüllen zu wollen. Die Kölner wählten dann die Übergangslösung mit Assistenztrainer **Christoph Daum** (32). Als Daum dann mit der Mannschaft 10:2 Punkte in Folge holte und auch Altstars wie **Wolfgang Overath** (41), **Wolfgang Weber** (42) oder **Bernd Cullmann** (37) in seine Arbeit mit einband (zumindest erweckte er nach außen hin geschickt diesen Eindruck), sahen viele Kölner in ihm mehr als nur eine Notlösung. Und von außen wurde ein weiterer ins Gespräch gebracht: **Helmut Benthaus** (50), der mit dem VfB Stuttgart 1984 Meister geworden und 1985 wieder zum FC Basel zurückgekehrt war.

Helmut Benthaus hatte den früheren Kölner Libero **Gerd Strack** (30) nach Basel geholt, als Strack in Köln finanzielle Probleme hatte, sich mit seinem Manager **Rüdiger Schmitz** (45) und auch mit Mannschaftskollegen zerstritten hatte. Jetzt gibt es beim FC Basel große Finanzprobleme und da brachte Strack nach einer Versöhnung mit seinem Manager den Namen Benthaus ins Kölner Trainerspiel. Was Schmitz recht leicht fiel, immerhin ist ja Nationalstürmer **Harald Schumacher** (32) sein Klient Nummer eins.

Dennoch entschieden sich die Kölner jetzt für Feldkamp. Der hatte auch nichts dagegen, die neue Liaison bekanntzugeben – schließlich war er ja nach Verhandlungen auch schon mal ganz locker mit Ehefrau Helma durch die Hohe Straße, Kölns Einkaufsstraße, gebummelt. Doch das Kölner Präsidium, in dem sich Präsident **Peter Weiand** (67) und der 3. Vorsitzende **Bernd Schäfer** (48) interner Machtkämpfe liefern, wollte vor der für den 11. Dezember neu anberaumten Hauptversammlung (die letzte mußte wegen Überfüllung des Saales abgesagt werden) keinen neuen Diskussionsstoff liefern und beschloß Geheimhaltung.

*

Was Daum in Köln damit also verwehrt ist, darf **Egon Coordes** (42) in Stuttgart nun wohl voll auskosten: Die steile Karriere vom Assistenz- zum Cheftrainer. Denn für die Schwaben ist spätestens nach dem 4:1 über Frankfurt vom Samstag wieder alles im Lot, was an den Erklärungen zweier Profis festgemacht werden kann, die noch vor zwei Wochen „nie mehr mit Coordes" etwas zu tun *haben wollten. Am Samstag erklärte* **Karl Allgöwer** (29): „Ich gehe davon aus, daß ich meinen Vertrag bis 1988 erfülle." Und **Pedrag Pasic** (23) ließ seinen Dolmetscher dies verkünden: „Ich fühle mich so wohl beim VfB, daß ich auf jeden Fall bis zum Vertragsende im Juni bleibe. Vielleicht auch noch zwei oder drei Jahre länger." Allgöwer hatte Krach mit Coordes bekommen, weil er während seines Urlaubs nach der WM lieber gebührenpflichtige Autogramme geschrieben hatte, statt umsonst mit der Mannschaft für ein Foto zu posieren. Und Pasic fühlte sich ungerecht behandelt, weil Coordes ihn mit einem Straftraining fertigmachte, aber nicht die Gelegenheit zu einer Aussprache gab. Dazu kam noch ein Krieg zwischen Coordes und den Journalisten – in Schwaben war schließlich die Hölle los.

Die Störungen im Betriebsklima wurden nun nach Landessitte mit einer Reihe von Hocketsen beseitigt. Zuerst hockten sich Coordes und Pasic zusammen. Der Trainer, der immer gefordert hatte, der Jugoslawe solle erst mal richtig deutsch lernen, akzeptierte da sogar die Anwesenheit eines Dolmetschers.

Pedrag Pasic rechtfertigte sich und Coordes impfte ihm ein, er müsse sich auch um Kontakt zu seinen Mitspielern bemühen. Erste Erfolge: Wenn die Stuttgarter jetzt ein Flugzeug besteigen, eilt Pasic nicht mehr wie bisher allein in die letzte Reihe, sondern setzt sich mitten unter die Kollegen – auch wenn er noch immer nicht mehr Deutsch spricht als bei seiner Ankunft in Stuttgart. Und gegen Frankfurt war Pasic der beste Stuttgarter. Auch Allgöwer („Ich fand es damals blöd, daß der Trainer Fehler immer nur bei anderen sucht") und Coordes setzten sich zusammen, häufig tagte auch Präsident **Gerhard Mayer-Vorfelder** (54) mit seinem Trainer um den davon zu überzeugen, daß man nicht jedem mit dem Hintern ins Gesicht springen könne. Zuletzt setzte Coordes sich dann auch mit seinen Intimfeinden von der Stuttgarter Presse an einen Tisch, um Standpunkte und Erfahrungen auszutauschen.

Das Ergebnis aller Tagungen: Coordes behauptet von sich, er habe sich nicht geändert. Aber er geht jetzt nach den Spielen zum sogenannten „Freundeskreis" des VfB, im Klub so etwas wie die Meinungs-Mafia. Bisher hatte er erklärt: „So kurz nach dem Spiel kann ich nicht mehr sagen als in der Pressekonferenz." Und er tut jetzt donnerstags, was sein Vorgänger Benthaus sonntags und donnerstags tat: Er bittet zur Diskussionsrunde mit den Journalisten. Bisher hatte er erklärt: „Für solche Kaffeekränzchen habe ich keine Zeit."

Und Egon Coordes redet mit fast allen Spielern, auch mit Neulingen wie etwa **Klaus Perfetto** (22), der gegen Frankfurt dann sein erstes Bundesligator schoß. Bisher hatte Coordes nur mit **Guido Buchwald** (25), **Eike Immel** (26) und **Asgeir Sigurvinsson** (31) gesprochen und gesagt: „Das reicht." So läßt sich in Stuttgart *mit dem unveränderten Coordes* leben. Und das zeigen auch die Fans, die vor Wochen noch „Coordes raus" gerufen hatten. Als der Trainer nach dem Spiel von ZDF-Reporter **Thomas Herrmann** (32) interviewt wurde und das Gespräch live auf der Anzeigentafel mitlief, gab es zunächst verhaltene Pfiffe aus dem A-Block. Dann aber brandete von Haupttribüne und Gegengerade Beifall auf.

Fußball-Kulisse

Zahlen, Fakten, Hintergründe

Auch der 1. FC Kaiserslautern, zweite Überraschungsmannschaft neben den Stuttgartern im oberen Tabellendrittel, sieht Veränderungen beim Trainer als Ursache für den Erfolg an. Präsident **Jürgen Friedrich** (42): „Vom Trainer bis zur Mannschaft herrscht in dieser Saison ein konsequenterer, erfolgsbezogener Zug." Was der Präsident so verschlüsselt sagt, übersetzen Insider so: Trainer **Hannes Bongartz** (35) habe nicht mehr jene Autoritäts-Probleme wie im letzten Jahr, als etwa der zwei Jahre ältere **Reiner Geye** (37) oder auch **Werner Melzer** (32) die Richtung entscheidend mitbestimmten. Da stand der 1. FC Kaiserslautern schon auf Rang drei – und spielte nach 13 spielen ohne Sieg gegen den Abstieg. Damals lieferten sich Geye und Bongartz Kulissenkämpfe, jetzt sagt **Wolfram Wuttke** (25): „Bei Bongartz macht das Fußballspielen Spaß."

*

Autorität ist auch das Stichwort für Schalke 04 und Trainer **Rolf Schafstall** (49). Der Tenor der Trainerklage war in den letzten Wochen immr derselbe: Die Mannschaft verstehe nicht, was er wolle. Als Ursache dieser Verständigungsschwierigkeiten war Manager **Rudi Assauer** (42) ausgemacht worden, der nach Schafstalls Gardinenpredigten den Spielern versicherte, da sei der richtige Ton nicht getroffen worden und auch *im Freundekreis schon mal* kundtat, Schafstall habe seine Trainerlizenz „wohl im Lotto gewonnen". Doch die Zeiten haben sich geändert.

Rolf Schafstall: „Wir haben uns ausgesprochen und festgelegt, daß es eine Richtung geben muß. Es kann nicht sein, daß einer den Spielern nur Gutes tut, der andere immer nur verlangen muß." Doch die alte Rollenverteilung gibt es immer noch: So half Assauer dem Profi **Michael Jakobs** (28), der bei Bauherrenmodellen in finanzielle Schwierigkeiten geraten war und auch **Michael Opitz** (24), der wegen familiärer Probleme zum Training schon mal mit einer Alkoholfahne kam. Schafstall: „Ich bin ein guter Beobachter und werde genau darauf achten, daß auch eingehalten wird, was wir abgesprochen haben." Die Zeit wird es zeigen, was davon zu halten ist.

هكذا في الأصل

TENNIS / Im Doppel unterlagen Claudia Kohde-Kilsch und Helena Sukova erneut Navratilova/Shriver

Steffi Graf: Die Spielerin mit den zwei Seelen, die eine Anwärterin auf den Tennis-Thron braucht

dpa, New York

Herzhaft biß Steffi Graf in einen schönen, runden, grünen Apfel. Es schmeckte ihr. Denn im weltberühmten Madison Square Garden des „Big Apple" New York hatte sich die 17jährige Heidelbergerin durch ein erkämpftes und erspieltes 7:6, 3:6, 6:1 über Helena Sukova aus der CSSR für das Finale beim Tennis-Masters-Turnier qualifiziert. Das Traum-Endspiel der Veranstaltung, und für Steffi Graf die große Chance, im Duell mit der amerikanischen Weltranglisten-Ersten Martina Navratilova endgültig die Herzen der Tennis-Fans in den USA zu erobern. (Das Ergebnis lag bei Redaktionsschluß dieser Ausgabe noch nicht vor.)

Steffi Graf krönt mit dem Masters-Finale in New York ein bewegtes Jahr. Beim Grand-Slam-Turnier in Paris quälte sie ein Fieber-Virus, der ihren Wimbledon-Start verhinderte. Beim Federationcup in Prag fiel ein Sonnenschirm um und brach ihr den Zeh. Dennoch ging die 17jährige unerschütterlich ihren Weg, gewann acht Turniere und schlug sie alle: Chris Evert-Lloyd in Hilton Head, Claudia Kohde-Kilsch in Amelia Island, Gabriela Sabatini in Indianapolis, Martina Navratilova in Berlin, Helena Sukova in Zürich, New York und Manuela Maleewa in Tokio und New York, ein Flugplan des Erfolgs rund um die Welt.

Die amerikanische Weltranglisten-Erste hat längst gebührenden Respekt vor ihrer Herausforderin gelernt. Martina Navratilova sagte: „Steffi ist eine große Kämpferin. Sie wirft dir nie das Handtuch vor die Füße." Und Chris Evert-Lloyd, noch die Nummer zwei, stellte fest: „Steffi spielt immer furchtlos, egal, ob es 5:0 für sie oder 0:5 gegen sie steht. Das macht sie so gefährlich."

Die Weltranglisten-Dritte aus Heidelberg hat die zwei Seelen, die eine Anwärterin auf den Thron von Martina Navratilova braucht. Es ist, als ob Steffi Graf in einen zweiten Körper schlüpft, wenn sie einen Tennisplatz betritt. Außerhalb des Courts ist sie freundlich, offen, lacht sie viel. Doch innerhalb der weißen Linien, die ihre Welt bedeuten, ist sie eine andere. Da streift sie ihre badische Nettigkeit ab wie eine überflüssige Schlangenhaut.

Ihr Ziel, den Sieg, visiert sie verbissen wie keine zweite an, innerlich und äußerlich, mit verkniffenem Ausdruck. Die einzige Gefühlsregung, die sie sich erlaubt, können Tränen der Wut und Enttäuschung sein wie nach dem Dreisatz-Drama gegen Martina Navratilova in Flushing Meadow.

Sie beherrscht inzwischen auch die Kunst, aus schwächerer Position heraus zu gewinnen wie gegen die überragend spielende Bulgarin Manuela Maleewa im Viertelfinale mit 3:6, 6:3, 7:5 nach 4:5-Rückstand im dritten Satz. Sie spürt den zunehmenden Druck der Erwartungen an sie, doch widersteht. An die Stelle der jugendlichen Keckheit, des unbekümmerten Draufhauens, setzt sie dann in der Not die von innen kommenden Stärke, die sogenannten big points zu machen. Und wenn sie doch einmal verliert, zieht sie daraus Lehren. Jede kleinste Schwäche merzt sie aus. Ihren Aufschlag hat sie ebenso gezielt verbessert wie das Timing ihrer wenigen Netzangriffe. Nichts mehr feilen kann sie an ihrem Vorhandschlag. Der ist perfekt und im Grand-Prix-Zirkus von allen gefürchtet.

Das Ungestüme, Drängende ist ihr Vorteil, mit dem sie Druck auf jede Gegnerin ausübt. Es ist gegen die ganz Großen des Geschäfts aber auch schon zum Nachteil geworden. Ein Augenblick mehr des Innehaltens, des Sammelns der Gedanken, das hat Martina Navratilova ihrer Nachfolgerin noch voraus. Die jedoch hat genügend Zeit, vor dem Besteigen des Throns auch das noch zu lernen.



Martina Navratilova – Dank an die Linienrichter oder stille Bitte um Beistand vor einem schweren Finale? FOTO: WEREK

Auch Steffi Grafs Mannschaftskameradinnen sind auf dem Vormarsch. Die deutschen Tennis-Damen stempelten die Leistungsschau der besten 16 Spielerinnen der Welt um eine Million Dollar zu einem Länderkampf mit den Gastgeberinnen.

Bettina Bunge aus Aschaffenburg und Claudia Kohde-Kilsch aus Saarbrücken erreichten immerhin das Viertelfinale. Und Claudia Kohde-Kilsch, nach einem deprimierenden Tief in diesem Jahr endlich wieder in aufsteigender Form, stand mit Helena Sukova wie beim letzten Masters im März an gleicher Stelle im Doppel-Endspiel, das aber wieder gegen das überragende Duo der letzten Jahre, Martina Navratilova und Pam Shriver aus den USA, mit 6:7, 3:6 verlorenging. Dennoch war vor allem Claudia Kohde-Kilsch zufrieden: „Doppel-Endspiel und Viertelfinale im Einzel, daran hätte ich im Sommer wirklich nicht gedacht."

Die Deutschen „on their way": Die Deutschen kommen, lautete eine Schlagzeile. Daß das erfolgreiche Auftreten bei den weltweiten Turnieren und beim Federationcup in Prag positive Wirkungen auch im persönlichen Umfeld der Spielerinnen hat, war im Madison Square Garden mehrmals zu beobachten.

So lud Martina Navratilova Claudia Kohde-Kilsch zum gemeinsamen Training ein und degradierte die beiden Trainer Mike Estep und Bill Belser zu Balljungen. Und Bettina Bunge winkt sogar das große Glück, in der nächsten Saison bei den Sandplatzturnieren in Europa, zum Beispiel dem Grand-Slam-Turnier in Paris, oder in Rom, vielleicht sogar in Berlin bei den Internationalen Deutschen Meisterschaften, Doppelpartnerin von Martina Navratilova zu werden. Deren ständige Partnerin Pam Shriver haßt den roten Sand, eine Chance für Bettina Bunge, der eine Offerte von Martina vorliegt.

2. Liga

Debakel für Osnabrück

sid, Darmstadt

Eine rosige Woche für Darmstadt 98: Dem 4:0-Erfolg in Salmrohr, dem 2:0-Weiterkommen im DFB-Pokal bei Fortuna Köln und dem erhofften Traumlos Hamburger SV zum Viertelfinale folgte ein unerwartetes 7:1 (2:0) über den VfL Osnabrück.

Dadurch sind die in der zweiten Liga auf Rang vier liegenden Südhessen bis auf einen Punkt zu den drittplazierten Osnabrückern aufgrückt. Zumindest die Hoffnung auf die Bundesliga-Qualifikationsspiele, aber auch der Traum von der Rückkehr in die Bundesliga haben am Böllenfalltor vier Jahre nach dem Abstieg neue Nahrung erhalten.

6100 Besucher sahen gegen Osnabrück eine bestechende Leistung der zu Hause weiter unbesiegten Darmstädter. „Wenn mir von jemanden vor dem Spiel dieses Ergebnis vorausgesagt worden wäre, hätte ich ihm nicht die geringsten Fachkenntnisse bescheinigen können", sagte Trainer Eckhardt Krautzun.

Osnabrücks Trainer Rolf Grünther, ebemals unter Krautzun Spieler bei 1860 München, ließ keinen Zweifel an der Berechtigung der zweiten Auswärtsniederlage und kein gutes Haar an seiner Mannschaft. „Der Darmstädter Sieg ist sogar in dieser Höhe verdient", erklärte er, „es war fast vereinsschädigend, was einige Spieler gezeigt haben. In dieser Woche wird es harte Worte geben."

DIE ERGEBNISSE

Aschaffenb. – Stuttgart	2:4	(2:2)
Freiburg – Kassel	1:2	(0:1)
Braunschweig – Köln	2:0	(0:0)
Darmstadt – Osnabrück	7:1	(2:0)
Bielefeld – Oberhausen	4:1	(1:1)
Aachen – Ulm	2:1	(1:0)
Hannover – Karlsruhe	8:0	(2:0)
Wattenscheid – St. Pauli	:	:
Essen – Salmrohr	:	:
Solingen – Saarbrücken	:	:

DIE TABELLE

1. Hannover	17	15	0	2	47:17	30:4
2. Aachen	17	11	2	4	26:12	24:10
3. Osnabrück	17	10	3	4	31:28	23:11
4. Darmstadt	17	9	4	4	35:19	22:12
5. Stuttgart	17	10	1	6	38:28	21:13
6. Saarbrücken	16	7	5	4	30:23	19:13
7. Freiburg	17	7	4	6	22:23	18:16
8. Karlsruhe	17	7	4	6	30:32	18:16
9. Ulm	17	6	5	6	23:23	17:17
10. Oberhausen	17	8	1	8	26:29	17:17
11. St. Pauli	16	6	4	6	28:27	16:16
12. Wattenscheid	16	4	8	4	26:25	16:16
13. Braunschweig	17	5	5	7	25:20	15:19
14. Solingen	16	6	1	9	26:36	13:19
15. Essen	16	4	4	8	27:32	12:20
16. Aschaffenb.	17	4	4	9	25:36	12:22
17. Köln	17	3	6	8	29:35	12:22
18. Kassel	17	4	4	9	19:33	12:22
19. Bielefeld	17	2	7	8	19:26	11:23
20. Salmrohr	16	1	4	11	16:40	6:26

DIE VORSCHAU

Samstag, 29. 11., 14.30 Uhr: Kassel – Aachen, Ulm – Bielefeld, Stuttgart – Darmstadt; 15.30 Uhr: Wattenscheid – Braunschweig, Köln – Freiburg, Oberhausen — Aschaffenburg. – Sonntag, 30. 11., 14.30 Uhr: Salmrohr – Solingen; St. Pauli – Karlsruhe; 15 Uhr: Saarbrükken – Hannover, Osnabrück – Essen.

WASSERBALL / Dynamo Moskau wurde im Europacup mit 10:5 besiegt

Günstige Ausgangsposition für Spandau – zwei Junge aus dem Talentschuppen stark

DIETER DOSE, Berlin

Mit der Melodie „Spiel mir das Lied vom Tod" sollte der Gegner geschockt werden. Doch die Lautsprecheranlage in der mit 1200 Zuschauern gefüllten Schwimmhalle versagte, als die Wasserballspieler von Spandau 04 in die Halle einmarschierten. Dennoch kam der achtmalige deutsche Meister und achtmalige Pokalsieger im ersten Finale um den Europacup der Landesmeister zu einem klaren 10:5-Sieg über Dynamo Moskau. Eine Mannschaft, die identisch mit der sowjetischen Nationalmannschaft ist. Eine glänzende Ausgangsposition für die Spandauer, um zum dritten Mal nach 1982 und 1985 den Europacup zu gewinnen. Das Rückspiel am nächsten Sonntag in Moskau kann mit vier Toren Unterschied verloren werden.

Aber Vorsicht ist geboten. Deshalb verzichtete auch Spandaus Trainer Alfred Balen, Vater der einmaligen Erfolgsserie der Berliner, nach der Schlußsirene auf den nach großen Siegen üblichen Kopfsprung ins Becken, um seinen Spielern schon im Wasser zu gratulieren. Küßchen und Umarmungen gab es diesmal am Beckenrand – springen will Alfred Balen erst in Moskau. „Wir haben bisher erst ein bißchen mehr als die Hälfte des Pokals", sagt der zweimalige Torschütze Amando Fernandez, der über 200 Länderspiele für Mexiko und 77 für Deutschland bestritten hat. „Wenn wir so diszipliniert spielen wie heute, reicht der Vorsprung", gibt sich Balen zuversichtlich. Seine Taktik, in der Defensive den Gegner früh zu stören und im Angriff Ruhe zu bewahren und nicht überhastet zu werfen, ging voll auf.

„Wir waren im letzten Viertel stehend k. o., aber wir wußten auch, daß die Russen eine Bombenkondition haben, deshalb mußten wir schnell Tore vorlegen", sagt der 236malige Nationalspieler und Abwehrriese Thomas Loebb. Er und Roland Freund, seit drei Tagen Arzt, treten bereits im Training kürzer und haben sich auch von der Nationalmannschaft verabschiedet. Nur für Spandau quälen sie sich noch.

Mit „Alfred, laß die Löwen los" feuerten die Fans die Balen-Mannschaft an. Balen, Jugoslawe, früher Advokat, gilt im internationalen Wasserball als Kapazität. Je vier Tore schossen gegen Moskau zwei junge Leute aus Spandaus fast unerschöpflichem Talentschuppen. Der 21jährige Andreas Ehrl, schon 23 Länderspiele, und der 19jährige René Reimann, Jugendeuropameister und angehender Nationalspieler. Die mit Raumdekkung beginnenden Russen schalteten erst auf Preßdeckung um, nachdem Ehrl dreimal getroffen hatte.

Ausschlaggebend für den Spandauer Erfolg aber war vor allem der bessere Torwart. Peter Röhle (29), Polizist und mit 288 Einsätzen Rekordnationalspieler, bestätigte seinen Ruf, die Nummer eins in der Welt im Wasserballtor zu sein.

Nach dem klaren Sieg ist auch etwas Zündstoff für das Rückspiel raus. Denn Spandau trug sich mit dem Gedanken, Protest anzumelden, weil Zweifel an der Spielberechtigung des Dynamo-Spielers Nuran Mendygaliev bestehen, der das erste Tor der Russen schoß. Bei der Weltmeisterschaft im Sommer in Madrid wurde er noch unter „Dynamo Alma Ata" als Vereinsbezeichnung geführt. Doch die Moskauer behaupten, daß Mendygaliev bereits seit Januar 1985 Moskauer ist. In Spanien sei eine falsche Angabe gemacht worden ...

Berlin – die deutsche Wasserball-Hochburg. Aber die frühzeitig angereiste Mannschaft von Dynamo Moskau mußte zwei Tage vor dem ersten Finalspiel gegen Spandau in Ost-Berlin trainieren. In West-Berlin gab es keine Trainingsmöglichkeit für die Russen.

SPORT-NACHRICHTEN

Remis und Niederlage

Dubai (dpa) – Ein Unentschieden und eine Niederlage gab es für die deutschen Mannschaften bei der Schach-Olympiade in Dubai. Die Damen verbesserten sich durch das Remis gegen Jugoslawien auf den fünften Platz. Die Herren rutschten nach dem 1,5:2,5 auf Rang elf ab.

Über die Millionengrenze

Köln (dpa) – Als drittem Trainer nach Heinz Jentzsch und Sven von Mitzlaff gelang dem Düsseldorfer Peter Lautner durch den Sieg von Ostbote auf der Galopprennbahn in Köln-Weidenpesch der Gewinn von über einer Million Mark Siegprämien. Das von Lautner trainierte Pferd schaffte in diesem Jahr 59 Siege.

Becker in Atlanta

Grenoble (dpa) – Wimbledonsieger Boris Becker wird sich nach dem Verzicht auf das Hallenturnier in Wimbledon bei einem Einladungsturnier in Atlanta (USA) in dieser Woche auf das Herren-Masters in New York (1. bis 7. 12.) vorbereiten. Das verkündete sein Manager Ion Tiriac in Grenoble, wo Becker mit dem Franzosen Yannick Noah zugunsten der humanitären Organisation „Care France" aufgetreten war.

Langer auf Rang elf

Taipeh (sid) – Golf-Profi Bernhard Langer beendete die Offenen Meisterschaften von Taiwan in Taipeh auf Rang elf. Mit 75 Schlägen in der vierten Runde erreichte der Anhausener ingesamt 298 Zähler und blieb um vier Schläge hinter Kuo Chi-Hsiung (Taiwan), der vor fünf Landsleuten gewann.

Anchorage kandidiert

Sparks (sid) – Anchorage, die Hauptstadt des US-Bundesstaates Alaska, wird sich um die Ausrichtung der Olympischen Winterspiele 1994 bewerben. Anchorage hatte bereits in diesem Jahr in Lausanne für die Spiele 1992 vergeblich kandidiert.

Niederlage für Littbarski

Paris (sid) – Pierre Littbarski, ehemaliger Fußball-Nationalspieler, durfte zwar wieder für seinen neuen Klub Racing Club Paris spielen, doch verlor das Team in der französischen Meisterschaft bei OGC Nizza mit 0:1. Paris bleibt Tabellen-Vorletzter.

Marathon: Dopingverdacht

Boston (dpa) – Weltmeister Rob de Castella (Australien) oder der Pole Antoni Niemczak war beim New-York-Marathon am 2. November gedopt. Nach einem Bericht der Zeitung „Boston Herald" fiel die erste Dopingprobe eines dieser beiden positiv aus. Nun soll die Gegenprobe abgewartet werden. Der Pole wurde in New York überraschend Zweiter vor dem Favoriten de Castella.

Weiteres Länderspiel

Calgary (sid) – Um ein Spiel erweitert wird wahrscheinlich die Länderspiel-Tournee der deutschen Eishokkey-Nationalmannschaft, die das erste von ursprünglich geplanten fünf Spielen mit 0:7 gegen die kanadische Olympia-Auswahl verlor. Zum Abschluß am 29. November soll jetzt in Trail ein sechstes Spiel stattfinden.

Holländer für Mailand

Mailand (sid) – Der italienische Erstliga-Klub AC Mailand will für die kommende Saison die beiden holländischen Nationalspieler Ruud Gullit (Eindhoven) und Marco van Basten (Amsterdam) verpflichten. Mit beiden soll bereits Einigung bestehen.

USA: Wieder Dopingfall

New York (sid) – Der amerikanische Zehnkämpfer Gary Armstrong ist wegen Dopings vom US-Verband vorerst für alle nationalen und internationalen Wettkämpfe gesperrt worden.

NOK-TAGUNG

Nicht für Olympia bewerben

dpa/sid, Essen

Olympische Spiele werden in diesem Jahrtausend wahrscheinlich nicht mehr in der Bundesrepublik Deutschland stattfinden. Das ist das Ergebnis der Mitgliederversammlung des Nationalen Olympischen Komitees (NOK) für Deutschland. Es rät den zahlreichen Interessenten von einer Bewerbung für die Ausrichtung der Sommerspiele 1996 und 2000 ab und nannte das Jahr 2004 als den frühesten erfolgversprechenden Termin. Außerdem hat sich das NOK überraschend auch gegen eine Bewerbung um die Winterspiele 1994 ausgesprochen.

Falls jedoch Berchtesgaden, das im Oktober mit seiner Bewerbung um die Winterspiele 1992 gescheitert war, einen neuen Versuch unternehmen will, soll der Plan geprüft werden.

NOK-Präsident Willi Daume wies in seinem Rechenschaftsbericht auf die „komplexe Thematik" von Olympiabewerbungen hin. Die in Lausanne praktizierte Abstimmung in Blöcken könne nicht gutgeheißen werden. Eine Entschuldigung für das schlechte Abschneiden Berchtesgadens ist das allerdings nicht, denn die Präsentation von Berchtesgaden sei „nicht optimal" gewesen, neue Konstellationen im Internationalen Olympischen Komitee (IOC) seinen nicht berücksichtigt worden. Der NOK-Ausschuß für Strukturfragen und wissenschaftliche Beratung wurde beauftragt, eine Analyse zu erarbeiten, warum die Einladung nach Berchtesgaden bei den IOC-Mitgliedern so wenig Resonanz fand.

Die Vorbereitung und Entsendung von Mannschaften für die Winter- und Sommerspiele 1988 ist nun vordringlichste Aufgabe des NOK. Als Chefs de Mission für die Olympischen Sommer- und Winterspiele 1988 in Seoul und Calgary wurden Heinz Fallak und Walther Tröger vom Präsidium gewählt. Sowohl Fallak als auch Tröger haben dieses Amt schon häufiger ausgeübt.

In der nur knapp zweistündigen Versammlung wurde die Diskussion nur einmal lebhaft, als Horst Meyer, persönliches NOK-Mitglied und Ruder-Olympiasieger, einen Antrag zur Bildung einer Expertenkommission für Dopingfragen einbrachte. Sein Antrag fand erst eine Mehrheit, als Meyer auf die in seinem Antrag formulierten Problemstellungen verzichtete. Die Aufgaben der Kommission wurden einer Arbeitsgruppe unter Leitung des Freiburger Mediziners Josef Keul übertragen, die bereits für das Bundesinstitut für Sportwissenschaft in Köln auf diesem Gebiet tätig ist.

BOXEN / Mike Tyson, der jüngste Weltmeister:

„Irgendwann werde ich ältester Champion sein"

sid, Las Vegas

Das Profi-Boxen feiert den jüngsten Schwergewichts-Weltmeister aller Zeiten: Der 20 Jahre alte Amerikaner Mike Tyson wurde in Las Vegas gegen den kanadischen Titelverteidiger Trevor Berbick durch K. o. in der zweiten Runde neuer Champion nach WBC-Version. Tyson löste seinen legendären Landsmann Floyd Patterson ab, der 1956, fünf Wochen vor seinem 22. Geburtstag, den Titel gewann. „Irgendwann", sagte der Sieger Tyson selbstbewußt, „werde ich auch der älteste Weltmeister sein."

Der 20jährige hält noch einen Weltrekord besonderer Art: In seinem 28. Profikampf verließ er bereits zum 26. Mal vorzeitig als Sieger den Ring. Nur zweimal mußte der nur 1,73 m große Tyson über die volle Distanz; im Durchschnitt drei Runden pro Fight. Für die Buchmacher war der Weltranglisten-Erste, der eine Börse von 1,5 Millionen Dollar kassierte – nur 100 000 weniger als Berbick – bereits im Vorfeld eindeutiger Favorit.

Von Beginn an attackierte Tyson den 33jährigen Berbick äußerst heftig. Statistiker zählten 106 Schläge, von denen 59 ihr Ziel erreichten. Der in Jamaika geborene Berbick setzte im Vergleich dazu lediglich 38 Schläge an und kam ganze 13 Mal damit durch. Nach einer Dreierkombination Tysons in der zweiten Runde konnte sich Berbick nur noch mit Hilfe von Ringrichter Mills Lane auf den Beinen halten. Dieser zählte Berbick, der bereits schwer gezeichnet war, nach 2:35 Minuten aus.

Der entthronte Champion fand in der Pressekonferenz eine einfache Erklärung für seine Niederlage: „Ich wollte um jeden Preis mitfighten, ich dachte, ich wäre dafür stark genug." Angelo Dundee, als Betreuer in Berbicks Ecke, brach ob Tysons Auftritt in Lobeshymnen aus. „He's a Wunderkind", sagte der ehemalige Betreuer von Muhammad Ali und Sugar Ray Leonard.

Wie viele der großen amerikanischen Boxer stammt auch Tyson aus den Schwarzen-Gettos von New York. Das jüngste von drei Kindern galt als scheu und sanft, hielt Brieftauben, verabscheute wie seine Mutter Lorna die Gewalt, ehe er mit elf Jahren in schlechte Gesellschaft geriet und nach Raubüberfällen und Schlägereien als Anführer von Jugendbanden mit 13 in eine Erziehungsanstalt eingewiesen wurde.

Hier lernte Mike Tyson das Boxen. Von dieser Zeit an trainierte er unter den Fittichen des berühmten Cus D'Amato, der vor einem Jahr 77jährig starb und dem er seinen Triumph widmete. D'Amato, der Mentor Pattersons, hatte ihm in seiner Boxschule in Catskill schon früh prophezeit: „Du wirst eines Tages Weltmeister." D'Amato brachte dem Jungen seinen typischen Boxstil, hochgehaltene Fäuste und ständige Bewegung, bei und kümmerte sich als Bewährungshelfer und Ersatzvater auch privat um ihn. Seine Bewährungsprobe als Amateur hatte Mike Tyson noch nicht bestanden; 1984 scheiterte er in der Olympia-Qualifikation der USA. Doch als Profi begann eine steile Karriere.

Inzwischen kann Mike Tyson auf stattliche Rekorde verweisen. Seine ersten 18 Profikämpfe gewann er K. o. und löschte damit den Startrekord des legendären Rocky Marciano von 16 K.-o.-Siegen in Folge aus. Marciano brauchte im Durchschnitt drei Runden, um seine Gegner auf die Bretter zu schicken, Tyson benötigte bislang 2,8 Runden. Sein kürzester Kampf dauerte 37 Sekunden. Nur zwei Kontrahenten kamen über die Runden. Da halten selbst Box-Größen wie George Foreman, Joe Frazier oder Muhammad Ali nicht mit.

Der Weltmeisterschaftskampf zwischen Tyson und Berbick war Auftakt einer sogenannten Masters-Serie, mit der bis zum Mai 1987 ein Weltmeister aller Klassen gekrönt werden soll, der von allen drei Weltverbänden anerkannt wird. Tyson soll nun am 7. März des kommenden Jahres gegen den Sieger der WBA-WM zwischen Titelverteidiger Tim Witherspoon und Tony Tubbs (beide USA) antreten, die am 12. Dezember ebenfalls in Las Vegas boxen.

Der dann von WBC und WBA anerkannte Champion soll anschließend gegen den IBF-Weltmeister Michael Spinks (USA) kämpfen. Die Experten, die den Sieg des jungen Boxers erlebten, sind sich schon jetzt einig, daß Spinks' Gegner nur Mike Tyson heißen kann.

HANDBALL / Europacup: Essen mit Problemen

Comeback von Brand bleibt kein Einzelfall

dpa/sid, Düsseldorf

Heiner Brand läßt den VfL Gummersbach nicht verkommen. Mehr als zwei Jahre nach seinem mit einer Abschiedsgala gewürdigten Rücktritt feierte er ein bemerkenswertes Comeback. Vor dem Europapokal-Rückspiel gegen den österreichischen Vertreter ATSE Biro Graz streifte sich Heiner Brand zur Überraschung der nur 500 Zuschauer ein Trikot über und verrichtete die Arbeit eines Spielers.

Was er in den vergangenen 29 Monaten der Mannschaft in seiner Funktion als Co-Trainer nur anhand von Anweisungen vermittelt hatte, konnte er am Samstag selbst in die Praxis umsetzen. Und er tat es so, als hätte er in der Mannschaft nie gefehlt. Während seines 40minütigen Einsatzes hielt Heiner Brand die Abwehr ebenso souverän zusammen wie in den Glanztagen seiner Spielerlaufbahn. Obwohl er erst eine Stunde vor Spielbeginn seine Zusage gegeben hatte. Das Resultat: Gummersbach gewann 23:17 (10:7) und steht im Viertelfinale des IHF-Pokals.

„Die Mannschaft wollte mich, und ich konnte nicht nein sagen", sagt Heiner Brand zur Begründung seines Comebacks. Und weiter: „Ich mußte einfach einspringen und dem Verein in der personellen Not helfen." Die Notlage besteht seit einer Woche, seitdem Christian Fitzek, der einzige Bundesliga-erfahrene Kreisläufer des VFL Gummersbach, wegen einer schweren Knieverletzung nicht mehr einsatzfähig ist. Fitzek wurde zwar schon in der vergangenen Woche operiert, wird aber voraussichtlich für drei Monate ausfallen.

So übernahm Heiner Brand am Samstag nicht nur die Rolle des Abwehrchefs, sondern auch die des Kreisläufers. Darin konnte er Christian Fitzek zwar nicht vollwertig ersetzen, arbeitete aber so unermüdlich, daß dadurch seinen Mitspielern immer wieder Torchancen eröffnet wurden. Und die wußten sie zu nutzen. Allen voran der isländische Nationalspieler Kristjan Arason, ein wurfgewaltiger Linkshänder. Er war bisher in allen Bundesligaspielen weit hinter den Erwartungen und seinen Möglichkeiten zurückgeblieben, deutete aber am Samstag mit acht Treffern an, daß er sich allmählich in der neuen Umgebung eingelebt hat.

Neben ihm war der im Sommer nach Gummersbach zurückgekehrte ehemalige Nationalspieler Gerd Rosendahl mit vier Toren erfolgreichster Werfer. Rosendahl gehörte wie Heiner Brand 1978 zu der Nationalmannschaft, die den bisher einzigen Weltmeistertitel für den Deutschen Handball-Bund (DHB) gewann. Gemeinsam helfen sie jetzt dem VfL Gummersbach, aus der Krise wieder ins Rampenlicht der Bundesliga zu gelangen.

Heiner Brand wird so lange auf dem Spielfeld aushelfen, bis Christian Fitzek genesen ist. Deshalb erteilte er gestern morgen dem Bundestrainer Simon Schobel, dessen Assistent er ist, eine Absage für das Turnier um den Karpaten-Pokal, an dem die deutsche Manschaft in den nächsten Tagen teilnehmen wird. „Ich muß trainieren, trainieren, nochmals trainieren", sagte Brand. Obwohl er noch regelmäßig aktiv beim Training der Gummersbacher Mannschaft mitmacht, hat er aus dem Spiel gegen Graz eine wichtige Erkenntnis gewonnen: „Ich muß erst wieder laufen lernen", sagte Heiner Brand, der sich auch in seiner spielerischen Glanzzeit stets nur schlurfenden Schrittes auf dem Spielfeld bewegt hatte.

Ins Viertelfinale der europäischen Pokal-Wettbewerbe sind auch die beiden anderen deutschen Vertreter eingezogen. Der deutsche Meister TuSEM Essen qualifizierte sich trotz einer 17:18-Niederlage bei USM Gagny Paris zum dritten Mal für ein Viertelfinale. Auch der MTSV Schwabing mußte mit 16:18 bei DFS Sofia eine Niederlage hinnehmen. Die beiden deutschen Klubs hatten aber jeweils ihre Hinspiele mit hohem Vorsprung gewonnen.

Die Verantwortlichen vom TuSEM Essen waren trotz des Weiterkommens mit dem Auftritt ihrer Mannschaft unzufrieden. „Wenn man als Meister antritt, muß man einfach mehr zeigen", sagte Abteilungsleiter Klaus Schorn. Trainer Johann-Ingi Gunnarsson sagte: „Wir haben weit unter unseren Möglichkeiten gespielt. Bis zum 6:4 wurde das Spiel kontrolliert. Anschließend haben Biß und Motivation völlig gefehlt."

REITEN

Ahlerichs großes Comeback

sid, Berlin

Olympiasieger Reiner Klimke reitet weiter auf der Spur in die Einmaligkeit. Spätestens nach den Olympischen Spielen in Seoul 1988 wird er der erfolgreichste Reiter aller Zeiten sein. Nach seiner Vorstellung beim Hallenturnier in Berlin zweifelt niemand mehr daran. Der 51jährige Jurist startete viermal – und gewann viermal. Zunächst siegte er zweimal mit dem elfjährigen Oldenburger Adjutant, dann ermöglichte er seinem 15 Jahre alten Parade-Roß Ahlerich ein triumphales Comeback.

Der westfälische Wallach, der genau vier Monate und eine Woche nicht mehr gezeigt worden war, passagierte und piaffierte unter seinem Meister zunächst zum Erfolg im Grand Prix mit 1747 Punkten, einen Tag später zeigte der Braune im Grand Prix Special eine der größten Leistungen seiner Laufbahn. - Die Richter kamen nicht umhin, für die Darbietung 1498 Punkte zu geben. Nur zweimal hatten Ahlerich und Klimke mehr erhalten, „bei der Ausscheidung für Olympia in Los Angeles und bei den Spielen selbst", sagte Klimke. 1532 Zähler wurden ihm bei der Olympia-Sichtung zuerkannt, 1504 in Los Angeles.

Reiner Klimke wußte immer, was er wollte. Ein Reiter wie er setzt Schwerpunkte, ein Reiter wie er kennt aber auch Fairneß gegenüber der Kreatur Pferd. Schwerpunkte heißen für Klimke Olympische Spiele. Fairneß bedeutet, auch einmal auf den Titel eines Weltmeisters zu verzichten. Da Ahlerich an einer Sehnenverletzung litt, ritt Klimke den Wallach nicht bei der Weltmeisterschaft in Toronto Anfang August, „denn ein Pferd gehört bei uns zur Familie, es wird auch so behandelt".

Ahlerich durfte die Verletzung ausheilen. Nun kehrte er glanzvoll zurück. Doch Reiner Klimke dämpfte sofort hochgesteckte Erwartungen. „Man darf ja nicht vergessen, daß Ahlerich 1988 17 Jahre alt ist. Mit 17 ist ein Pferd eben nicht mehr so elastisch. Ob Adjutant dann das Erbe dieses Pferdes übernehmen kann, das muß sich erst in den nächsten Monaten zeigen."

GOLF

Europacup: Sieg für Falkenstein

GERD A. BOLZE, Marbella

Nicht nur im deutschen Golf setzen die Falkensteiner des Hamburger GC die Maßstäbe. Sie sind der 15malige amtierende deutsche Rekordmeister und nun auch der Rekordgewinner des Europapokals. Den vierten Sieg in dem erst seit zwölf Jahren ausgespielten Mannschaftsturnier der 20 europäischen Landesmeister schaffte ein Falkensteiner Nationalspieler-Trio mit 585 Schlägen deutlich vor Racing Club Paris (593) und Ealing GC London (596). Das ist ein um 18 Schläge besseres Resultat als das bisher niedrigste Siegerergebnis, das in dem zum sechsten Mal hintereinander auf dem trickreichen und schwierigen Aloha-Platz an der Costa del Sol bei Marbella (Spanien) ausgespielten 72-Löcher-Kampf erzielt wurde.

„Wir haben diesmal unglaublich gut und konstant gespielt, waren aber auch besonders gut vorbereitet. Selbst wenn wir unseren Besten streichen, dann hätten die beiden anderen auch noch gewonnen. Unsere täglichen Streichergebnisse hätten andere Clubs gerne in ihrer Wertung gehabt", bilanzierte Veith Pägel (40), der als einziger alle bisherigen acht Europapokal-Einsätze der Falkensteiner mitgemacht hat. Täglich wurden nur zwei der drei Runden jedes Klubs gewertet und addiert.

Bisher ebenfalls dreimal den Europapokal gewonnen hatte der GC El Prat Barcelona (1981, 82, 85), doch die Vorjahressieger endeten mit 622 Schlägen weit abgeschlagen als Achter unter den 20 Klubs.

Nicht nur durch ihre nunmehr vier Siege, ferner noch als Zweiter (1980), jeweils Sechster (1981/82) und Neunter (1985) bei ihren bisherigen acht Teilnahmen sind die Hamburg-Falkensteiner mit klarem Abstand der erfolgreichste Klub im Europapokal-Wettbewerb.

Die Falkensteiner Überlegenheit spiegelte sich auch in der Einzelwertung wider. Erst nach Stechen mit jeweils 294 Schlägen rangierte Andrew Rogers (London) 77+72+77+68 Schläge vor dem Hamburger Jan-Wilhelm Schuchmann 75+71+74+74 und François Illouz (Paris) 70+72+77+75 bei Par 72 und Standard 74.

ZAHLEN · ZAHLEN · ZAHLEN · ZAHLEN

FUSSBALL

Erste englische Division: Arsenal – Manchester City 3:0, Charlton – Southampton 1:3, Chelsea – Newcastle 1:3, Coventry – Norwich 2:1, Manchester United – Queens Park 1:0, Nottingham – Wimbledon 3:2, Oxford – Tottenham 2:4, Sheffield – Luton 1:0, Watford – Leicester 5:1, West Ham – Aston 1:1. – Tabellenspitze: 1. Arsenal 31 Punkte, 2. Nottingham 29, 3. Liverpool 27. – **„DDR"-Oberliga,** 11. Spieltag: Frankfurt – Jena 0:0, Dresden – Aue 4:1, Karl-Marx-Stadt – Bischofswerda 2:1, Riesa – Union Berlin 3:0, Erfurt – Lok Leipzig 0:0, Cottbus – Magdeburg 1:2, Dynamo Berlin – Brandenburg 3:0. – Tabellenspitze: 1. Dynamo Berlin 18:4, 2. Lok Leipzig 16:6, 3. Karl-Marx-Stadt 15:7.

BOXEN

Bundesliga, Amateure, 1. Wettkampftag: Landshut – Flensburg 13:13, Ahlen – Frankfurt 14:12, Berlin – Leonberg 13:14.

BASKETBALL

Bundesliga, Herren, 12. Spieltag: Gießen – Leverkusen 83:98, SSV Hagen – Bamberg 61:69, Charlottenburg – Ludwigsburg 71:56, Köln – Langen 126:83, Osnabrück – Göttingen 62:96. – **Damen,** 8. Spieltag: Köln – Düsseldorf 53:78, Porz/Hennef – Oberhausen 78:70, Wolfenbüttel – Weilheim 50:53, Barmen – München 87:66.

HANDBALL

Europapokal, Herren, Achtelfinal-Rückspiele, Landesmeister: Gagny/Frankreich – Essen 18:17. – **Pokal der Pokalsieger:** Sofia – Schwabing 18:16. – **IHF-Pokal:** Gummersbach – Graz 23:17. – **Bundesliga,** Herren, 11. Spieltag: Hofweier – Weiche-Handewitt 25:21, Göppingen – Großwallstadt 20:24, Kiel – Dortmund 24:15. – **Frauen,** 9. Spieltag: Leverkusen – Nürnberg 22:15, Engelskirchen – Sindelfingen 20:20.

HOCKEY

Bundesliga, Herren, Halle, Gruppe Nord: RW Köln – SW Köln 6:6, Hannover – Krefeld 6:6, Hamburg – Berlin 7:15, Krefeld – Leverkusen 4:5, Leverkusen – Gladbach 5:8. – Gruppe Süd: Stuttgart – Limburg 9:3, München – Bad Dürkheim 7:10, Frankenthal – Mülheim 6:12, Rüsselsheim – Heidelberg 12:7, Hanau – Frankenthal 10:5. – **Damen,** Gruppe Nord: Brandenburg – Berlin 11:4, Braunschweig – DHC Hannover 13:5, Bremen – HC Hannover 4:9, Klipper Hamburg – UHC Hamburg 4:6.

VOLLEYBALL

Bundesliga, Herren: Leverkusen – Moers 0:3, Ottobrunn – Fort. Bonn 0:3. – **Damen:** Berlin – Hannover 3:1, Vilsbiburg – Feuerbach 1:3, Lohhof – Münster 3:0, Schwerte – Rüsselsheim 2:3.

REITEN

CHI Berlin, Stafettenspringen: 1. Broome auf Skylight/Edgar (beide England) Everest Asher 67,08 Sek., 2. Kenn auf Feuerball/Graf zu Rantzau auf Rasputin 75,28, 3. Wiltfang auf Dana da Bonita/Schulze (alle Bundesrepublik Deutschland) Franziska 82,01. – Zeitspringen: 1. Sloothaak (Bundesrepublik Deutschland) Walido 47,24, 2. Wauters auf Prinz Drum 49,53, 3. Blaton (beide Belgien) Moet et Chandon Suko 49,87, 4. Luther (Bundesrepublik Deutschland) Malicieuse 50,23. – Mächtigkeitsspringen: 1. Weinberg (Bundesrepublik Deutschland) Flying High und Bacon (Australien) Billsborough 0 Fehlerpunkte, 3. Kenn auf Attache und Simon (Österreich) Kingsize je 4, alle im dritten Stechen. – S-Springen: 1. Smith (England) auf Olympic Video 0/28,45, 2. Ernst (Bundesrepublik Deutschland) Prinz Haylord 0/30,15, 3. Frühmann (Österreich) Grandeur 0/30,45. – „Championat von Berlin": 1. Sloothaak auf Farmer 0/31,77, 2. Frühmann auf Porter 0/34,61; 3. Münzner (Österreich) Marylin 0/43,23. – Großer Dressur-Preis: 1. Klimke (Bundesrepublik Deutschland) Ahlerich 1747 Punkte, 2. Otto-Crepin (Frankreich) Corlandus 1702, 3. Krug (Bundesrepublik Deutschland) Muscadeur 1675.

RAD

„Kölner Nacht": 1. Kristen/Hermann (Bundesrepublik Deutschland/Liechtenstein) 110 Punkte, 2. Thurau/Freuler (Bundesrepublik Deutschland/Schweiz) 98, 3. Pijnen/Oersted (Holland/Dänemark) 42.

TENNIS

Masters-Turnier in New York: Halbfinale: Navratilova – Shriver (beide USA) 6:2, 4:6, 6:4, Graf – Sukova 7:6, 3:6, 6:1. – Doppel, Finale: Navratilova/Shriver – Kohde-Kilsch/Sukova (Bundesrepublik Deutschland/CSSR) 7:6, 6:3. – **Herren-Turnier** in Houston, Halbfinale: Davis – Teltscher (beide USA) 7:5, 6:4, Zivojinovic (Jugoslawien) – Rostagno (USA) 6:4, 6:4.

RINGEN

Bundesliga, Endrunde, Gruppe A: Witten – Aalen 21:15, Reilingen – Schifferstadt 16:18,5. – Gruppe B: Urloffen – Bonn-Duisdorf 21,5:16,5, Goldbach – Wiesental 23,5:14.

GEWINNZAHLEN

Lotto: 6, 11, 12, 16, 17, 27, Zusatzzahl: 2. – **Spiel 77:** 3 6 9 9 8 5 0. – **Toto, Elferwette:** 2, 0, 0, 0, 1, 0, 1, 0, 0, 1, 1. – **Rennquintett:** Rennen A: 12, 6, 10. – Rennen B: 23, 29, 34. – **Glücksspirale,** Endziffern: 0, 71, 186, 5079, 71226, 235473. – Los-Nummer: 2774563, 4036431, 2921822. – Prämienziehung: 649971, 137506, 899186. (Ohne Gewähr).

Eine der herrlich gemütvollen brasilianischen Serien

Sklavin fegt die Straßen

Raffiniert gestrickte Endlos-Serien des brasilianischen Fernsehens sind Welterfolge. Kühle, technische Perfektion zeichnet sie aus, unterlegt sind sie wie die US-Seifenopern mit einer Schicht erotischen Mysteriums, wie eine Welt sie bietet, in denen die konventionellen Schranken des Fin de siècle noch nicht niedergerissen sind. Vor allem in Südamerika und in Portugal natürlich, das nicht erst seit der Nelken-Revolution mit den religiösen und gesellschaftlichen Tabus der Vergangenheit aufgeräumt hat, rufen diese Geschichten von Reich und Arm, von Intrigen und brennenden Leidenschaften ein solches Weh hervor, daß die Traumwelt brasilianischen Zelluloids den Wirklichkeitssinn zu verdrängen droht.

Die erste der vielen Serien hieß „Gabriela", nach einem Roman von Jorge Amado. Es wurde gemeldet, daß der damalige portugiesische Regierungschef Soares die Sitzungen seines Kabinetts unterbrach, um den Ministern Gelegenheit zu geben, die Episode zu sehen. Lokale sind bei manchen Serien auch heute gähnend leer, es sei denn, Gäste bringen einen tragbaren Fernseher mit. Die tiefgreifende Folge dieser Fernseh-Invasion war das schnelle Eindringen von Brasilianismen in die portugiesische Sprache. So wie das Umgangsenglisch sich durchs Amerikanische verändert hat, verflacht so das klassische Portugiesisch.

Man mag zu diesen Serien stehen, wie man will, mag ihre Sentimentalitäten, die schönen Frauen und hagestolzen Männer genießen oder sich empören – die unverwechselbare Serien-Musik geht in die Ohren ein und wird uns bis in Träume verfolgen. Es sind schöne Träume.

Von Montag bis Donnerstag, elf Wochen lang, wird die ARD um 16 Uhr eine solche „Tele-Novela" ausstrahlen: „Die Sklavin Isaura" auf einer brasilianischen Farm Ende des vorigen Jahrhunderts. Zigmillionen in vielen Ländern der Erde litten bereits mit diesem edlen Geschöpf, das einem klassischen Roman von Bernardo Guimareas von 1875 entstammt. In China, so wird berichtet, sei die Begeisterung über diese Serie so weit gegangen, daß die glücklichen Besitzer von Fernsehgeräten Stühle vermieteten.

Die Darstellerin der Sklavin heißt Lucélia Santos. Für uns ist dieser Weltstar noch eine Unbekannte. Am 17. Dezember wird die ARD sie in einem Porträt vorstellen. Der WDR, spät nach vielen anderen Ländern, versucht sein Glück mit Brasilianischem: sehr zaghaft, wie die Programmierung am Nachmittag zeigt. Gewiß werden andere und auch bessere Serien des brasilianischen Telekonzerns Globo (jährlicher Reinverdienst des Besitzers Roberto Marinho: 500 Millionen Dollar) folgen und langfristig US-Produktionen zurückdrängen. Es ist nicht abzusehen, daß deutsche TV-Anstalten – auch sie zählen zu den Größten der Welt – Serien ähnlichen Welt-Zuspruchs herstellen.

schw.


„Sklavin Isaura" (Lucélia Santos) – ab heute fast täglich, 16 Uhr, ARD
FOTO: WDR

Elton Hercules John – auch ein britischer König

Unausweichliche Musik

Prinzessin Margaret ertappte ihn schon mal im Unterzeug. Aber was macht das bei einem, der wie die Beatles mit dem Order of the British Empire ausgezeichnet wurde und im Kensington Palace Tee trinkt? Eminenzen sind dabei unter sich: Elton John ist seit vielen Jahren der krisenfesteste King der britischen Hitparaden.

„Ich wollte immer nur eins sein", meinte der 1947 in Pinner, Middlesex geborene Sohn eines Royal-Airforce-Offiziers, „ein Rock 'n' Roll-Star." Damals war er 16 und mit seiner Band namens „Bluesology" in Provinz-Tanzsälen unterwegs und spielte, was fast alle spielten: Rhythm and Blues.

Einige Jahre später hatte es Reginald Kenneth Dwight geschafft, der sich mit seinen knapp *170 Zentimetern* nach Abschluß seines ersten Plattenvertrages in Elton Hercules John umbenannte. Seit er zu Beginn seine Aufstiegs den kongenialen Texter Bennie Tauping aus Lincolnshire traf, hat der kleine Riese die Welt gut sitzender Töne unentwegt mit Ohrwürmern bereichert.

Eltons Zuhause ist unter anderem ein Schloß namens „Hercules", vollgestopft mit schier unzähligen Brillen, einer ebensolchen Schuhsammlung und Antiquitäten zuhauf: aus Peking, wo er 1983 mit den Kickern des von ihm hingebungsvoll gepflegten FC Watford weilte, brachte er solche im Wert von 50 000 Pfund heim – ein Klacks für ihn, der den Angestellten seiner Firma Rocket Records schon mal ein goldenes Halsband oder Feuerzeug schenkt oder ihnen einen seiner Rolls-Royces überläßt.

Der „unglaublich traurige Mensch", wie ihn seine Mutter nannte, *ist ein Mensch mit großem Herzen*, der etwa auf einen tödlich verunglückten Laufjungen bei Rocket einen Nachrufsong schreibt oder für seinen erschossenen Freund John Lennon in Melbournes St. Patrick's Cathedral eine Messe lesen läßt. Und sicher ist es Johns Mixtur aus Emotionalität und Gespür für Showeffekte, die seiner Musik das „Unausweichliche" verleiht: seine Melodien treffen den Nervus rerum.

Sein Faible für verrückte Verkleidungen ergänzt sein Hang zum bewegungsreichen Auftreten – es soll einst die Kälte beim Crumlin-Festival in Halifax gewesen sein, die ihn zu seinen Verrenkungen am Flügel trieb.

ALEXANDER SCHMITZ


Elton John, heute in der „Musikszene" der ARD um 21.45 Uhr
FOTO: SVEN SIMON

KRITIK

Adel nur im Studio

„Der Adel war zeitlebens ein Gegenstand meiner Liebe, ... aber einer unglücklichen", schrieb Theodor Fontane acht Jahre bevor er 1898 seine Späterzählung **Die Poggenpuhls** zu Papier brachte, Zeugnis *einer „erlöschenden, aber doch immerhin* mal dagewesenen Feudalität".

Anne Habecks Umsetzung der Vorlage (eine „DDR"-Produktion in der ARD, Regie: Karin Hercher) merkte man ein knappes Budget und die fast ausschließliche Herstellung in Fernsehstudios an. Der Rotstift raubte wohl alle aufwendigen Einstellungen; so konnten viele Textpassagen nicht inszeniert werden. Optisch zumindest herrschte Schmalkost, nicht nur auf dem Tisch der verarmten Adelsfamilie.

Und daraus wiederum resultierte ein Mangel an weitläufiger Einbindung in soziale Zusammenhänge, die Fontanes Motivation ausgemacht haben. In diesem Falle: Gesinnung und Tüchtigkeit seien wertvoller als Herkunft – „ich verwahre mich feierlich dagegen, daß das, was ich ‚adlig' nenne, bloß an der Menschenklasse haftet, die man ‚Adel' nennt."

In mehreren, sich überlappenden Kreisen hat Fontane die Schicksale seiner Figuren angelegt: Im Stadtadel, der sich teilweise auf Schloß Adamsdorf in Schlesien verlagert, in das nach dem Kriege 1870/71 aufkommende meist jüdische Bankierswesen, in den traditionsbewußten Offiziersstand, verkörpert durch die Söhne Wendelin und Leo, sowie im sogenannten vierten Stand, der Arbeiter- und Dienerschaft. In der Film-Version wurde so gut wie nichts davon gezeigt, mit Ausnahme der eigentlichen Familie Poggenpuhl. Dafür wurden Spitzen-Schauspieler eingesetzt: Christine Gloger, Simone Frost, Michael Gerber und vom Ostberliner Deutschen Theater Ulrich Mühe, Margit Bendokat und Heide Kipp.

Mühe, der in großen Klassiker-Inszenierungen Erfolge feierte, hatte in zwei herausragenden Szenen Gelegenheit zu brillieren: Als er angesichts eines 100-Mark-Scheines, den ihm ein Onkel schenkte, verklärt erschien und als er in Großaufnahme aussprach: „Wer immer in einer Wüste lebt, der *kann ohne* Fata Morgana oder dergleichen gar nicht existieren." Darauf Majorin Poggenpuhl: „Die Hoffnung ist oft besser als die Erfüllung."

GERDA LOTTMANN



9.45 Ratgeber: Touristik
10.00 Tagesschau
10.05 Kur in Travemünde
Regie: Peter Beauvais

15.50 Tagesschau
16.00 Die Sklavin Isaura (1)
Nach Bernardo Guimarães
16.25 Chic – Aktuelle Mode
17.15 Schlupp vom grünen Stern (1)
Aus der Augsburger Puppenkiste
17.45 Tagesschau
17.55 Regionalprogramme
20.00 Tagesschau
20.15 Ausgestoßen (4)
Fernsehserie mit C. Aznavour von Denys de la Patellière
21.15 Das Ende der Elchjagd
Tschernobyl-Folgen in Skandinavien. Bericht von Horst Hano
21.45 Musikszene '86
Mit Elton John, Bob Geldof, Iggy Pop, Chaterine Ringer und einem Bericht über Bestechung in der US-Platteninidustrie
22.30 Tagesthemen
23.00 Fett schwimmt oben
Fernsehfilm von P. Pelegri
Poissonnard und seine Frau führen während der deutschen Besatzung in Paris ein durch Schwarzmarktgeschäfte gut laufendes Lebensmittelgeschäft. Doch eines Tages werden sie beim Milchpanschen erwischt.
0.35 Tagesschau
0.40 Nachtgedanken
Friedrich Nietzsche: Die unbekannte Welt des „Subjekts"

11.45 Vorsicht, Falle!
12.15 Weltspiegel
12.55 Presseschau
13.00 Tagesschau

16.00 heute
16.04 Mietrecht (12)
Justitia drückt ein Auge zu
16.35 Tips für Aktive
Gefahren im Winter
17.00 heute / Aus den Ländern
17.15 Tele-Illustrierte
17.50 Agentin mit Herz
Abgestürzt
19.00 heute
19.30 Glückspforte
Film von Rolf von Sydow nach dem Roman von Hicko Matsubara
21.05 Ratschlag für Kinogänger
„Macaroni" von Ettore Scola
21.15 WISO
Wirtschafts-Sachverständige. Kölner Backofenbauer. Wandel in der Gastronomie. Tip: Sparpläne
21.45 heute-journal
22.05 Ein Grenzgänger in Paris
Der Erzähler Julien Green im Gespräch mit Beate Pinkerneil
1972 wurde Julien Green als erster Ausländer in die Académie Française gewählt und zu einem „Klassiker der Moderne" erklärt.
22.40 Die stillen Stars
Nobelpreisträger Professor Samuel Ting (1976, Physik), besucht von Frank Elstner
23.10 Mit meinen Augen
Klaus Lage und seine Band
23.40 heute

III.

WEST
19.00 Aktuelle Stunde
20.00 Tagesschau
20.15 Lindenstraße
Drei Ohrfeigen
20.45 Hilferufe
Wege aus der Krise
21.45 Medizin-Magazin
22.15 Lieferanten der Weltmärkte
Ostwestfälische Industrieprodukte und ihre Exportchancen
22.45 Der Amateur
Fernsehfilm von Rainer Erler
0.45 Nachrichten

NORD
18.00 Sesamstraße
18.30 Textiles Gestalten (5)
19.00 Rund um das Zwiebelmuster
Fels, Vogel und eine kleine Blume
19.15 Das Fahrrad (5)
Von Julius Leufen
20.00 Tagesschau
20.15 Rufen Sie uns an!
Geschäfte mit Spenden?
21.15 Markt der Ideen
Die sanfte Kosmetik
22.25 Kampf in den Bergen
Amerikanischer Western (1936)
Mit Fred McMurray, Henry Fonda
0.00 Nachrichten

HESSEN
18.00 Sesamstraße
18.35 Auf Achse nach Kathmandu
19.20 Hessenschau
20.00 Hessens Weg nach 45
Die sechziger Jahre
20.45 Die Sprechstunde
Gesunder Schlaf
21.30 Drei aktuell
21.45 Magnum
Der Mordplan
22.30 Blickpunkt Ausland
23.15 Vor vierzig Jahren
Welt im Film vom 15. 11. 1946

SÜDWEST
18.00 Sesamstraße
18.30 Schwarzes Theater
18.32 Null ist Spitze
19.00 Abendschau/Blick ins Land
19.30 Formel Eins
20.15 Unser Auto ist hundert
20.45 Kommunikation
Wissen für alle
21.00 Aktuell/Neues
21.15 Von der Bastille zur Paulskirche
21.45 Lenz oder die Freiheit
23.25 Jazz: Salsa-Festival '86
1.10 Nachrichten

BAYERN
18.15 Hereinspaziert
18.45 Rundschau
19.00 Live aus dem Alabama
20.45 E-Werk Sonne
Ökologische Aspekte
21.30 Rundschau
21.45 Blickpunkt Sport
22.45 Ewiges Indien
Fotos von Fritz Kortler
22.50 Magnum
Der letzte echte Schnüffler
23.55 Rundschau



15.55 Indian River
16.00 Drei Mädchen, drei Jungen
16.25 Die Waltons
Der Geburtstag
17.10 Mondbasis Alpha 1
Wer programmiert Kelly?
18.00 Cowboys, Sheriffs, Banditen
Sam und der fremde Marshal
18.30 blick
18.45 Der Chef
Eine Lücke im Plan
19.30 Videothek
19.45 Der Schlüssel zum Paradies
Englische Filmkomödie (1952)
Mit Alec Guinness, Celia Johnson
Regie: Anthony Kimmins
21.20 Glückswirbel
21.30 blick
22.15 TOP-Wirtschaftsreportage
Der Arbeitsdirektor
22.45 Mannix
Die Kassette
23.30 blick



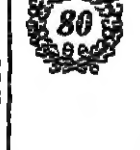
19.00 Das Festzelt
Das Münchner Oktoberfest
Film von Christian Rischert
19.45 Kochbuch
Portugal: Monumentale
20.00 Tagesschau
20.15 Stahlnetz
In der Nacht zum Ostersonntag
Regie: Jürgen Roland
22.00 Leute
Talkshow aus dem Cafe Kranzler

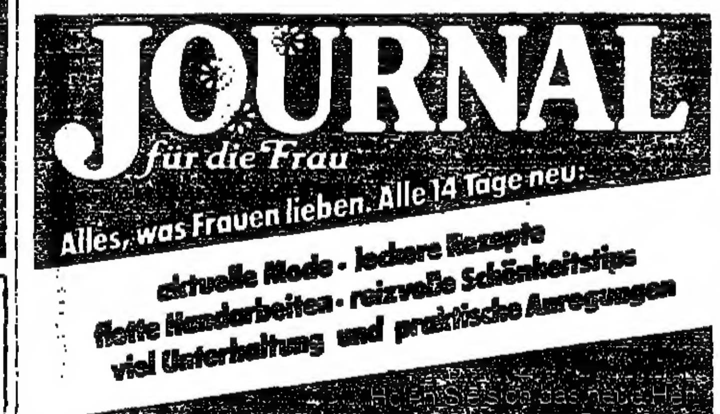


18.00 Mini-ZiB
18.10 Tommy Tulpe
Transportunternehmer
19.00 heute
19.20 Studio
19.30 Na, sowas
20.15 Sport-Zeit
21.15 Zeit im Bild 2
21.35 Kulturjournal
21.45 Dreckiges Gold
Amerikanischer Spielfilm (1973)
Mit John Wayne
23.15 Spielfilmvorschau
23.35 Nachrichten



18.15 Augenclip/Regional 7
18.35 Hallo RTL
18.53 7 vor 7
19.22 Karlchen
19.30 Das Tal der Pappeln
Die Zwischenbilanz
20.15 Spiel
20.30 Eine miese Kollektion
Französischer Spielfilm
Regie: Guy Pinon
22.00 RTL-Spiel
22.05 Nachrichten
22.15 Popeye
22.20 Bonnfetti
Talkshow mit Geert Müller-Gerbes
23.50 Wetter/Horoskop/Betthupferl
0.05 Wall Street Final









LÖSEN SIE SICH AUS DEM RUDEL...

UND ENTDECKEN SIE SÜDAFRIKA SELBST.

Warum wollen Sie sich das Recht vorenthalten, Südafrika kennenzulernen?

Sie können doch morgen schon dort sein – mit einem Dutzend oder mehr internationaler Fluglinien.

Lassen Sie sich vom Safari-Fieber anstecken und von Städten faszinieren, die auf Gold und Diamanten gegründet wurden. Die landschaftliche Schönheit und Vielfalt werden Sie bezaubern.

Sie werden von den positiven Veränderungen, die in Südafrika vor sich gehen, angenehm überrascht sein. Allein dies zu erleben ist schon eine Reise wert.

Und gerade jetzt ist Südafrika durch den günstigen Wechselkurs von ganz besonderem Reiz für Besucher.

Erfüllen Sie sich Ihren persönlichen Traum, dieses wunderschöne Land zu erleben, und lassen Sie sich von seinem Zauber gefangennehmen.

Ausführliche Informationen darüber, was Südafrika dem Besucher zu bieten hat, finden Sie in dem neuen SAAtours Handbuch für Südafrika-Reisen.



South African Tourism Board
SATOUR
An der Hauptwache 11
6000 Frankfurt/M. 1
Postfach 10 19 40

DW 24/11

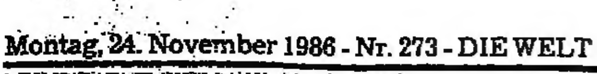
Bitte schicken Sie mir kostenlos das SAAtours Handbuch für Südafrika-Reisen 1987.

Name ____________________

Adresse ____________________

SÜDAFRIKA.

VIELFALT, DIE EIN WIEDERSEHEN WERT IST.



Pankraz, die Urenkel und die Kollektivschuld

Der Streit über den angeblichen Revisionismus der jüngsten deutschen Geschichtsschreibung zum Dritten Reich hat sich allmählich auf den Begriff der „Historisierung" zugespitzt. Habermas und die Marxisten lehnen ihn entschieden ab. Ihrer Meinung nach dürfen die Verbrechen der Nationalsozialisten nie und nimmer in eine historische Dimension einrücken, sondern müssen den Deutschen täglich neu als aktuelle, gleichsam unvergehbare Gegenwart vor Augen gerückt werden. Habermas & Co. verteidigen *nicht nur das Nachkriegsdogma* der sogenannten Kollektivschuld, sie möchten auch, daß diese Kollektivschuld auf die kommenden Generationen übertragen wird. Im Grunde geht es in der ganzen „Diskussion" gerade um diesen Zweck. Da die bisherige „Schuldgeneration" politisch abtritt und allmählich wegstirbt, versucht man nun, den Enkeln und Urenkeln den Schuldbazillus einzuimpfen.

Man macht auch gar keinen Hehl daraus, warum man das versucht. In den Selbstverständigungs-Gazetten der Linken kann man es nachlesen: Erstens will man die Deutschen durch das Dogma der ewigwährenden Kollektivschuld klein und häßlich halten, damit sie weiterhin physisch und psychisch erpreßbar bleiben. Zweitens setzt man auf den Neurotisierungs-Effekt. Ewiges Schuldbewußtsein *macht neurotisch*, und *Neurosen* münden oft in Selbstzerstörungswut. So hofft man, über den Umweg deutschen Selbsthasses doch noch zum großen Kladderadatsch zu kommen, in dem die traditionellen Lebensverhältnisse verbrennen und endlich der „wahre Sozialismus" entstehen kann.

Glücklicherweise kann dieses Kalkül nur schwer aufgehen. Die Historisierung – darüber sind sich die allermeisten Teilnehmer der Debatte einig – ist ein naturbedingter Prozeß, den zu verhindern nicht in der Macht von einzelnen liegt. Entweder geschieht er bewußt, oder er geschieht unbewußt. Entweder führt er zu simplem Vergessen und ebenso simpler Verdrängung, oder er wird von weisen Männern und Frauen klug kanalisiert, so daß das jeweilige historische Faktum im Hegelschen Sinne „aufgehoben" werden kann, d. h. es wird einerseits dem politischen Tageskampf entrückt und gleichsam defunktionalisiert, andererseits aber scharf und *sachlich* erinnert und in den allgemeinen Strom der Geschichtsschreibung eingegliedert.

Der Vergleich, das Miteinander-in-Beziehung-Setzen, ist ein wichtiges Moment dieser bewußten Historisierung. Je vielfältiger die Vergleichsobjekte, um so wirklichkeitshaltiger die aufhebende Erinnerung. Leider hat man in der bisherigen Debatte immer nur horizontale Vergleiche angestellt: Hitler wurde mit Stalin, die Nationalsozialisten wurden mit den Sowjets verglichen, um eine realistische Vorstellung von den „Vernichtungsqualitäten" und „Vernichtungsquantitäten" der beiden Systeme zu erhalten. Wie notwendig das immer sein mag, zur exakten Einordnung des Dritten Reiches in die deutsche Gesamtgeschichte reicht es nicht. Vertikale Vergleiche müssen hinzukommen, die zwölf Jahre Nazidiktatur müssen zu den tausend Jahren deutscher Volksgeschichte in Beziehung gesetzt werden.

Pankraz will dazu einige Stichworte geben. Die Nazi-Diktatur mit ihrer Aggressivität nach außen bietet insofern ein untypisches Bild, als die Deutschen – sehr im Unterschied zu Spaniern und Portugiesen, Engländern und Amerikanern – bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein nie ein fremdes Volk überfielen oder gar ausrotteten. All ihre vielen Kriege waren entweder Verteidigungskriege (Lechfeld, Liegnitz, Wien, Napoleon) oder innere Stammeskriege. Es gab unter ihnen auch kaum je Sklaven, während die Sklaverei *im Mittelmeerraum und in* den hispanischen Besitzungen, bei den Türken oder in den USA gang und gäbe war.

Die deutsche Ostkolonisation nahm sich, verglichen mit der amerikanischen Westkolonisation und ihren Indianerausrottungen, äußerst gentlemanlike aus. Die Deutschen kamen, weil *sie* von den slawischen Fürsten, von den Przemysliden oder von Konrad von Masowien, gerufen wurden, und *ihr* Siedeln war in den allermeisten Fällen ein friedlicher kultureller Durchdringungsprozeß. Die beiden großen deutschen Kolonialstaaten, die im Osten entstanden, das fritzische Preußen und das josefinische Österreich, waren höchst moderne Gebilde, die sich in bezug auf Rechtsstaatlichkeit den gleichzeitigen Staaten im Westen wie im Osten überlegen zeigten.

Vergleicht man den deutsch-dänischen Krieg von 1864 oder den preußisch-österreichischen Krieg von 1866 mit dem gleichzeitig tobenden amerikanischen Bürgerkrieg, so fällt wiederum auf: Fairness, Vornehmheit, „gehegter" Krieg bei den Deutschen; wilde Grausamkeit, ideologischer Haß und dauernde Übergriffe gegen Kriegsgefangene und Zivilbevölkerung bei den Amerikanern. Nicht die Deutschen, sondern die Amerikaner waren es, die den „totalen" Krieg, die „totale" Feindschaft erfanden, mit all den bösen Folgen im zwanzigsten Jahrhundert.

Das Gerede von „deutscher Daseinsverfehlung" und von „weit zurückreichenden deutschen Unheilslinien" hält einer seriösen historischen Komparatistik nicht stand. Man muß im Gegenteil konstatieren, daß das Unheil für die Deutschen kam, als sie „auch so werden wollten wie die anderen", als auch sie, der Lacher über ihre Zipfelmützen überdrüssig, nach stolzen Flotten und überseeischen Kolonien verlangten. Chesterton, der souveräne Geist, hat das 1901 bemerkt, als er (in seinem „Defendant") schrieb: „Die Deutschen waren bisher stolz auf ihre Philosophie, wärend wir Engländer so tun, als hätten wir nichts weiter vollbracht, als Niggern in den Hintern zu treten. Schade, daß das Schule macht."

Ja, es hat leider Schule gemacht, und es ist den Deutschen nicht gut bekommen. Aber die Trauer und die Verstörung darüber sollten sie nicht dazu verführen, sich von nun an und bis in alle Ewigkeit als Helotenvolk aufzuführen. Ihre Geschichte verurteilt sie dazu nicht. Wollen sie sich von Habermas & Co. dazu verurteilen lassen?

Pankraz

Entwürfe. Modelle. Leidenschaften: London zeigt die faszinierende Schau „Auguste Rodin bei der Arbeit"

Seine Antriebskraft war die Erotik

In seiner Jugend zeichnete er in billige Notenhefte Dantes tragische Helden, begehrliche Zentauren und klassische Liebespaare in ekstatischer Umarmung. Das Vorbild Michelangelos ist in diesen oft schwarz übertuschten Gouachen allgegenwärtig, doch ebenso eine sehr zeitgenössische nervöse Energie.

Im Alter zeichnete Auguste Rodin die wundersamsten Verrenkungen, die Tänzerinnen in seinem Studio vollführen mochten. Beim Skizzieren schaute er gar nicht mehr aufs Blatt. Die Augen fest auf Sprünge und schlangenhafte Verrenkungen seiner Modelle gerichtet, folgte die Hand seismographisch den Bewegungen.

Daß Bleistift, Tinte und Wasserfarbe den größten Bildhauer des 19. Jahrhunderts ebenso anfeuerten wie Ton, Marmor oder Bronze, zeigt jetzt in der Londoner Hayward Gallery eine ausgezeichnete Ausstellung. Aus den beiden Rodin gewidmeten Museen – seinen ehemaligen Studios in Paris und Meudon – und aus weiteren internationalen Sammlungen wurden Leitmotive in seinem zeichnerischen und bildhauerischen Werk überzeugend herausgefiltert.

Unter den 250 Arbeiten, die jetzt in London versammelt wurden, sind so viel eigenhändige Gips- und Terrakotta-Modelle zu sehen wie in keiner Ausstellung zuvor. Auch die Bronzegüsse sind früh und daher von ausgezeichneter Qualität.

Rodin zu erleben heißt, sich in mit *Hochspannung aufgeladene* Räume begeben. Seine Themen der Ekstase oder Verdammung, der Einzelfigur oder Paare sind in einem Fortissimo an Bewegung, körperlich wie seelisch, gestaltet. Selbst wenn er einen „Denkenden" zeigt, ist die Oberfläche aufgewühlt, und Energieströme biegen die Figur, eine „Meditation", zur Schlange.

Die Ausstellung zeigt, daß Rodin die meisten seiner Themen bereits früh formulierte und später immer wieder aufgegriffen und abgewandelt hat. Sie macht auch deutlich, wie sehr der Sohn eines Polizeibeamten von den klassischen Skulpturen eines Michelangelo oder Donatello beeinflußt worden war, selbst aber so formulierte, daß sich die Bildhauer des 20. Jahrhunderts – von Brancusi bis Henry Moore – auf ihn beriefen.

Die Posen seiner Modelle – und



Immer wieder das Wesen des Weibes ausgelotet: Rodins „Sich duckende Frau" (Bronze 1880–82), aus der Ausstellung in London

FOTO: CHRIS DAVIES

ihre Ungehemmtheit wurde legendär – fixierte Rodin als Quintessenz einer Aussage. Sein Modell Adèle zum Beispiel: Einmal zieht er ihren Körper nach hinten wie eine straff gespannte Brücke. Dann wieder übersteigert er ihre kauernde Pose zum Sinnbild einer Gebärenden. Die gleiche Figur gibt er auch einem muskulösen Mann mit zurückgeworfenem Kopf hoch in die gereckten Arme, vereint sie zu einer Gruppe von aggressiver Präsenz.

Überhaupt agiert der Meister in seinem mit Assistenten, Modellen und Bewunderinnen gefüllten Studio in der Rolle eines Choreographen. Seine besten Gipsmodelle setzt er in immer wieder variierten Rollen ein. So fügt er an einen Torso Kopf und Glieder, dreht er seine Figuren von der Vertikalen auf den Rücken, gibt er seiner „Meditation" später die Rolle der Maria Magdalena.

Seinen ersten Monumentalauftrag – ein Bronzetor mit dem Thema „Pforten der Hölle" – hat er nie vollendet. Doch inspiriert er ihn zu einem ganzen Geschlecht an knienden, sich windenden oder schwebenden Gestalten, verdammt an Leib und Seele. Studien und Modelle werden zu weiteren Monumenten gezeigt wie seinen „Bürgern von Calais". Ein Abguß der berühmten Gruppe steht auf der gegenüberliegenden Seite der Themse vor dem Parlament.

In voller Bronzegröße residiert jetzt hingegen in der Hayward Gallery die Statue von Balzac. Dem unersättlichen kreativen Hunger des französischen Schriftstellers fühlte sich Rodin verwandt. Seine ungewöhnliche Version schockierte damals die Zeitgenossen, und erst 1930 wurde sie in Bronze gegossen. Den Körper Balzacs hatte Rodin in seine legendäre Mönchskutte mit starren Bronzefalten gehüllt und den mächtigen Schädel ungebärdig, wie von dämonischen *Mächten zerklüftet*, gestaltet.

Der Leitfaden im Leben von Auguste Rodin – das macht diese Ausstellung klar – war das Sexuelle. Erotik lieferte dem notorischen Frauenhelden zeitlebens auch seine künstlerische Inspiration, zuweilen zum Schrecken französischer Beamter. Denn so durchdrungen war Rodin von diesem Thema, daß er oft offiziellen Ankäufen oder Schenkungen unverhüllt erotische Figuren beigab, wie zum Beispiel eine kopflose „Iris" mit gespreizten Beinen: Bei Can-Can-Tänzerinnen im „Moulin Rouge" hatte er sich die Pose notiert.

Schönheiten der Gesellschaft, die unter dem Auge seines zeitweiligen Sekretärs Rainer Maria Rilke zum berühmten Meister ins Studio wallfahrteten, verewigte er oft mit dem gleichen ätherischen Lächeln in Marmor. In den letzten 20 Jahren produzierte *er seine berühmtesten Schöpfungen*, allen voran den „Kuß", in immer steigenden Auflagen für europäische und amerikanische Kunst. Wie er als junger Künstler am meisten mit seinen „schwarzen Gouachen" Dantes beeindruckt, so ist er auch als alter Mann in seinen Zeichnungen am kreativsten. Seine erotischen Akte oder Paare stehen einem Klimt oder Schiele an erotischer Energie keinen Deut nach.

Noch der 66jährige folgt einer Gruppe blutjunger Tänzerinnen aus Kambodscha bis nach Marseille. Dort zeichnete er sie, fasziniert von der Schönheit ihrer Bewegungen. In ihnen erkannte der alte Rodin „die gleiche Schönheit wie beim großen Engel von Chartres", die ihn als jungen Mann ergriffen hatte. Für ihn hatte sich der Kreislauf geschlossen. (Bis 25. Januar)

HEIDI BÜRKLIN

Symposion in Darmstadt über Baltikum-Forschung

Die Traditionen retten

Wo es um die bedrohte Eigenständigkeit der drei ehemals unabhängigen baltischen Republiken Estland, Lettland und Litauen unter der heutigen Sowjetherrschaft geht, hat die westliche Wissenschaft eine wichtige Stellvertreterfunktion. Ihr stehen – wenn auch oft mit großer Verspätung – wichtige, anderen nicht zugängliche Informationsquellen zur Verfügung. Und sie kann aus der Ferne auch jene kulturelle Tradition und Kontinuität sichern helfen, die den drei Völkern vom Regime immer stärker beschnitten werden.

Diese Einsicht gehört zu den wichtigsten *Ergebnissen eines* internationalen Symposions der „Studiengruppe für gegenwartsbezogene Baltikumforschung" im Haus der Deutschbalten in Darmstadt. Fachleute aus den USA und zahlreichen europäischen Ländern gaben einen Überblick über das verstreute, zum Teil bibliographisch noch nicht aufgearbeitete, aber offenbar doch noch reichhaltige Material sowie über das Fach Baltistik an den Universitäten.

Das meiste geschieht in den USA. In der Bundesrepublik ist eine Schwerpunktbildung an den Hochschulen in München, Münster, teilweise auch Bonn und Göttingen gelungen. Geplant sind estnische, lettische und litauische Sprachkurse für Studenten nach dem Muster des erfolgreichen „Mainzer Modells" mit der polnischen Sprache. Schwer lösbar ist das Problem des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Generation der älteren, noch von Hause aus sprachkundigen Emigranten stirbt aus. Um so wichtiger werden jüngere Fachleute, die im Rahmen der Auswanderungswelle nach Israel erst vor kurzer Zeit in den Westen gelangt sind.

Im Sommer 1987 soll in Kiel eine internationale Konferenz über die Frage stattfinden, ob es auch unter der Sowjetherrschaft einen baltischen Regionalismus gibt. Dazu sind auch Teilnehmer aus Israel eingeladen worden. Für die Deutschen ist dabei interessant, daß zu einer solchen baltischen Region zumindest wirtschaftlich und militärisch inzwischen auch das gesamte nördliche Ostpreußen mit der Hauptstadt Königsberg (Kaliningrad) gezählt werden muß.

JOACHIM NEANDER

Der Vatikan zeigt römische Miniaturmosaiken

Nur mit der Pinzette

Das Wort Mosaik erweckt beim Kunstinteressierten unwillkürlich die Vorstellung von großflächigen Szenen auf den Fußböden römischer Kaiser-Villen oder eindrucksvollen religiösen Darstellungen in frühen christlichen Kirchen. Das römische Miniaturmosaik, zudem erst ein Erzeugnis der Neuzeit, war hingegen bisher weithin unbekannt.

Jetzt kann man sich selber ein Bild davon machen. Eine Ausstellung im Vatikan, und zwar am Petersplatz (Braccio Carlo Magno), zeigt „römischen Miniaturmosaiken des 18. und 19. Jahrhunderts". Eindrucksvoll arrangiert, werden hier Mini-Mosaiken erstmals präsentiert: 51 groß- und 140 kleinformatige Objekte, Werke, die im 18. Jahrhundert bis in die napoleonische Zeit hinein entstanden sind, und zwar nur in Rom.

Der Name erklärt sich nicht aus dem kleinen Format der Mosaiken – auch wenn sie meist auf Cassetten, Schnupftabakdosen, Medaillons und Glas montiert sind –, sondern aus der Tatsache, daß die einzelnen Steinchen so *winzig sind, daß man sie nur* mit der Pinzette bearbeiten konnte: Sie messen in der Breite einen Millimeter. Gewonnen wurden die Splitter über offenem Feuer aus Emailleplatten, dann zurechtgefeilt. Eindrucksvoll ist die Vielfalt der Farben, der Reichtum der Sujets, von Landschaft über Porträts bis zu Stadtansichten und Tierdarstellungen.

Gegründet wurde diese moderne Schule römischer Mosaikkunst im Vatikan, wo auch heute noch eine Mosaikwerkstatt existiert. Später entstanden in der Nähe des Spanischen Platzes Ateliers für diese Arbeiten, in denen ausländische Besucher sie kennenlernten und in ganz Europa verbreiteten. Zu den bedeutendsten Künstlern dieser Schule gehörten Giacomo Raffaelli und Alessio Mattioli.

Ein bedeutender Teil der Exponate stammt aus der Eremitage in Leningrad, einst im Besitz der Zaren. Andere Objekte kommen aus der Sammlung Gilbert in Los Angeles und einer Reihe weiterer Museen und ausländischer Kollektionen. *In Rom* selbst waren nur noch Reste zurückgeblieben. (Bis 30. November, Katalog Edizioni del Mosaico. 25 000 Lire)

JÜRGEN VORDEMANN

Ibsens „Klein Eyolf" im Bochumer Schauspielhaus

Edvard Munch mit Hut

Wenn man dem Regisseur Fritz Marquardt glauben darf, so liefen die norwegischen Männer um die Jahrhundertwende grundsätzlich mit einem Hut herum, den sie auch im Haus, selbst in Gegenwart von Damen, nicht abnahmen. So führt er es jedenfalls in „Klein Eyolf" vor, einem nur äußerst selten gespielten Drama von Henrik Ibsen, das der Gast aus der „DDR" jetzt im Bochumer Schauspielhaus inszeniert hat.

Es erzählt im ersten Akt von einem Kind, das, während die Eltern eine Stunde der Leidenschaft erlebten, vom Tisch stürzte und zeitlebens gehbehindert gewesen wäre, hätte nicht die rätselhafte „Rattenmamsell" – in der neuen, hier uraufgeführten Übersetzung von Heiner Gimmler heißt sie „Rattenjungfer" – den Kleinen in den nahen Fjord gelockt, in dem er ertrank. Es erzählt auch von der Ehe zwischen Alfred und Rita, die schon vorher erloschen war, und von Alfreds Liebe zu seiner Schwester Asta.

Die zeitliche Fixierung bleibt der Regisseur allerdings schuldig: Klein Eyolf trägt keine Uniform „mit Goldschnüren und Löwenknöpfen", Ausstatter Karl Kneidl hüllt ihn in einen Tarnanzug von heute. Asta trägt noch als Erwachsene einen Herrenanzug wie in ihrer Kinderzeit, da man sie Eyolf nannte: dasselbe Modell wie ihr Bruder Alfred, den das Publikum für einen hochgradigen Neurotiker halten muß. Vor allem dann, wenn er haltlos zu winseln beginnt, sobald seine weiß gewandete Frau Rita ihn sexuell zu verführen sucht. Die Symbolik, die Ibsen in seine scheinbar naturalistische Handlung einschlüsselte, wird also gelöscht – zugunsten einer neuen Symbolik: Die Figuren, die der Regisseur beziehungslos nebeneinanderstellt, als seien sie Bildern von Edvard Munch entstiegen, sehen sich grundsätzlich niemals an, auch dann nicht, wenn Asta dem staunenden Alfred mitteilt, sie sei gar nicht seine Schwester.

Ibsens ohnehin nicht gerade handlungsträchtigem Stück bekommt diese Verkürzung überhaupt nicht. Dramatik – etwa wenn Rita ihren Anspruch auf Alleinbesitz des Gatten erhebt und ihre erotische Unersättlichkeit bekundet – kann ja nicht aufkommen, wenn jede szenische Aktion geradezu phobisch vermieden wird, so daß das keineswegs spannungslose Drama zum Hörspiel verkommt. Dafür aber hat Marquardt die Sprecher nicht – so wie er für die Rita in Hedi Kriegeskotte eine so fade Schauspielerin hat, daß man ihr sexuelle Gier ganz gewiß nicht abnimmt.

Dieser Aspekt scheint indes der einzige zu sein, den der Regisseur an Ibsens Stück entdeckte – und die triviale „Botschaft" gegen Ende, Frau Rita werde sich künftig den „armen, verkommenen Kindern am Strand" widmen, die sie, solange ihr verkrüppeltes Kind lebte, gar nicht wahrnahm. Nur eine einzige überzeugende Lösung gibt es: Wenn Kneidl den Parkettboden des ersten Bildes zusammenschiebt und Alfred (ganz unzulänglich: Jochen Tovote) im zweiten Akt auf den Trümmern seiner Welt hockt. Aber das reicht nicht.

HORST ZIERMANN



Sorgte für einen neuen Auktionsrekord: Das Aquarell (mit Tuschfeder) „Matrose und Mädchen" (um 1925) von Otto Dix wechselte in der Berliner Villa Grisebach für 154 000 Mark den Besitzer

FOTO: KATALOG

Erfolgversprechender Auftakt der „Villa Grisebach Auktionen" in Berlin

Kampf um die Marschlandschaft

Das Interesse war enorm, der Andrang desgleichen – der Berliner Branchenneuling „Villa Grisebach Auktionen" konnte bei seiner ersten Versteigerung am Wochenende zufrieden sein. Die fünf Gründer hatten nach heftigem Schlagabtausch mit den etablierten Auktionatoren ihre Haftungsbedingungen präzisiert und ihr haftendes Kapital auf 1,4 Millionen Mark erhöht. Die verbalen Keulenhiebe von beiden und Flüsterparolen von vielen Seiten hatten schon etwa 2500 Interessenten zur sechstägigen Vorbesichtigung in die Fasanenstraße gelockt. Bei der Premiere dann konnte Auktionator Bernd Schultz eine erlesene Kollektion von Händlern und Sammlern begrüßen, wie Berlin sie nicht alle Tage sieht.

Der Auftakt mit hochwertiger Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts brachte gleich fünf Millionen Mark Umsatz. Den größten Beitrag dazu leistete Corinths Ölbild „Apfelblüten und Flieder" mit 380 000 Mark (Taxe: 350 000 Mark). Das mit 400 000 bis 480 000 Mark am höchsten eingeschätzte, aber in der Tat nicht sehr starke Nolde-Bild „Figur und Blumenstilleben" fand dagegen nur einen Bieter und wurde deshalb bei 320 000 Mark auch nur unter Vorbehalt zugeschlagen. Dafür wurde sein in einer Farborgie schwelgendes Aquarell „Marschlandschaft" trotz einiger *Mängel* lebhaft umkämpft und übertraf mit 230 000 Mark die Höchsttaxe noch um 10 000 Mark.

Für einen neuen Auktionsrekord bei Dix-Aquarellen sorgte das Katalog-Umschlagbild „Matrose und Mädchen". Nach längerem, heftigem Bietgefecht ging es für 154 000 Mark und damit fast die doppelte Taxe von 80 000 Mark nach Süddeutschland.

Ebenfalls in diese Region holte sich ein anderer (und bekannter) Sammler das Corinth-Bild „Tanzender Derwisch". Der persönlich mitbietende Lothar-Günther Buchheim bekam es preiswert: 30 000 Mark bei 10 000 bis 20 000 Mark höherer Schätzung.

Max Liebermann war das Glück nicht gerade hold. Zwei allerdings wenig aufregende Ölbilder blieben unter den Schätzpreisen, zwei Zeichnungen wurden wegen Zweifel an der *Echtheit* vor der Auktion zurückgezogen. Unterschiedliches widerfuhr auch Lesser Ury. Ein schönes frühes Bild und drei „klassische" Berlin-Motive übersprangen mühelos die Taxen, andere nicht minder qualitative aus dem umfangreichen Angebot erreichten sie nicht oder gingen zurück.

Meister Zille konnte das nicht passieren. Acht von neun Offerten kamen problemlos an die Schätzpreise heran oder übertrafen sie, darunter das urige *Aquarell „Berliner Strandleben"*, mit 88 000 Mark der teuerste Zille bei Erwartungen von 55 000 bis 85 000 Mark. Nur für die laszive Oldtimerin „Venus mit dem Pelz" mochte niemand auch nur entfernt 70 000 Mark anlegen.

Der zweite Auktionstag mit überwiegend graphischen Werken brachte weniger Umsätze durch weniger betuchte Käufer, die aber ausdrücklich *mit den Objekten unter 10 000 Mark* angesprochen werden sollten. Entsprechend weniger locker saß das Geld. Es wurde sehr gezielt geboten und gekauft – zwei Radierungen von Paul Eliasberg gab es schon für je 75 Mark. Das Interesse an dem einzelnen Stück überwog eindeutig. Auch große und größte Namen gingen zum Teil sang- und klanglos unter, wenn Preiserwartungen und Zielvorstellungen zu sehr auseinanderklafften.

Eine richtige Panne gab es dann auch noch. Castillos (verglast angebotene) Zeichnung „Dialogue" fiel lautstark zu Boden. Ob die Scherben den Grisebach-Auktionen Glück bringen? Auch kritische Auguren fanden hinterher, daß die Neulinge einen erfolgreichen Start hatten.

HEINRICH KÖNIG

JOURNAL

Berliner Filmfirma koproduziert mit China

dpa. **Berlin**

Die Westberliner Manfred-Durniok-Filmproduktion verfilmt zur Zeit gemeinsam mit dem chinesischen *Shanghai-Filmstudio* den Jules-Verne-Roman „Die Leiden eines Chinesen in China". Partner bei dieser Zusammenarbeit sind der Hessische Rundfunk und der Saarländische Rundfunk. Das Drehbuch verfaßten der deutsche Autor Hans Borgelt und die chinesischen Kollegen Ai Minzhi und Si Minsan. Regie führt Wu Yigong.

Menuhin-Konzert für eine neue Synagoge

dpa. **Darmstadt**

Zugunsten der neuen Synagoge in Darmstadt, die 1988 zum 50. Jahrestag der „Reichskristallnacht" vom 9. November 1938 eingeweiht werden soll, hat der Geiger Yehudi Menuhin gestern im Staatstheater in Darmstadt ein Wohltätigkeitskonzert gegeben. Begleitet von einem amerikanischen Pianisten, spielte Menuhin dabei Werke von Ludwig van Beethoven und Cesar Franck. Der Erlös von etwa 28 000 Mark soll zum Innenausbau der Synagoge verwendet werden.

Deutsche Kulturwoche in Bulgarien

dpa, **Sofia**

Gegenwärtig findet in Bulgarien eine zweite Kulturwoche der Bundesrepublik statt, die auf der Grundlage des Abkommens über kulturelle Zusammenarbeit beider Länder basiert. Schwerpunkte sind Gastspiele des NDR-Sinfonie-Orchesters sowie der Jazzgruppe „Blue Box" und des Freiburger Tanztheaters von Krisztina Horvath, berichtete das Goethe-Institut als einer der Organisatoren der Kulturwoche. Filme, Lesungen, Kolloquien und eine Ausstellung runden die Woche in Sofia und anderen Städten ab.

Kulturstiftung FNAC in Frankreich gegründet

dpa. **Paris**

Im Zeichen des vom französischen Kulturministeriums angeregten Sponserns von Kulturprojekten und -institutionen hat die international mit Niedrigpreisen für Bücher bekannt gewordene französische Discount-Kette „FNAC" eine Kulturstiftung gegründet. Die Stiftung der aus der Genossenschaftsbewegung hervorgegangenen FNAC wird 1987/88 über ein Budget von rund zehn Mio. Francs (über drei Mio. Mark) verfügen. Die Stiftung will französische und internationale Projekte der verschiedensten kulturellen Sparten fördern.

Londoner Film-Festival mit Tarkowskis „Opfer"

DW. **London**

Das 30. internationale Film-Festival von London findet derzeit bis zum 30. November statt. Es werden 150 Spiel- und 60 Kurzfilme in zehn verschiedenen Örtlichkeiten gezeigt, darunter eine beträchtliche Anzahl von Filmen aus den USA sowie ein „Meisterstück" aus Taiwan und eine „reizende Geschichte" von den holländischen Antillen. Zu den Höhepunkten gehört Tarkowskis „Das Opfer", basierend auf Murnaus klassischem Vampir-Film „Nosferatu" mit Live-Musik vom Düsseldorfer Ensemble.

Hans Jürgen Baden †

DW. **Celle**

Er lehrte als Professor der protestantischen *Theologie*, und er war ein Schriftsteller von Gnaden. Vor allem aber war er Pastor, Seelsorger aus Passion und Berufung. Als solcher wußte Hans Jürgen Baden um den Ton der heiligen Einfalt, der zu Herzen geht, und aus diesem Wissen erwuchs für seine Gemeinde ein unvergleichlicher Tröster. Der Schriftsteller Baden umkreiste seit Jahren das Phänomen des Todes und des Suizids: viele erhellende *Werke hat er diesem Themenkreis* gewidmet. Das kürzlich erschienene Buch „Schritte aus der Einsamkeit" kündet in ergreifender Fröhlichkeit von der Gnade, die den Tod überwinden kann. Badens letzter Beitrag, für diese Zeitung geschrieben und in der letzten Ausgabe der GEISTIGEN WELT publiziert, war eine Auseinandersetzung mit Sigrid Hunkes Essay „Tod – was ist dein Sinn?". Jetzt ist der Autor, 74jährig, in Celle nach langer Krankheit verstorben.

DAS AKTUELLE TASCHENBUCH

A. O. Barnabooth war ein verwöhnter junger Mann, den die Liebe zu Kunst und Literatur über die ganze Welt trieb, der sich aber mit Vorliebe in Italien aufhielt. Seine (fiktive) Reise endet in Trauer über „die elenden Fallen der alten Welt"; dies beschließt aber auch ein bemerkenswertes Epos von Larbaud, der hierzulande leider immer noch unbekannt ist. Ho.

Valery Larbaud: „Sämtliche Werke des A. O. Barnabooth", Ullstein, 357 S., 14,80 Mark.

Geiselnehmer bat um das Strafgesetzbuch

dpa, **Wuppertal**

Nach 14 Stunden ist gestern morgen in Wuppertal-Unterbarmen die Geiselnahme in einem Supermarkt unblutig zu Ende gegangen. Der Geiselnehmer, ein 39jähriger arbeitsloser Maurer aus Krefeld, gab gegen 3.20 Uhr auf, nachdem ihm Strafmilderung in Aussicht gestellt worden war. Nach den Erkenntnissen der Polizei war der Mann mit dem Vorsatz nach Wuppertal gekommen, einen Raubüberfall zu begehen. Mit einer Waffe vom Kaliber neun Millimeter in der Tasche hatte er sich am Morgen im Lagerraum der Aldi-Filiale versteckt. Kurz vor Ladenschluß nahm er eine Verkäuferin als Geisel und versuchte so, an die Tageseinnahmen zu gelangen. Ein Kunde, der entkommen konnte, alarmierte die Polizei.

Im Anschluß an den Alarm kam es zu einem Schußwechsel zwischen dem Täter und einem Polizisten. Vermutlich war der auf einem Motorrad vorüberfahrende Beamte von Passanten auf den Raubüberfall aufmerksam gemacht worden. Danach verschanzte sich der Mann mit fünf Frauen, einem Mann und einem zwölfjährigen Jungen im Lagerraum. Da die Filiale wie alle Aldi-Märkte aus Sparsamkeitsgründen keinen Telefonanschluß hat, bestand zunächst nur Rufkontakt. Am späten Nachmittag forderte der Gangster ein Lösegeld von 100 000 Mark, einen Wagen mit umbauter Ladefläche, aber auch Medikamente für die Geiseln.

Wesentlichen Anteil am glimpflichen Ausgang der Geiselnahme hatte ein 49jähriger Industriemeister, der ebenfalls zu den Geiseln zählte. Er hielt per Telefon, das nach langem Widerstand des Geiselnehmers doch noch in die Filiale verlegt werden konnte, den Kontakt zwischen Polizei und Gangster. Nach den Aussagen der Opfer habe sich der Geiselnehmer „korrekt und ruhig verhalten".

Das Kind hatte bereits am Nachmittag den Laden verlassen dürfen. Um 20.30 Uhr entließ er zwei weibliche Geiseln. Gegen drei Uhr durfte als letzter auch der Industriemeister gehen. Kurz bevor er aufgab, ließ sich der Geiselnehmer unter anderem einen Text des Strafgesetzbuches bringen. Vor seiner Festnahme durch die Polizei, die mit etwa 100 Mann – darunter ein Mobiles Einsatzkommando und Scharfschützen – angerückt war, holte sich der Geiselnehmer von einem Aldi-Vertreter die Erlaubnis, zwei Stangen Zigaretten mitnehmen zu dürfen.

Ein „Kranich" flog durch den Korridor

HANS-R. KARUTZ, **Berlin**

Zum ersten Mal seit Hanna Reitsch im April 1945 mit ihrem „Fieseler Storch" im Chaos um Berlin vor dem Brandenburger Tor landete, setzte jetzt wieder ein deutsches Flugzeug in Berlin auf: Eine betagte Boeing 707 in den Farben der Lufthansa ruht sich seit dem Wochenende als Museumsstück auf Berliner Boden aus. Ihr Flug durch den alliierten Korridor bedeutete die erste Luftreise eines LH-„Kranichs" auf dieser den Schutzmächten vorbehaltenen 3000-Meter-Straße über der „DDR" an die Spree.

Weil diese drei Korridore für die vor 50 Jahren in Berlin geborene Lufthansa weiterhin „off limits" sind, schlug das Geschenk für Berlins Verkehrsmuseum bizarre Umwege ein: Als spendierfreudiger Geber durfte – so wollten es die drei Alliierten – nicht die Lufthansa selbst, sondern nur der Hersteller Boeing in Seattle/USA auftreten: Konzernchef Thomas A. Wilson schenkte das gute Stück denn also als „Dreingabe" zur Auslieferung der 200. Boeing an die Lufthansa.

Das 70-Tonnen-Geschenk hatte zuvor 26 Jahre lang Sonne und Wind getrotzt: Die Maschine stand über ein Vierteljahrhundert in El-Al-Diensten. Nach 70 000 Flugstunden kaufte Boeing sie den Israelis ab. In Tel Aviv war die Maschine vor ihrer letzten Reise mit dem heute überholten LH-Design der sechziger Jahre am Heck bemalt worden: Kranich-Symbol, Schwarz-Rot-Gold, Schriftzug. Dann flog man den Vierstrahler auf diplomatischem Zick-Zack-Kurs nach Berlin.

Station 1: Frankfurt am Main. Dort erhielt die Maschine eine US-Registrierung und zugleich die letzte Starterlaubnis ihres Lebens. Station 2: Bodenpersonal mußte den Schriftzug „Lufthansa" an der linken Kabinenseite überkleben – man wollte keine Sowjet-Jäger im Korridor „reizen". Station 3: Eine eigens aus Seattle eingeflogene Werksbesatzung übernahm den Flug – kein LH-Pilot durfte an den Steuerknüppel. Station 4: Mit dem letzten Stopp auf der Berliner Betonpiste erlosch die Fluglizenz – der Aeroplan wurde zum Museumsstück . . .

Wie auch immer – Berlin gewann den Wettstreit mit dem Deutschen Museum an der Isar, und LH-Chef Ruhnau resümierte: „Wir haben seit dem Krieg mehr als einen Koffer in Berlin. Es bleibt unser Wunsch, auch wieder hierher zu fliegen."



Die Münchner S-Bahn steht bei den Sprayern an der Isar besonders hoch im Kurs FOTO: MÄCHLER/DPA

Wenn Schmierereien zu Graffiti werden . . .

PETER SCHMALZ, **München**

Es muß vor gut vierzig Jahren gewesen sein, als der kleine Peter einen blauen, wasserfesten Farbstift fand und bei Großmutter der bläßlichen Tapete mit kräftigen Strichen zu neuem Ausdruck verhalf. Alsbald herbeigeeilte Erwachsene zeigten sich in einer Weise tief beeindruckt, die leider nicht auf viel Verständnis für den Windelhosen-Künstler schließen ließ. Etliche Jahre später lernte der heranwachsende Knabe auch den Satz: „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände". Und nun, herangereift zu einem, der gelegentlich selbst mahnend den Finger hebt ob jugendlichen Ungestüms, darf er erleben, wie das Münchner Stadtmuseum schon mehr als 5000 Dias mit Motiven von Wand- und S-Bahn-Bemalungen hortet.

„Graffiti" heißt die Art, sich mit farbigen Spraydosen einer Beton-, Blech- oder Leinwand-Fläche in der Absicht zu nähern, ihr ein poppiges Aussehen zu verpassen. Rote, grüne oder gelbe Buchstaben werden verzerrt und fast unleserlich ineinanderverschachtelt, Comicfiguren gesellen sich zu wohlproportionierten Nackten, am Betonpfeiler einer Isarbrücke taucht ein pinkfarbenes Ungeheuer aus dem Wasser.

Noch wunderbarer ist in Sprayer-Kreisen jedoch ein Zug, egal ob eine New Yorker U- oder eine Münchner S-Bahn. *Nachts schleichen sie sich an* die abgestellten Waggons, bringen kleinformatige Skizzen und nummerierte Farbsprühdosen mit, besprühen die Wagen vom „window down" und auch über die Fenster „top to bottom", sehen ihr höchstes Glück erreicht, wenn der Zug von vorn bis hinten kunterbunt lackiert ist. Der erste europäische „Whole Train" soll im Frühjahr vergangenen Jahres in München entstanden sein.

Seither steht die Bundesbahn in der bayerischen Landeshauptstadt, die als deutsche Sprayer-Metropole gilt, in einem schier aussichtslosen und teuren Kampf gegen die nächtlichen Lackier-Attacken. Denn die heimlich aufgetragenen Graffitis gelten als Sachbeschädigung und *werden nach ihrer Entdeckung möglichst* schnell wieder entfernt. Der vollkommen besprühte Zug des vergangenen Jahres schlug mit knapp 15 000 Mark Reinigungskosten zu Buche, der seither entstandene Schaden wird auf weit über 100 000 Mark geschätzt.

Teuer kann der illegale nächtliche Trip auch die Sprühdosen-Jongleu*ren zu stehen kommen: Sie machen* sich nach Paragraph 303 des Strafgesetzbuches einer Sachbeschädigung schuldig, die mit Geldstrafe oder mit einem bis zu zweijährigen Freiheitsentzug geahndet werden kann. Und zur Strafe summiert sich noch der Schadensersatz, 60 Mark für einen Quadratmeter Wand, 600 Mark für die gleiche Fläche auf der S-Bahn gelten in München als Norm. 6119,42 Mark teuer war ein 54 Meter langes Sprühbild auf einer S-Bahn.

Etwa 150 Sprüher treiben in und um München ihr Unwesen, die meisten davon sind der Kriminalpolizei bekannt. Sie gehen in der Regel aufs Gymnasium, sind zwischen 15 und 17 Jahre alt und kommen aus wohlsituierten, bürgerlichen Familien. Die *Münchner Bahnpolizei bildete bereits* eine Graffiti-Sondereinheit, einer dieser Beamten wird in Sprühkreisen beneidet um seine amtlich angelegte Graffiti-Sammlung, die mehr als 3000 Farbfotos enthalten soll. Von den 100 Stücken, die der soeben erschienene Bildband „Munich Graffiti" zeigt, existiert keine Handvoll mehr.

Vergänglich ist also der Ruhm der Sprayer und haftbar bleibt nur die Geldstrafe samt Schadensersatz. Einer aber, so erzählt die Spray-Szene, ist schon zur Kunstakademie gewechselt. Und ein anderer namens Rainer Suchy eröffnete ein legales Design-Studio zur „künstlerischen Gestaltung und Ausführung von Wänden, Werbetafeln u. a." Er hat nicht nur Hausfrauen in Supermärkten mit seiner Kunst beglückt, sondern auch die CDU-Zentrale mit einem gesprayten Adenauer-Kopf. Was hätte also aus dem kleinen Peter alles werden können, wären die Erwachsenen damals nur ein wenig aufgeschlossener gewesen für seine frühen Graffitis, die damals noch schlicht Schmierereien genannt wurden . . .

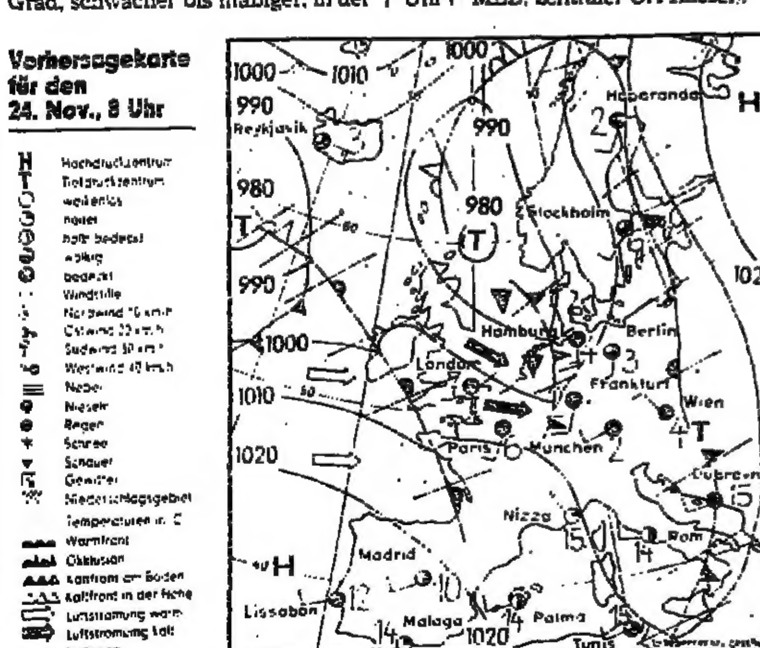
WETTER: Einzelne Schauer

Lage: Die nach Deutschland einfließende frische Meeresluft verliert unter schwachem Hochdruckeinfluß allmählich an Wetterwirksamkeit.

Vorhersage für Montag: Wechselnd bewölkt und vereinzelt Schauer, höchste Temperaturen um 6, Tiefstwerte in der Nacht zum Dienstag im Nordwesten kaum niedriger, sonst nahe Null, in Bayern bis minus 3 Grad, schwacher bis mäßiger, in der Nordhälfte frischer und böiger Wind aus West bis Südwest.

Weitere Aussichten: In der Nordhälfte bewölkt und zeitweise Regen, milder, in der Südhälfte wenig Änderung.

Sonnenaufgang am Dienstag: 7.55 Uhr*, Untergang: 16.23 Uhr; **Mondaufgang:** –.– Uhr, Untergang: 13.55 Uhr (* MEZ; zentraler Ort Kassel).



Temperaturen in Grad Celsius und Wetter vom Sonntag, 13 Uhr (MEZ):

Deutschland:

Berlin	9	bd
Bielefeld	8	bw
Braunlage	3	bw
Bremen	7	bw
Dortmund	8	bw
Dresden	8	bd
Düsseldorf	8	bw
Erfurt	7	bw
Essen	6	bw
Feldberg/S.	-1	*Gr*
Flensburg	6	bw
Frankfurt/M.	8	he
Freiburg	8	bw
Garmisch	2	Sr
Greifswald	9	R
Hamburg	7	be
Hannover	8	bw
Kahler Asten	0	bw
Kassel	6	bw
Kempten	3	R
Kiel	7	bw
Koblenz	9	bw
Köln-Bonn	7	be
Konstanz	5	R
Leipzig	6	bd
List Sylt	6	bw
Lübeck	6	bw
Mannheim	8	bw
München	5	R
Münster	7	bw
Norderney	6	be
Nürnberg	7	bw
Oberstdorf	2	Sr
Passau	6	R
Saarbrücken	6	bw
Stuttgart	7	bw
Trier	4	bw
Zugspitze	-10	S

Ausland:

Algier	20	bw
Amsterdam	6	bd
Athen	15	bw
Barcelona	15	bw
Belgrad	12	he
Bordeaux	10	he
Bozen	6	Ne
Brüssel	6	he
Budapest	8	bw
Bukarest	5	bd
Casablanca	16	bw
Dublin	7	bw
Dubrovnik	16	he
Edinburgh	9	bw
Faro	18	he
Florenz	13	R
Genf	7	bw
Helsinki	5	R
Hongkong	23	bw
Innsbruck	4	R
Istanbul	12	wl
Kairo	22	wl
Klagenfurt	5	R
Konstanza	10	bw
Kopenhagen	7	R
Korfu	15	bw
Las Palmas	21	bw
Leningrad	4	bd
Lissabon	13	bw
Locarno	7	Sp
London	9	bw
Los Angeles	22	wl
Luxemburg	4	bw
Madrid	11	he
Mailand	8	bd
Malaga	16	he
Mallorca	16	bw
Moskau	-2	bd
Neapel	17	R
New York	1	bw
Nizza	13	bw
Oslo	6	R
Ostende	4	R
Palermo	18	he
Paris	6	R
Peking	0	S
Prag	7	R
Rhodos	19	bw
Rom	16	bw
Salzburg	5	R
Singapur	27	bw
Split	16	bw
Stockholm	6	Sp
Straßburg	7	he
Tel Aviv	25	he
Tokio	20	bw
Tunis	18	bw
Valencia	15	bw
Varna	10	bw
Venedig	10	R
Warschau	3	he
Wien	7	bw
Zürich	6	Rs

bd = bedeckt, bw = bewölkt, Gr = Graupel, Gw = Gewitter, he = heiter, [illegible], Ne = Nebel, R = Regen, Rs = Regenschauer, S = Schneefall, [illegible], Sp = Sprühregen, Sr = Schneeregen, wl = wolkenlos, – = keine Angabe

Fußball-Jungstar als Schwarzfahrer: 7500 Mark Buße

E. REVERMANN, **Hannover**

Eine Schwarzfahrt in der Straßenbahn wird der 19jährige Fußball-Jungstar Maximilian Heidenreich vom Zweitliga-Spitzenreiter Hanno*ver 96 nicht so bald vergessen. Er soll* 7500 Mark für die Fahrt bezahlen, die normalerweise 2,20 Mark kostet. Der Profi-Kicker war im Januar ohne Fahrschein erwischt worden, wollte aber die 40 Mark „Schwarzfahrer-Prämie" nicht zahlen. Ein Verfahren vor dem Jugendgericht endete mit der Auflage, eine Geldbuße von 5000 Mark an eine karitative Einrichtung zu zahlen. Die Summe fiel deswegen so hoch aus, weil sich der Dribbelkünstler bei einer Polizeivernehmung mit seinem Monatsverdienst von über *10 000 Mark gebrüstet haben soll.*

Die Summe überwies Heidenreich nach eigenen Angaben in zwei Raten – die zweite Zahlung kam jedoch nicht fristgerecht an. In einem neuen Verfahren wurde die Bußgeldsumme auf 7500 erhöht. Nachdem rechtlich alle Möglichkeiten ausgeschöpft sind, will Heidenreichs Rechtsanwalt nun bei Gericht eine Minderung „aus sozialen Gründen" beantragen. „Maxi", der sich derzeit auf sein Abitur vorbereitet, müsse schließlich „für seine Familie dribbeln". Ob es bei den 7500 Mark bleibt oder nicht: Mit dem Spitzenpreis für eine Schwarzfahrt ist die Sturmspitze der Hannoveraner allemal einsame Spitze . . .

Eine Bürgerinitiative gab den entscheidenden Hinweis

Neue Chemieunglücke / Nach Rhein nun auch Main betroffen

LUDWIG KÜRTEN, **Bonn**

Die Kette der Chemieunglücke reißt nicht ab: Nur einen Tag nach der Einleitung eines Unkrautvernich*tungsmittels bei der BASF in Lud*wigshafen ist am Samstag ein weiterer Störfall bekanntgeworden. Aus dem Werk Kelsterbach des Frankfurter Chemiekonzerns Hoechst ist Chlorbenzol ausgelaufen und über einen Regenwasserkanal in den Main geflossen.

Untersuchungen der hessischen Landesanstalt für Umwelt haben ergeben, daß die Konzentration des Stoffes in dem Regenwasser bei 12 Milligramm pro Liter gelegen habe. Die Einleitung wurde erst durch Hinweise einer Bürgerinitiative zur Reinhaltung des Mains bekannt. Der Konzern selbst hatte den Störfall den zuständigen Behörden nicht gemeldet.

Nach Auskunft des Sprechers des hessischen Umweltministeriums muß davon ausgegangen werden, daß ein undichtes Faß Ursache für die Verschmutzung des Wassers ist. Die Menge des ausgelaufenen Chlorbenzols wurde mit „bis zu 50 Kilogramm" angegeben. Demgegenüber spricht das Unternehmen von lediglich 850 Gramm, und diese Menge liege weit unterhalb der Meldeschwelle für Störungen. Chlorbenzol dient als technisches Lösungsmittel und tritt als Zwischenprodukt bei der Herstellung von Insektiziden, Arzneimitteln sowie von Farb- und Duftstoffen auf.

Gleichzeitig wurde bekannt, daß die Giftmenge, die am Freitag aus *dem BASF-Werk ausgetreten war, größer und gefährlicher ist, als zu Be*ginn angenommen worden war. Das Mainzer Umweltministerium teilte mit, daß zusätzlich zu den zunächst von der BASF angegebenen 1100 Kilogramm des Herbizids weitere 900 *Kilogramm aus dem defekten Rohr*system ausgeschwemmt wurden.

Das Unkrautvernichtungsmittel (Dichlor-Phenoxy-Essigsäure) werde zwar vom Umweltbundesamt als „mindergiftig für den Menschen" eingestuft, jedoch seien möglicherweise mit dem Stoff auch giftigere Begleitsubstanzen ins Rheinwasser gelangt, hieß es in der Mitteilung von Umweltminister Klaus Töpfer.

Im Gegensatz zu den Angaben der BASF ist diese Essigsäure-Verbindung nach Auskunft des Ministeriums biologisch nicht leicht abbaubar und kann in wässriger Umgebung bis zu vier Monate nachgewiesen werden. Das Bundesgesundheitsamt werde in einem Speziallabor den Stoff umfassend analysieren und dabei vor allem auch auf die hochgefährlichen Dioxine untersuchen. Erst dann werde man eine abschließende Beurteilung über die Giftigkeit der ausgeflossenen Substanz vornehmen.

Haushaltsgeräte machen die Familie anspruchsvoller

dpa, **Berlin**

Zwischen 50 und 60 Wochenstunden beträgt die Arbeitszeit einer Hausfrau in einem Haushalt mit Kindern. Obwohl immer mehr Chemie und Maschinen eingesetzt werden, steigt die zeitliche Belastung. Mit dieser Erkenntnis befaßt sich an der Technischen Universität (TU) Berlin ein Symposium zur „Theorie und Ökologie der Hausarbeit". Neue Maschinen heben das „Anspruchsniveau", die Familie verlangt beispielsweise täglich nach frischer Wäsche, weil die Wasch- und Trockenmaschine vermeintlich die Arbeit erleichtern. 60 Prozent der Hausarbeit werden nach Angaben der TU-Professorin Gerda Tornieporth für „materielle Arbeit" wie Wäschewaschen, Putzen und Kochen aufgewandt, der geringere Anteil für Kinderbetreuung und Haushaltsplanung. Der Zeitaufwand berufstätiger Frauen liegt zehn bis 40 Prozent niedriger: Erwerbstätige kaufen mehr Fertigprodukte und geben ihre Kinder öfter in den Kindergarten.

Infektion im Krankenhaus

dpa, **Baden-Baden**

Hygiene-Experten haben die Unterbewertung der Klinik-Hygiene bei der Ausbildung von Medizinstudenten kritisiert. In den Krankenhäusern der Bundesrepublik infizierten sich jährlich über eine halbe Million Patienten, etwa 13 000 würden daran sterben, sagte der Ulmer Krankenhaushygieniker Bernhard Thimm.

Zwillingen Gift gegeben

hrk. **Berlin**

Eine blutige Familientragödie beschäftigt die Berliner Kriminalpolizei: Die 36jährige Hausfrau Evelyn E. gab ihren sechsjährigen Zwillingen eine Giftmixtur zu trinken und stieß sich selbst ein Messer in den Bauch. Die depressiv veranlagte Frau starb, um das Leben der Kinder ringen die Ärzte noch.

Dosenmilch aus Bayern

hd. **München**

Sieben Monate nach dem Unglück von Tschernobyl will der Dosenmilch-Hersteller „Allgäuer Alpenmilch AG" Konsequenzen ziehen. Sollten die Messungen bei der Kondensmilch „Bärenmarke" eine Erhöhung der Strahlenwerte anzeigen, wird die Produktion eingestellt. Für „Libby's" und „Glücksklee" des gleichen Unternehmens besteht dagegen keine Gefahr: Diese Marken werden aus der Milch von Kühen hergestellt, deren Weiden in den nördlichen Regionen der Bundesrepublik von radioaktivem Niederschlag weitgehend verschont blieben. Die Frischmilch für „Bärenmarke" wird dagegen aus dem Voralpenland geliefert, dessen Weidegras besonders hohe Cäsium-Werte aufwies.

Zusammenstoß: 7 Tote

dpa, **Salon-de-Provence**

Sieben Menschen, darunter ein zweijähriges Mädchen, sind in der Nacht zum Sonntag beim Zusammenstoß zweier Personenwagen in der Nähe von Salon-de-Provence in Südfrankreich getötet worden. Ein mit einer fünfköpfigen Familie besetzter Wagen prallte in einer unübersichtlichen Kurve mit einem entgegenkommenden Auto zusammen.

6,9 Millionen für Constable

SAD, **London**

Umgerechnet 6,9 Millionen Mark – zuzüglich zehn Prozent Provision – hat das Constable-Gemälde „Schleuse und Mühle von Flatford" bei einer Versteigerung im Londoner Auktionshaus Christie's erzielt. Fast sechs Jahrzehnte galt das Anfang des vergangenen Jahrhunderts entstandene Bild als verschollen; vor drei Jahren tauchte es in Washington wieder auf.

ZU GUTER LETZT

„SPD-Arbeit mit Computer: z. B. linke Grafik, Datenbank von unten, Mailbox, Infostandprogramme. Info bei: Sozialistischer Computer-Club, München." – Kleinanzeige im „Vorwärts".

هكذا منذ الأزل